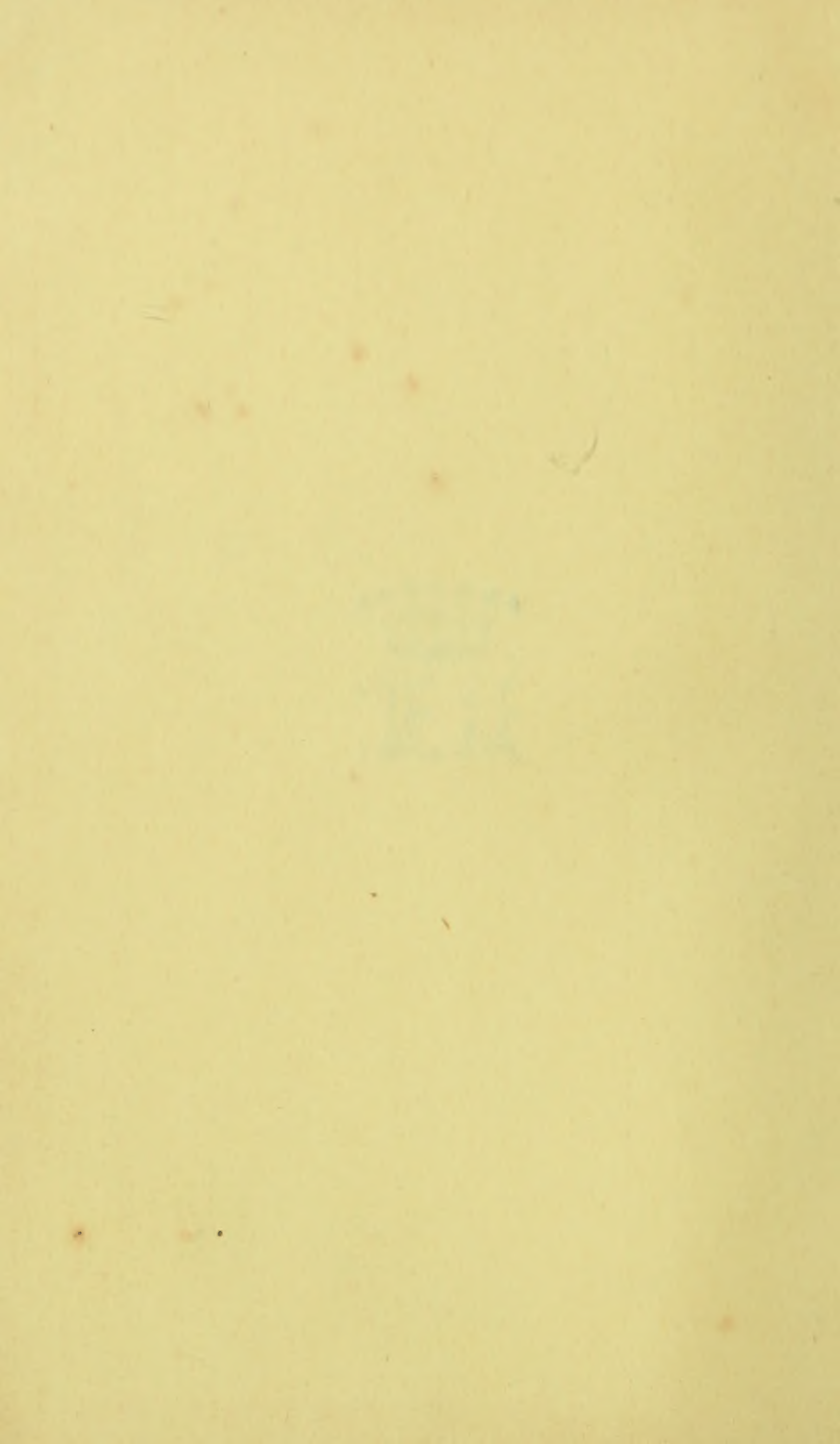
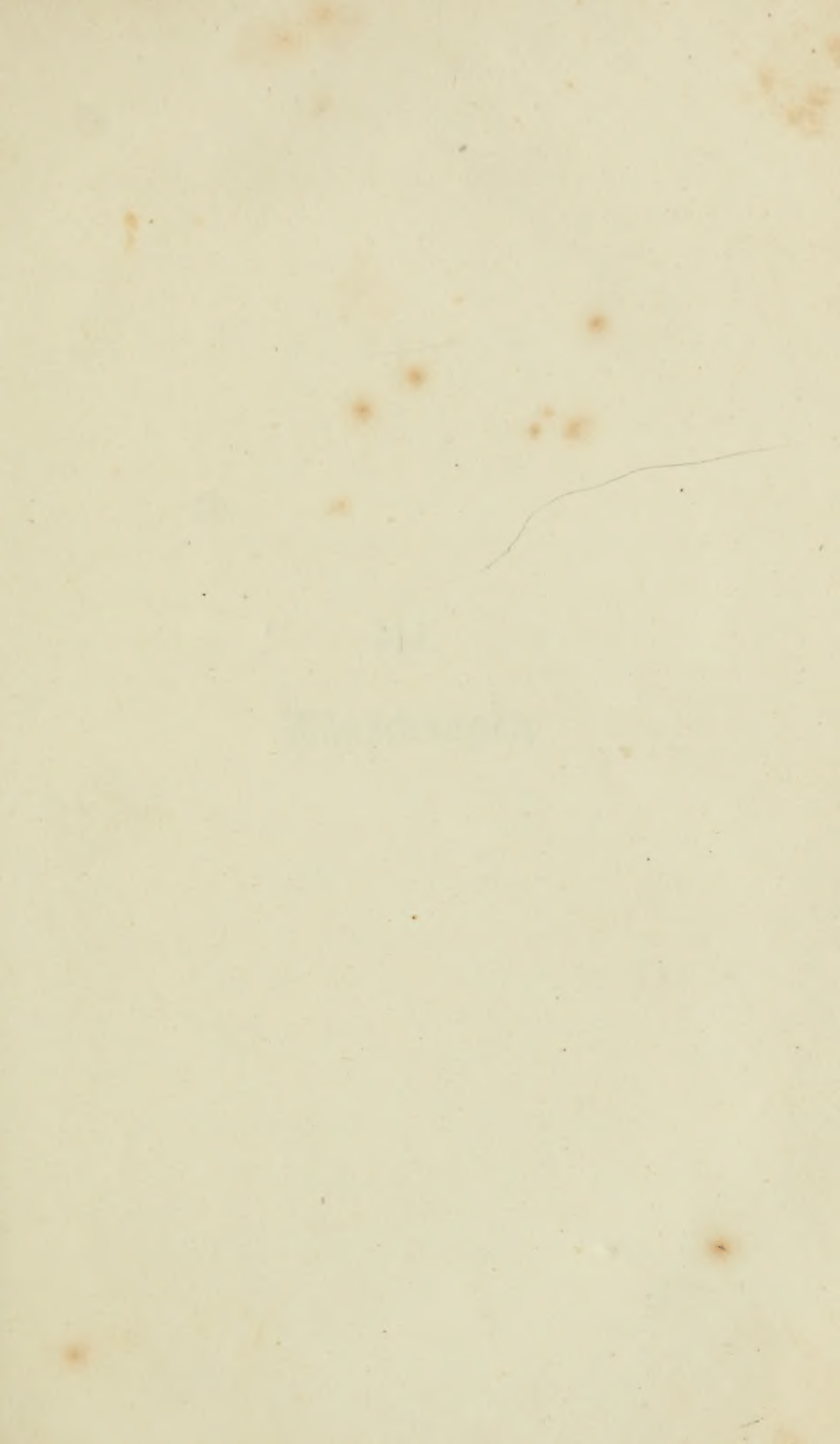










III.

Täuschungen.



Mozart.

Ein Künstlerleben.

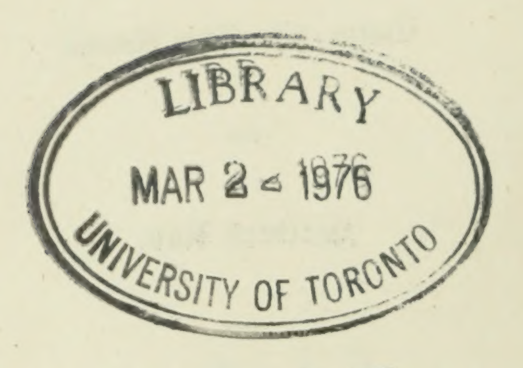
Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Dritter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.



Inhalt.

III. Täuschungen.

(Mozart's reifere Jugend.)



Im Volk.

Der Sommer des Jahres 1777 neigte sich zu Ende — — aber Niemand ahnte, welche Wichtigkeit dieses Jahr noch für Baiern gewinnen sollte.

Schon zwanzig Jahre nach den Blutbädern von Sendling und Aitenbach und nach allen Grausamkeiten des spanischen Erbfolgekrieges, prangte dies weite Land wieder, wenigstens dem Scheine nach, als seien Jahrhunderte des tiefsten Friedens über es hingezogen.

Der Fremde, durchreiste er die wohlgebauten Dorfschaften und Städte, sah er die unermeßlichen Getraidefluren, die Wiesen voller Heerden, Münchens Leben und Pracht, des Hofes Glanz und Lust, suchte vergebens nach den Spuren von Marlborough's Mordfackel und dem schauerlichen Zorne Kaiser Josephs I.

Aus den reichen Forsten wurden damals die einge-

äscherten Ortschaften schöner, denn zuvor, hergestellt, während der Erde Schooß die Speicher mit Ueberfluß füllte. Selbst die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung — wenn auch langsamer, doch tiefer zerstörend, als das vorüberziehende Ungewitter eines Krieges — waren unter den Blüthen des verjüngten Wohlstandes kaum bemerkbar. So segensmächtig ist die Natur des schönen Baierlandes.

Der Reichthum großer Handelsstädte, abhängig von den Sitten der Zeit, oder dem wandelbaren Verhältnisse und Verkehr der Welttheile, kann vergehen; aber Viehzucht und Ackerbau sind der Grundstock des Staatsvermögens, und geben einen, wenn schon mäßigen, doch ewigen, Zins. Dazu kommt der Zoll von unentbehrlichen Erzen und Salzen die das baierische Gebirge bringt, während auf diesem wirthlichen Boden von jeher ein kräftiger Menschenstamm hauste, — ein Menschenstamm der zugleich mit unermüdlicher Treue an den angestammten Fürsten hielt. Man sah ihn wohl oft unter deren Schwächen dulden und still klagen; doch niemals sich empören. Mit namenloser Geduld trug er die schwersten Forderungen; für den Fürsten waren sie ihm nicht zu schwer.

Lästiger freilich fiel den guten Baiern die Geldgier der vielen Tausend kleinen Gewaltsleute, welche im Namen des Fürsten — als seine Beamte — Bürger und Landmann übervortheilten und quälten; sich in Beziehung der Abgaben bereicherten; mit Willkür oder Umgehung bestehender Gesetze den Gebieter und das Volk betrogen, und herrischer aufpochten, als der Herr selbst. Es hätte sich

dies schöne und reiche Land aber eines noch höheren und dauernderen Wohlstandes erfreuen können, wäre die öffentliche Erziehung nicht allzusehr versäumt, wäre der gemeine Mann von der Gewalt der Vorurtheile und alten Unwissenheit freier geworden, und der Arm des Handwerkers oder Landmannes losgebundener von den Fesseln nachtheiliger Einrichtungen und Rechtsame. Aber dahin zu gelangen, fehlte es zu jener Zeit selbst den Räthen der Fürsten noch an Licht und Wegen. Darum erzeugte denn auch der Boden noch lange nicht, was er vermochte und es war schlechter Gewinn, daß der Anbau der Tabakspflanze ihren Genuß allgemein machte, oder daß die braungeröstete Bohne des Kaffeestrauches, das grüne Laub der Theestaude, vor wenigen Jahrhunderten kaum als Arzneitrank bekannt, jetzt der Haushaltung unentbehrliches Bedürfniß zu werden begann. Es wucherten die Laster der Armuth und Rohheit verderblich fort, weil eben die Masse des Volkes in Armuth, unglaublicher Unwissenheit und Rohheit verblieb. Es schreckte das Gesetz nicht von dem gräulichen Unfuge der Teufelsbeschwörerei und Schatzgräberei zurück, weil das Gesetz diesen Unsinn anerkannte. Die Verbrechen wuchsen, einmal: weil vom Staate aus die Veranlassungen dazu nicht gehoben wurden, und dann: weil dem Volke statt einer Religion der Sittlichkeit und Humanität nur äußerliche Werkheiligkeit und gedankenloser Ceremoniendienst geboten ward.

Die Geistlichkeit wehrte dabei gegen jede Aufklärung, wie gegen ein öffentliches Unglück. Sie erblickte in jedem

Erwachen des gesunden Menschenverstandes Gefahr für das Heiligthum des Glaubens, oder ihres Ansehens. Selbst von Lesen und Schreiben war damals bei dem Volke noch gar keine Rede; dadurch aber verharrte die größere Menge bei rohem — der gröbsten Sinnlichkeit hingegebenem Leben, in blindem Aberglauben und Dummfrommer Verehrung der Mönchswerke.

Das Schlimmste aber war, daß der weltliche den geistlichen Arm dabei auch noch unterstützte; zumal wenn es nicht Hoheits- und Vermögenssachen, sondern nur Verstand und Glauben des gemeinen Mannes betraf. Litt z. B. das Volk durch Hagelwetter, Ueberschwemmungen oder Mißwachs Noth, ermangelten die höchsten Behörden nicht, außer naturgemäßen Rettungs- oder Linderungsmittel, die übernatürlichen anzuempfehlen.

Bei Milzbrand und Viehseuchen wurden geweihte Gürtel und St. Pirmins und Wendelins-Zettel heilsam befunden; bei Mißwachs Umgänge und Bußtage gehalten und den Dienern des Altars Opfer gebracht, damit sie durch ihr mächtiges Gebet die zürnende Gottheit besänftigen möchten.

Endlich entzogen die zahllosen Feiertage — sie nahmen mit den Sonntagen ein volles Drittheil des Jahres hinweg — dem Landbau und den Gewerben die nöthigen Arbeitskräfte, gewöhnten das Volk an Faulheit und gaben noch dazu die schönste Veranlassung zu fortwährenden Ausgaben und unbegränzter Schwelgerei.

Land ein und aus strichen daher Arbeitsscheue und

Tagediebe, Zigeunerbanden und Räuber in Masse. Galgen und Rad wehrten ihnen nur schwach, und leicht entschlüpften sie den Verfolgern, begünstigt durch mangelhafte Sicherheitsanstalten oder durch die Bestechlichkeit der Schergen, Büttel und Gerichtsdiener, aus den Hefen des Volkes. *)

So war es unter Karl Albrecht und so blieb es zum größten Theile unter Churfürst Maximilian Joseph, obgleich dieser des Landes Wohl ernstlich wollte und anstrebte. Ein wirklicher Aufschwung an Intelligenz und Wohlstand war ja durch die Herrschaft der Priester und den Druck der Abgaben unmöglich. Der größte Theil des Volkes rang nach wie vor mit Armuth und Schulden. An feilen Grundstücken war Ueberfluß, und Höfe standen in Menge leer. Wer sollte kaufen? Da lauerten ja beim Verkauf und Ankauf Gerichtsfrohnen, Schreiber und Amtleute, Herrschaft und Staat, und alle forderten ihre Gebühren, Sporteln, Löhnungen und Abgaben. **) Aber das war nicht genug, es fraß auch noch eine Unzahl von Auflagen und Steuern, Zinsen und Frohnen den besten Theil des Ertrages weg.

---

*) Zschokkes: Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten.

**) Ein Bauer, der ein Gut von ungefähr 1500 fl. — Werth übernahm, hatte, ohne die „Inventur und Comissions-Kosten," 456 fl. 30 Kr. an Sporteln zu bezahlen. Die Schreibgebühren betrugen oft über 100 fl. — Westenrieder: Beschreibung des Starnberger See's. S. 152.

Dies schreckte denn den Unternehmungsgeist der Unbemittelten zurück, und mehrte die ungeheuere Zahl der Armen und Tagelöhner. Wenn diese aber nichts mehr hatten, ihren Hunger zu stillen, was blieb ihnen übrig, als Diebstahl und Raub in Feldern, Gärten und Hütten . . . . und so blieben Gefängnisse und Galgen an der Tagesordnung.

Wo aber die Mehrheit in Schmach, Unsittlichkeit, Dürftigkeit und Druck versunken ist, kann ein Volk nicht reich, nicht frei, nicht mächtig und geachtet werden, wie herrlich auch sein Thron, wie begütert sein Adel, wie glänzend sein Hof, wie erleuchtet einige seiner hervorragendsten Söhne, wie schön das Land selbst sein mag, das es bewohnt.

Und schön, unendlich schön war auch damals das Baiernland in vielen seinen Theilen! Einer der schönsten aber war und ist noch immer: Der Starnberger See mit seiner Umgebung.

Wie ein Stückchen vom Himmel gefallenes Paradies liegt dieser Winkel der Erde da, und mitten in ihm, von buschigen Ufern, von Schlössern und Dörfern umgeben, mit grünen Inseln geschmückt, der herrliche See, in einer Ausdehnung von fünf Stunden Länge und einer halben Stunde Breite, oft hundert und vierzig Klafter tief: der reizende Mittelpunkt einer der romantischsten Gegenden Deutschlands.

Und welch' eine prächtige Aussicht von dem Oertchen Starnberg über den silbernen Spiegel des Sees hinüber, den im fernen Hintergrunde die beschneiten Hochgebirge

Tyrols mit ihren himmelstürmenden Riesenmauern von ewigem Schnee und Eis schließen.

O es ist schön, göttlich schön dort, und war dies von je; . . . . ob aber darum ein Paradies? . . . . ein Aufenthalt froher, glücklicher Menschen? . . . . wer weiß es!

Dicht bei dem Oertchen Starnberg standen um das Jahr 1777 noch einige Reste eines alten schwerfälligen Mauerwerkes. Es waren die Trümmer der sogenannten Kaisersmühle, in welcher einst — der Sage nach — Karl der Große geboren worden. Diese geschichtliche Erinnerung aus längst entflohenen Jahrhunderten — aus Zeiten deutscher Größe und deutschen Heldenthums — war ein Heiligthum im Volksleben und an sie knüpften sich gar wunderbare Legenden, die — so entstellt sie auch erschienen — doch in der That das einzige geschichtliche Wissen der ringsumwohnenden Landleute ausmachte, da diese guten Menschen damals noch in einer fast unglaublichen Unwissenheit lebten.

Die Trümmer der Kaisersmühle und ihre, viele Tausend Menschen fassende, Umgebung waren daher auch bei allen besonderen Gelegenheiten der Ort, an welchem das Volk der Gemarkung sich versammelte, sei es nun zu Festen und frohen Gelagen, oder zu ernsten Besprechungen.

Auch heute, an einem schönen Herbsttage, war dies der Fall; angeblich um der Hochzeit beizuwohnen, die der Sohn des reichen „Seewirthes" mit der schönen Kath aus dem benachbarten Mittenwalde, der Tochter des

Geigenmachers — der „Geigen-Matthes“ genannt — feierte.

Schwerlich aber mochte dies Fest in Wahrheit die eigentliche Veranlassung der großen Versammlung sein, die heute hier statt fand. Denn war auch der „Seewirth“ weit und breit verwandt und verschwägert, und der „Geigen-Matthes,“ so wie seine hübsche Tochter allgemein bekannt, auf Tausende erstreckte sich die Verwandtschaft und Bekanntschaft Beider doch nicht — und wenigstens dreitausend Menschen waren jetzt um und in der Gegend der Kaisersmühle beisammen.

Das war denn ein merkwürdiges Leben und Weben, Regen und Treiben, und doch mußte ein aufmerksamer Beobachter bald entdecken, daß es nicht das Leben und Weben, Rennen und Treiben, Jauchzen und Schreien der Lust sei, sondern daß es mehr den Charakter eines düsteren Ernstes trage.

Nur von der Gegend her, wo des „Seewirthes“ Haus stand, und die Hochzeitsgäste sich befanden, ertönte zeitweise ein vereinzelter Jubelschrei; auch waren nur die wenigen Hochzeitsgäste festlich und zum Theil gut gekleidet; während — im geraden Gegensatze zu diesen — die übrigen Tausende fast sämmtlich ärmlich, oft sogar zerlumpt aussahen, und in ihren bleichen, verkommenen Zügen den Ausdruck des Elendes, der Armuth, der Noth und des Kummers trugen. Auch sah man diese nirgends um gefüllte Fässer zechend und schmausend lagern, wie dies sonst meist bei Festen der Fall ist; wohl aber in größeren und

kleineren Gruppen um einzelne Männer stehen, die eifrig zu ihnen sprachen.

Eine der größten dieser Gruppen — gewiß aus mehreren Hunderten jener elend aussehenden Menschen bestehend — hatte sich eben um einen wunderlich aussehenden Mann gebildet.

Dieser Mann war lang und hager, bleich von Gesicht und mit einer Glatze begabt, die den ganzen Scheitel einnahm, so daß der Ober- und Hinterkopf nur als mit einer fettglänzenden Haut überzogen erschien, was ihm — bei den einzelnen, über den Ohren stehen gebliebenen, grauen Haaren — das Ansehen eines nacktgerupften Vogels gab. Ein prächtiger Anblick für einen Phrenologen, der gewiß auch auf den ersten Moment die Organe für Selbstgefühl und Schlauheit ausgezeichnet hervortretend gefunden hätte. Auch seine Kleidung war alt und abgeschabt, aber von schwarzem Tuche und nach städtischem Schnitt, so in der Art, wie sie damals niedere Beamte und Schreiber zu tragen pflegten.

Uebrigens hatte der Mann bei einer gewissen Altklugheit, doch auch wieder etwas Gutmüthiges in Geberde und Ton, was ihn seit langer Zeit bei dem Landvolke — das seine Kenntnisse in Gesetz und Landesgeschichte mit tiefer Ehrfurcht anstaunte — beliebt gemacht hatte. Er war der Winkeladvocat der ganzen Gegend, und weit und breit um den Starnbergersee gab es keinen Prozeß, bei dem er nicht berathen worden wäre, keine Eingabe, die er nicht geschrieben, keine Klage, die er nicht aufgesetzt, kein Gesuch,

das er nicht eingebracht hätte. Kurz und mit einem Worte, der Stadt-Doktor, wie man ihn nannte, war das Factotum der ganzen Landschaft.

Kein Wunder, daß ihm daher auch jetzt die Umstehenden wie einem Heiligen zuhörten, der das Evangelium verkündet; denn eine Heilsbotschaft war es in der That, von der es sich handelte, da der Stadt-Doktor von der einzig möglichen Erlösung aller dieser Armen von den sie niederdrückenden Uebeln sprach.

„Ja, ja!“ — sagte er eben jetzt mit eindringlichem Ton und ernster Miene — „es bleibt uns Allen keine Wahl, als auszuwandern oder völlig unterzugehen.“

„Aber,“ — entgegnete ein Mann mit eisgrauen Haaren und gebücktem Rücken, dessen kummervolle Züge von manchem im Elend verlebten Jahrzehnte erzählten und den doch der Gedanke an eine Trennung vom Vaterlande mit unendlichem Leid zu erfüllen schien, — „aber wenn nun unser allergnädigster Herr zu München, die Bittschrift genehmigte, die Ihr für uns aufgesetzt habt?“

„Ja wenn!“ — wiederholte achselzuckend der Stadt-Doktor — „wenn! das Wörtchen „wenn“ ist ein eigen Ding.“

„Wir haben aber nichts anderes als Gerechtigkeit verlangt!“ — rief der Alte — „nur um Aufhebung der allzudrückenden Steuern gebeten.“

„Da liegt gerade der Hase im Pfeffer!“ — meinte der Glatzköpfige. — „In München braucht man Geld, viel Geld, und wo soll das herkommen ohne Steuern?“

„Wir wollen auch Steuern zahlen!“ — sagte jetzt ein Anderer — „aber nur die alten, herkömmlichen.“

„Nun gut, ist die „Rekrutenanlage“ keine herkömmliche Steuer?“

„Herkömmlich wohl; aber ungerecht, weil die Aushebung doch stattfindet.“*)

„Sie trägt aber gegen dreimalhunderttausend Gulden ein!“ — rief mit scharfem Tone der Stadt-Doktor. — „Glaubt Ihr wohl, man wird diese dreimalhunderttausend Gulden fahren lassen, weil Ihr darum eingekommen seid?“

„Und die Tanzanlage, der Kartenstempel, die Mühlbeuteltuch-Verpachtung, die Mittelmauthen, die Mähnstückanlage?“ — rief mit zitternder Stimme der alte Mann und seine Wangen färbte ein fieberhaftes Roth, während Thränen in seine Augen traten, — „sollen die auch nicht aufgehoben werden?“

„Schwerlich!“

„Warum habt Ihr uns dann aber die Eingabe gemacht?“

„Weil Ihr mich dazu gezwungen habt!“ — versetzte der Winkeladvokat. — „Hab' ich nicht davon abgerathen?“ — fuhr er dann fort, sich wie fragend im Kreise umsehend — „hab' ich nicht gleich gesagt: die Bittschrift bekommt

---

*) Die „Rekrutenanlage“ wurde seit 1766 erhoben, um den Landeskindern den Dienst frei zu stellen. Später schritt man zwar wieder zur Ausbebung; aber die drückende Auflage blieb.

unser guter Churfürst Maximilian Joseph gar nicht zu Gesicht."

„Ja, das habt Ihr!" — sagten Mehrere.

„Aber wofür ist er denn Herr!" — rief jetzt ein junger Kerl mit verwilderten Zügen und finsterem Blick. „Da nennt man ihn den „guten Max" und der „gute Max" nimmt Jahr um Jahr unser Geld und läßt uns Alle verhungern."

„Wenn er wüßte, wie das Volk in Elend, Armuth und Verzweiflung schmachtet," — versetzte der Stadt-Doktor — „würde er wohl milder dreinsehen. Aber, Ihr Leute, Ihr müßt eben nicht vergessen, daß nicht der Max regiert, sondern seine Herrn Minister: der Obrist-hofmeister, der Obristkämmerer und der Liebling des Herrn, der edle Vicehofkammerpräsident, Freiherr von Berchem!"

Aber bei diesem Namen war es, als ob eine Pulvertonne Feuer gefangen hätte, so flogen Flüche und Verwünschungen, Schimpfreden und Drohungen auf.

„So recht!" — murmelte, als er diese Erregung gewahrte, der Winkeladvocat mit heimlicher Freude vor sich hin, — „jetzt hab' ich euch auf dem rechten Wege. Noch ein wenig Zündstoff und ich kann die Gluth zur himmelhohen Flamme anblasen. Aber sie sind zu dumm, um nur einen klaren Begriff von der Schinderei zu haben, die mit ihnen getrieben wird und der sie elendiglich erliegen. Ich muß ihnen einmal einen kleinen Ueberblick von den Lasten geben, die sie erdrücken, damit es da oben in Saus

und Braus hergeht und ein Berchem sich Millionen zurücklegt." — Und sich umdrehend rief, von diesem Entschlusse durchdrungen der Glatzköpfige: — „He! holla! Was soll das Schimpfen und Fluchen? Wollt Ihr revoltiren? — Sind wir darum zu Seewirths Hochzeit auf die „Kaisermühle" gekommen, ... oder wollten wir bei dieser Gelegenheit nur unsere gemeinsamen Angelegenheiten ruhig besprechen?"

„Unser Elend!" — sagte der Alte mit gesenktem Haupte.

„Nun," — versetzte der Winkeladvokat schlau, — „vor allen Dingen laßt uns gerecht sein. Der Hof und das Land brauchen auch Geld. Ich will Euch einmal die Steuern an den Fingern herzählen, und da werdet Ihr sehen, daß man nicht zu viel nimmt."

Ein leises Gemurmel des Mißfallens ließ sich hier hören. Einige aber riefen:

„Laßt den Stadt-Doktor sprechen. Er ist ein gelehrter Mann, — er weiß das Rechte!"

„Ja! laßt ihn sprechen!" — riefen jetzt Hunderte.

„Nun" — sagte dieser mit kaum verhaltener Freude, indem er seine paar grauen Haare zu Berge strich, was er immer that, wenn er in gutem Zuge war, — „nun seht, da kommen zuerst die gewöhnlichen einfachen Landsteuern. Nun davon will ich nichts sagen, denn der Ritterstand zahlt ja auch ein Zehntheil davon. Dann kommt die „Hofumlage."

„Halt!“ — rief hier der Alte, — „die ward vordem nur in Tagen des Krieges und der Noth bezahlt!“

„Ja freilich!“ — meinte der Andere — „da aber jetzt das Land fortwährend in Noth ist, so müssen sie auch fortwährend bezahlt werden. Dann kommen die Mai-, Herbst- und Vogtei-Steuern, die nach Abzug der Unkosten jährlich über 30,000 fl. einbringen. Dann kommen die Umgeldsgefälle, machen zusammen so 53,000 fl. — Die Mauth und Accise bringt an 500,000 fl., die Braugefälle über 200,000 fl., der Bierpfennig, der freilich hart auf dem armen Manne ruht, an 50,000 fl. — Die landschaftlichen Postula 800,000 fl., — die Tanzumlage 8000 fl., — die Steuern für Roß- und Schinderhaare, Karten- und Kalenderstempel, Mühlumlage und Vieh-Stück“ *) ....

„Halt! halt!“ — „Wir wollen nichts mehr hören!“ „Genug!“ — „Genug!“ — schallte es von allen Seiten.

„Wir können das nicht mehr bezahlen!“ — riefen andere Stimmen dazwischen, und die halb verhungerten Gestalten, die eingefallenen Mienen, die zerlumpten Kleider bezeugten nur zu kräftig die Wahrheit dieser Worte.

„Und dann,“ — fuhr der Redner fein lächelnd fort — „und dann, wie schön ist es bei uns mit den Gesetzen bestellt. Ist unser Criminalcodex nicht ein wahres Blutgesetz vom Satan selbst dictirt?“

---

*) Zschokke's Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten. Band 7. S. 218 u. f.

**) Westenrieder (Beitr.)

„Ja, vom Satan!“ — riefen Viele sich bekreuzend.

„Auf bloße Conjectur hin,“ — rief der Kahle heftig, — „kommt die Tortur in Anwendung.“

„Verflucht sei sie!“ — schrie es von allen Seiten.

„Indicia, welche ein Verbrechen nur conjecturaliter beweisen, ziehen sie schon nach sich!“

„Und Daumstock und Bock!“ — rief der wüste Kerl, der schon einmal gesprochen. — „Sie hatten mich jüngst auch einmal, und da ich nicht gestehen wollte, was ich nicht gethan, da banden sie mich nackt auf die kurzen, gespitzten Holznägel eines Brettes, Daumen und Zehen zusammengeschnürt und zwischen beide Arme eine, mit hölzernen Nägeln gespickte Stange, die sie zogen und drehten, daß das Blut nur so in Bächen davonfloß! Aber Fluch ihnen! Fluch! bis zum jüngsten Gericht.“

Und „Fluch!“ heulte es abermals durch die Lüfte.

„Und dies Malefiz-Recht hat auch der Adel!“ — schrie jetzt ein Anderer.

„Und,“ — fuhr der Stadt-Doctor fort, — „auf einem Diebstahl von zwanzig Gulden steht der Strang; — auf Entweihung eines Heiligenbildes das Schwert; — auf Hexerei der Feuertod. Wißt Ihr, daß seit dem Erscheinen dieses Codexes in Baiern so viele Menschen gehängt, geköpft, gerädert und verbrannt wurden, wie beinahe in keinem anderen deutschen Lande?“

„Und was treibt die Leute dazu!“ — rief hier der Alte, beide Hände wie beschwörend zum Himmel erhoben: —

„Gott soll es wissen.... zumeist Hunger, Elend und Verzweiflung!"

„Darnach fragt das Gesetz nichts!" — erwiderte der Advocat. — „Thatsache aber ist: daß in dem einen Rentamt Burghausen in einem halben Menschenalter an 1100 Menschen executirt worden sind. In München werden fast jede Woche zwei bis drei Verbrecher gerichtet; .... das macht so ungefähr 100 bis 150 im Jahr!"*)

„Weh' uns! — Wehe!" — rief der Alte.

„Macht nichts!" — sagte der Doktor höhnisch, — „das Volk gewöhnt sich an den Hinrichtungsspectakel so, daß es, wenn die Armensünderglocke geläutet wird, wie zu einer Lustbarkeit hinausrennt, um das rothe Tuch vom Rathhause wehen, den Stab brechen und den Henker sein Handwerk verrichten zu sehen. Holla! Hurra! Holla! was ist das so schön!"

„Und der Herr?" — frug einer aus der Menge

„Der gute Max?" — sagte der Redner — „nun, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er ist traurig und schwermuthsvoll so oft er ein Todesurtheil unterschreiben muß."

„Aber warum thut er's denn?"

„Weil er nicht anders kann!"

„Er, der Herr! der Fürst des Landes?"

„Seine Räthe und Höflinge zwingen ihn dazu, indem

---

*) Zschokke's „Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten." Theil 7. Seite 210.

sie ihn unaufhörlich in der Meinung bestärken: das Volk sei nur mit Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten!“

„Und die Reichen, die Vornehmen und Adeligen?“

„Die reichen Wüstlinge und die hochgeborenen Herren, die gehen frei aus. Bürger und Bauern sind ihre Hunde!“

„Wir wollen dies Joch nicht mehr tragen!“ — riefen hundert Andere zugleich.

„Nun denn,“ — sagte jetzt der Stadt-Doctor — „wenn Ihr alle diese Steuern nicht mehr bezahlen könnt und wollt und dieses unwürdigen Joches satt seid, so bleibt nur ein Mittel, ihm zu entgehen.“

„Und das ist?“

„Wir wandern alle zusammen aus.“

„Auswandern!“ — „Auswandern!“ — lief es von Munde zu Munde.

„Ja, auswandern!“ — sagte in diesem Momente eine ernste, wohlklingende Stimme, und als sich Alle nach der Gegend wandten, von der sie kam, trafen die Blicke auf einen bleichen Benedictiner-Mönch von edlen Zügen, der während der ziemlich stürmischen Verhandlung unbemerkt in den Kreis getreten war. Auch der Glatzköpfige hatte ihn gewahrt und freudig überrascht ging er jetzt auf ihn zu und rief, ihm die Hände entgegenstreckend:

„Wie? Ihr, Pater Nonnos? O, herrlicher Mann Gottes, Ihr kommt wie gerufen!“

„Gebenedeit sei die Heilige!“ — versetzte der Pater, — „wenn ich komme, um auf einen guten Entschluß segensvoll einwirken zu können.“

„So habt Ihr gehört, was ich den Leuten hier vorgeschlagen."

„Ja! und kann es nur billigen. Unser Herr heißt nicht umsonst der „gute Max;" er ist wirklich gut .... aber er ist zu schwach gegen seine Umgebung. Da schaltet und waltet man denn in stolzer Leichtmüthigkeit, und zertritt des Edlen viel, was der gute Wille des Churfürsten ausgesäet. Sicher durch des Herrn Vertrauen folgen sie frech den Eingebungen selbstsüchtiger oder herrschsüchtiger Launen und drücken da das Volk zu Boden, wo es Maximilian Joseph gern erhoben hätte. Da es nun aber so bleiben wird, gar keine Abhülfe in Aussicht steht, und das Volk darüber zu Grunde geht, so bleibt nichts anderes übrig, als sich ein anderes Vaterland zu suchen."

„Ein ander Vaterland!" — wiederholte der Alte, indem er traurig den Kopf schüttelte — „und wo finden wir das?"

„Wo es über zehntausend unserer Brüder schon gefunden haben!" — entgegnete der Stadt-Doctor, — „die vor sieben Jahren dem Aufrufe unseres würdigen Landsmannes, des Obristlieutenant Thürriegel, gefolgt sind und die nun, als wohlhabende und glückliche Colonisten, in der durch sie bevölkerten Sierra Morena im herrlichen Spanien wohnen."

„Ja! Kinder," — setzte hier Pater Nonnos hinzu, — „der Doctor hat Recht. Ist Einer hier, der sagen kann, daß ich je etwas gegen Euer Wohl gethan oder gerathen habe?"

„Keiner kann das!" — rief es von allen Seiten und

die Menge drängte sich her zu dem bleichen Mönche, aus dessen edlen Zügen ein schwerer tiefer Kummer sprach, die Hände ihm zu küssen.

Pater Nonnos ließ sie gewähren; nicht aus Stolz und kirchlichem Hochmuthe, sondern weil er wußte, daß sie ihm damit ihre wirkliche Anhänglichkeit beweisen wollten. Dann sagte er:

„Nun seht, Kinder, wenn Ihr in der That Vertrauen zu mir habt und überzeugt seid, daß ich nur Euer Gutes will, wie ich — so wahr mir Gott helfen soll — immer nur das Gute und Edle angestrebt habe, so folgt meinem und des Stadt-Doctors Rath und wandert nach dem schönen Spanien aus. Mir blutet das Herz, daß ich Euch einen solchen Vorschlag machen muß, denn dem Baiern ist das Herz an sein angestammtes liebes schönes Baiernland gewachsen.... aber.... ich sehe keine andere Hülfe! Schon schmachtet Ihr Alle im tiefsten Elend.... noch kurze Zeit und Ihr geht völlig darin zu Grunde."

„Und!" — rief hier der Glatzköpfige mit schlecht verhehlter Freude, — „daß Ihr es nur wißt: auch der reiche Seewirth und der Geigenmathes und das junge Paar und ich, wir alle gehen mit. Und in der Sierra Morena im prächtigen Spanien erwarten uns die Brüder mit offenen Armen — und der König nimmt dort von den deutschen Colonisten keine Abgaben!"

„Hurrah!" — tönte es bei diesen Worten durch die Luft.

„Keine Abgaben!"

„Der König nimmt von den deutschen Colonisten keine Abgaben!“

„Hört ihr's? — .... keine Abgaben!“

„Es lebe der spanische König!“

„Und wer wird uns führen?“ — frug sichtbar bis auf's Tiefste erschüttert, nachdem sich der Lärm gelegt, der Alte.

„Wer uns führen wird?“ — wiederholte der Winkeladvocat. — „Der dort!“ — und er zeigte auf einen großen, schönen und stattlichen Mann, der in spanischer Officiers-Uniform eben auf den Kreis zutrat. — „Es ist unser Wohlthäter, unser Befreier, Obristlieutenant Thürriegel!“*)

---

*) Zschokke sagt in seiner Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten: Ein einziger, geistvoller Mann, den sein Vaterland verkannte, that zu derselben Zeit jenseits der Pyrenäen mit geringen Mitteln größere Wunder, als Maximilian Joseph's Großstaatsbeamte insgesammt, mit der ganzen Fülle ihrer Macht, verrichten konnten. Das war der Baier Joseph Kaspar Thürriegel von Gossersdorff, Landgericht Mitterfels. Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der Sierra Morena, unter Vermittlung der spanischen Minister Aranda und Olavides, fruchtbar und bevölkert. Ueber die Pyrenäen zum Rheine und zur Donau eilend, rief er den deutschen Landmann aus Armuth, Verachtung und Knechtschaft zu freierem Dasein und Eigenthum in die spanische Einöde, die nur deutscher Fleiß entwildern konnte. Und Tausende und Abertausende folgten seiner Stimme, zumal aus Baiern. Hier ward vergeblich mit Galgenstrafen und ausgebotenen Preisen gegen die Leuteverführer geeifert, weil man gänzliche Entvölkerung des Landes fürchtete. Thürriegel löste seine Aufgabe glücklich: Mitten im

Der Name war denn auch, schon von der ersten Auswanderung her, bekannt genug, um auf Alle wie ein elektrischer Schlag zu wirken, wobei freilich das Bewußtsein mit in Anschlag kam, daß nach den erlassenen Gesetzen, überführte Anwerber binnen 24 Stunden gehängt und jeder Auswanderer an Leib und Gut mit peinlichen Strafen belegt werden sollte. Aber wie der Anblick von Massen das Volk immer muthig macht und ein festes, entschiedenes und würdiges Auftreten immer imponirt, so ging es auch hier. Schnell war jede Regung von Furcht verschwunden, während die Leute dem nähertretenden Obristlieutenant ehrerbietig Platz machten. Auch die übrigen Haufen hatten sich längst diesem angeschlossen, und so befand sich Thürriegel nun von mehreren Tausenden umgeben.

Niemand ahnte dabei, daß der kluge und vorsichtige Mann auf allen Höhen und Wegen ringsumher Sicherheitsposten aufgestellt hatte, die bei annähernder Gefahr Wahrnungszeichen geben mußten.

Der Leiter der Auswanderungsangelegenheit ging nun ausführlicher auf seine Pläne ein. Er schilderte mit lebhaften Farben das glückliche Loos der früher in Spanien Eingewanderten, zeigte den schweigend Zuhörenden, die Vortheile, die sie dort erwarteten, verschwieg ihnen aber auch die Mühen und Anstrengungen nicht, denen sie sich bei dem Unternehmen auszusetzen hätten. Endlich berührte

---

spanischen Gebirge leben noch heute, auf Lakarolina's Höhen, Nachkömmlinge jener Baiern in einträglichen Pflanzungen.

er auch den Hauptpunkt, das heißt: die Geldfrage, und da klärten sich denn bei der Nachricht: die spanische Regierung übernehme die Reisekosten in sofern, als die sehr mäßig gestellten Gelder mit der Zeit abgetragen werden könnten, gar viele Gesichter auf.

Der Stadt-Doctor und der Seewirth gingen Thürriegel dabei, zur Verständigung mit den Leuten, tüchtig an die Hand, so daß man schon ziemlich weit in den Verhandlungen gekommen war, auch das Nöthige über den weiteren Abschluß festgesetzt hatte, als sich aus der Ferne und zwar auf dem Wege von München her, das verabredete Warnungszeichen vernehmen ließ. Man mußte in der Hauptstadt Wind von der Versammlung erhalten haben.

Sofort theilten Thürriegel, der Advokat und der Seewirth den Leuten das Nöthige mit, worauf sich die Haufen rasch zerschlugen.

Kurze Zeit später stießen aus verschiedenen Buchten des Starnbergersees eine Menge dichtbesetzter Kähne ab, während dem scharfen Auge eines aufmerksamen Beobachters die langen Züge von Landleuten nicht entgehen konnten, die nach Nord und Süd, nach Ost und West, zwischen Hügeln oder in benachbarten Wäldern verschwanden. Von Thürriegel war keine Spur mehr zu sehen; auch der bleiche Benedictiner war unsichtbar geworden.

Indessen konnte sich doch die ganze Menschenmasse so schnell nicht entfernen, und namentlich war dies für Diejenigen schwierig, die sich nach der Gegend zu richten hatten, aus welcher das Warnungszeichen gekommen war. Der

Seewirth hieß sie daher an der Hochzeitsgesellschaft Theil nehmen, schaffte Brod und Käse, Milch und Bier herbei und bald konnte kein Mensch ahnen, was sonst hier vorgegangen.

Unten am Hause waren unterdessen die jungen Leute der eigentlichen Hochzeitsgesellschaft zum Tanze angetreten, zu dem drei Dorfmusikanten herzhaft aufspielten. Die Fiedel kratzte, der Baß brummte, die Clarinette schrillte dazu, daß es für Dorfohren eine wahre Lust war, während die Paare wirbelnd sich drehten und helle Jubelschreie keck dazwischen fuhren.

„Hätten wir nur noch einen einzigen Fiedler," — sagte jetzt der Seewirth zum Stadt-Doctor — dann könnten die Leute auch hier tanzen, der Geigen-Matthes hat einen Baß bei mir stehen, den er just fertig gemacht hat und morgen nach München zum Verkaufe bringen will, den würde er gleich dabei einspielen."

„Ja!" — entgegnete der Winkeladvokat, indem er unruhig nach der Straße blickte, die nach München führte — „dann möchten sie immerhin ihre Spürnasen schicken, um unsere Sachen auszuwittern, hier könnten sie nichts merken."

In dem Augenblicke kam über den nächsten Hügel ein blutjunger Mann her — ein junger Mann von höchstens einundzwanzig Jahren — sauber aber ganz einfach gekleidet, mit dem jugendfrischen Gesichte fröhlich in die weite Welt schauend.

Und da hatte er denn auch in der That etwas zu sehen;

denn vor ihm lag ja der prächtige See mit seinen entzückenden Ufern, seinen Inseln, Dörfern und Schlössern weit hinten von den Tyroler Hochgebirgen begränzt. Und auf dem See so mancher Kahn, dem gegenüberliegenden Ufer zustrebend; ... und in dem Vordergrunde die Trümmer der Kaisersmühle, das Oertchen Starnberg mit seinem freundlichen Wirthshaus, und der lustigen, singenden, tanzenden, zechenden Gesellschaft.

Das war ein Bild, wie man nicht so leicht ein zweites findet, und dem jungen Wandersmann mußte es denn auch in der That gefallen, denn er blieb lange — in seiner Anschauung verloren — stehen. Man sah es ihm zugleich so recht an, wie er sich mit den Fröhlichen freute; ja, als er gewahrte, daß ein großer Theil der Leute den Tanzenden müßig zuschaute, die wohl auch gern einmal ein Tänzchen gemacht hätten, nahm er eine Art lederner Tasche, die ihm an der Seite hing, zur Hand, öffnete sie, zog eine Violine daraus hervor und fing — ohne ein Wort zu sagen — einen feinen „Salzburger"*) zu spielen an.

Kaum aber ertönte die bekannte Weise, als es aus zahllosen jugendlichen Kehlen ertönte: „Ein Musikant! ein Musikant!" und ehe fünf Minuten vergingen schnurrte auch des Geigen-Matthes Baß dazu, und auch hier drehten sich eine Menge Paare, die um so glücklicher waren, als sie nicht nur auf kurze Zeit ihr Elend vergessen konnten,

---

*) Ein damals in Süddeutschland bei dem Landvolke sehr beliebter Tanz.

sondern auch gerade jetzt von dem Sonnengolde einer hoffnungsreicheren Zukunft übergossen wurden. In allen den armen, gedrückten Menschen tönte ja der Erlösungsruf: „Fort nach Spanien! — Fort nach der Sierra-Morena!“ noch immer nach.

Der Seewirth aber und der Stadt-Doctor waren vor Ueberraschung und Freude ganz außer sich. Ihr Wunsch war erfüllt und zwar gerade noch zur rechten Zeit, denn eben ließen sich auf dem Wege von München her einige Reiter sehen — unstreitig Kundschafter, die man, auf eingegangene geheime Berichte hin, nach der Seegegend abgesandt. Das Wunderbarste aber war, daß der so unerwartet eingetroffene Musikant, so prächtig spielte, wie man noch keinen am See gehört hatte. Der Geigen-Matthes war doch — als früherer Fiedler und jetziger Geigenmacher, deren es bekanntlich in Mittenwalde schon damals viele gab — weit und breit berühmt; aber dem jungen Burschen da, das merkten doch Alle, reichte er das Wasser nicht. Stücke spielte der, so viel man haben wollte, und so lustig, und so schön zum tanzen . . . . und von der Fiedel ging's so zart wie Butter.

Aber der Seewirth brachte ihm auch einen Krug von seinem besten Wein und Kuchen dazu, daß eine ganze Familie damit auf vierzehn Tage genug gehabt hätte. Er that dies indessen nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil er und der Stadt-Doctor kluge Leute waren, die — den Finger an die Nase gelegt — einer dem anderen

mit pfiffigen Mienen zuflüsterten: „das ist kein gewöhnlicher Schnurrant, das ist ein Stadtmusikant!“

„Sicher! denn er hat weder an den Ellbogen noch an den Knieen Löcher in den Kleidern.“

„Und ganze Schuhe!“

„Und ist sauber gewaschen und gekämmt.“

„Wenn's nur nicht am Ende selbst ein Spion ist?“

„O nein! dazu sieht er doch zu ehrlich aus.“

„Nun, so hat er wohl nur eine Fußtour an unsern schönen See gemacht und die Geige zu seinem Vergnügen mitgenommen.“

„So wird's sein; es gibt ja unter den Musikanten ga komische Käutze!“

Die Reiter waren unterdessen herangekommen, und zeigten sich nun in der That als eine Gensdarmerie Abtheilung. Der Seewirth trat ihnen freundlich entgegen, bot ihnen unter schnurrigen Redensarten seinen Gruß und hieß sie absteigen, um an dem Ehrentage seines Sohnes ein Glas mit ihm zu trinken. Dieser Aufforderung wurde denn auch mit großer Bereitwilligkeit genügt, worauf der Anführer im Gespräche mit dem Seewirth und dem Stadt-Doctor, diese allmälich auszuforschen suchte. Aber da war er an die Unrechten gekommen; beide thaten so harmlos, als wie neugeborne Kinder, und als auch nach längerer Zeit zwei Mann zurückkamen und dem Befehlshaber zuflüsterten, daß weder eine Versammlung in der Gegend anzutreffen, noch eine Spur von Thürriegel zu finden sei, so beruhigte sich dieser, trank, zur Belohnung

für seinen Diensteifer und die so pflichtgetreu ausgeführte Expedition, noch einige Maß Wein mit seinen Leuten, und gab dann den Befehl zur Rückkehr.

Indessen war auch der Abend gekommen; die meisten Hochzeitsgäste, wie die übrigen Leute, brachen auf.

Der freundliche und lustige fremde Musikant steckte — zur Verwunderung aller Anwesenden ohne Geld zu sammeln — seine Geige ein und bald war es an der Kaisersmühle leer und still geworden. Nur aus den erleuchteten Fenstern des Hochzeitshauses schallten noch die schneidenden, brummenden und quikenden Töne der Dorfmusik, von einzelnen „Juchhe! — ju!" unterbrochen.

Da trat plötzlich der Seewirth zu dem fremden Musikanten heran, reichte demselben seine Hand, schüttelte diese und sagte:

„Nehmt meinen Dank, junger Mann, für die Freundlichkeit, mit der ihr die Gäste unterhalten habt; denn mit Geld wird's doch nicht gethan sein. Seid was anderes, als ein bloßer Geiger, das hab ich schon gemerkt. Aber jetzt ist's spät und fort könnt ihr nicht mehr; so bleibt denn bei mir, und laßt's euch als Gast in meinem Hause gefallen."

„Das will ich!" — entgegnete der Andere freundlich. — „Gebt mir ein 'Zimmer, Herr Wirth, versteht sich auf meine Kosten, denn diese Nacht und Morgen möchte ich noch in dieser herrlichen Gegend bleiben."

„So seid ihr wirklich . . . . ?"

„Ein Musikant!" — sagte der junge Mann lachend.

„Von München?“

„Nein, von Salzburg; aber auf der Reise nach München.“

„Zu Fuße?“

„Doch nicht! Ich ließ, da ich schon so viel von der Schönheit der hiesigen Gegend gehört, meine Sachen unterwegs und spazierte zu Fuße nach dem See.“

„Nun so hab' ich's errathen!“ — rief der Seewirth freudig und über seine eigene Schlauheit staunend. — „So kommt denn Herr, und macht's euch bei mir bequem. Das schönste Stübchen soll Euer sein!“

Wolfgang Amadeus Mozart — denn kein Anderer war der einundzwanzigjährige junge Mann — folgte dem Wirthe mit Freuden, der denn auch Wort hielt und den Gast in ein gar trauliches Zimmer führte.

Aber hier durfte er jetzt noch nicht bleiben. Er mußte mit zu der Hochzeit herab, und da es guten Wein und hübsche Mädchen gab, so flogen Wolfgang die Stunden unter Scherz und Tanz wie Minuten dahin. Er gab sich dabei mit der ihm eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die sich bis zur Ausgelassenheit steigerte. Da war keine Spur von dem Künstler zu entdecken, der Italien schon vor Jahren entzückt, der seitdem zur Inthronisirung des neuen Erzbischofs von Salzburg,*) Hieronymus, das schöne Singspiel: Il sogno di Sci-

---

*) Hieronymus, aus der fürstlichen Familie von Colloredo-Wallsee und Möls.

pione (der Traum des Scipio) geschrieben, die Opern „Lucius Sylla“ — die Mailand auf's Neue entzückte — und „La bella finta Giardiniera, (die schöne verstellte Gärtnerin.), die mit Begeisterung aufgenommen wurde; die Serenade: „Il Re pastore“ (der Hirtenkönig), zwei Messen, ein Offertorium, eine Vesper de Dominica und so viel Anderes componirt hatte — — da war keine Spur von diesem großen Künstler . . . . wohl aber ein recht liebenswürdiger, einfacher, herziger Mensch zu entdecken, der mit Freuden den vollen schäumenden Becher des Lebens erfaßte und mit jugendlicher Lust leerte.

Und doch sollte der Künstlernatur auch in dieser Nacht noch ihr Recht werden. Als nämlich die tolle Lust vorüber, alle Gäste heimgezogen und das junge Paar seine Kammer gesucht hatte, fühlte Amadeus, daß er zu erregt sei, jetzt schon schlafen zu können; er bat sich daher — da die Nacht mehr als kühl war — von dem Wirth einen Mantel aus, und ging nach den Trümmern der Kaisersmühle, in dem Anblick des See's und seiner vom Monde prächtig überstrahlten Umgebung, nach der tollen Lust und Aufregung, Ruhe und Frieden für die übrige Nacht zu finden.

Und wahrlich, er fand, was er suchte!

Wie göttlich schön, wie still und freundlich lag der Spiegel des See's da. Ueber den riesigen Bergen aber stand der Mond licht und rein und klar, wie ein großer erhabener Gedanke mitten im Dunkel des Lebens!

Und wie schlummerte die Welt rings an den Ufern, deren einzelne Gegenstände jetzt unkenntlich geworden — und auf den Inseln, die wie träumend dalagen, während der Mond eine Brücke von leichtbewegtem Silber von einem Ufer zum anderen schlug.

Wolfgang stand nahe den Trümmern der Mühle und konnte sich nicht satt sehen; während die Sagen von der Geburt Karls des Großen, von welchem ihm heute schon mehrere mitgetheilt worden waren, unwillkürlich in ihm wieder wach wurden, und seiner Phantasie die reichste Nahrung gaben. So kam es, daß er in der That erschrack, als er plötzlich dicht hinter sich ein Geräusch vernahm, und im Umdrehen einen Benedictinermönch erblickte, dessen Züge ihn wunderbar berührten. War es ihm doch, als müsse er dies bleiche Gesicht schon einmal gesehen haben — und doch blieb es ihm wieder vollkommen unmöglich, sich zu entsinnen, wo?

Es war ihm dabei, als schaue er eine Hieroglyphe an, die sich entziffern lassen müsse, und deren Alphabet er fertig in sich trage. Und geht es uns Allen im Leben nicht oft so? Die Physiognomik aber ist eine Kunst, die jeder Denkende zu lösen vermag, und die zu betreiben von höchstem Interesse ist; darum betreibt sie denn auch — mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt — jeder Mensch. Sagt doch das Gesicht eines Menschen oft mehr Interessantes, als sein Mund: denn es ist das Compendium alles Dessen, was dieser sagen kann und je sagen wird, da es zugleich das Monogramm alles Denkens und Trachtens

des Menschen ist. Auch spricht der Mund nur Gedanken eines Menschen, das Gesicht einen Gedanken der Natur aus.

Der Gedanke der Natur aber, den die Züge des Benedictiners verkündeten, war: Arme Menschheit, du wirst nicht glücklich, so lange die Fesseln des Geistes dich an jedem freien Aufschwunge hindern!

Freilich fehlte Wolfgang — dem jungen, in dieser Beziehung noch ganz unerfahrenen Mann — hierzu der Schlüssel; was er aber auf den ersten Blick aus diesen bleichen vom Monde jetzt fast gespensterisch erleuchteten Zügen, las, war, daß er es mit einem edlen, liebenswürdigen Menschen, mit einem helldenkenden Kopfe zu thun habe. Dabei erzählten so manche schmerzlichen Linien, von den Leiden eines großen Märtyrerthums; während die ganze Erscheinung dunkle Jugenderinnerungen wach rief.

„Seid mir gegrüßt, mein Bruder!" — sagte jetzt der Benedictiner, zu Wolfgang, mit einer stillen aber würdigen Vertrautheit herantretend, etwa wie ein Vater zu seinem Sohne. — „Denn Bruder darf ich den wohl nennen, der mit mir so gleiche Gefühle theilt. Ihr seid, wie ich, bezaubert von der Schönheit dieser Gegend, von der Größe der Natur, der Erhabenheit und Seligkeit dieser Stille."

„So ist es, würdiger Vater!" — entgegnete Amadeus; aber er wußte kaum was er sagte, so eigenthümlich bekannt berührte ihn diese Stimme.

„Ja!" — fuhr der Mönch nach einer kurzen Pause fort — „es ist was eigenes um die Stille der Nacht. Wie

ein großer Diamant, in Stücke zerschnitten, an Werth nur noch eben so vielen kleinen gleich kommt; oder wie ein Heer, wenn es in kleine Haufen aufgelöst ist, nichts mehr vermag; so vermag auch ein großer Geist nicht mehr, als ein gewöhnlicher, sobald er unterbrochen, gestört, zerstreut, abgelenkt wird; weil seine Ueberlegenheit dadurch bedingt ist, daß er alle seine Kräfte, wie ein Hohlspiegel alle seine Strahlen, auf einen Punkt und Gegenstand concentrirt. Darum hebt uns auch die feierliche Stille der Nacht so mächtig empor, darum wachsen in ihr unseres Geistes Flügel oft riesenhaft."

„Ihr sprecht mir aus der Seele!" — entgegnete der junge Künstler lebhaft — „auch ich bin nie glücklicher im Schaffen, als wenn die Erde schläft, und das Leben zurückgesunken ist, wie in ein ungeheueres Grab."

„Und diese Ruhe, diese göttliche Ruhe" — fuhr der Benedictiner fort — „wie beseligt sie!"

„Auch auf mich wirkt sie hier, in dieser großartigen Umgebung, erhebend!" — sagte Wolfgang — „obgleich ich sonst ein frisches, frohes und thatkräftiges Leben vorziehe!"

Ein trübes Lächeln glitt bei diesen Worten über das Antlitz des Mönches. — „Mein junger Freund" — sagte er dann milde — „Ihr blickt in das Leben, ... das meine liegt hinter mir. Auch ich war nicht unthätig, ... ja . . . . ich kann sagen, ich habe viel gethan. Aber jeder Wanderer wird müde. Ich weiß es, unser Dasein hat wesentlich die beständige Bewegung zur Form, ja es muß

ohne die Möglichkeit der von uns stets angestrebten Ruhe sein. Gleicht es doch dem Laufe eines bergab Eilenden, der, wenn er stillstehen wollte, fallen müßte, und nur durch Weiterrennen sich auf den Beinen erhält; — oder dem Planeten, der in seine Sonne fallen würde, sobald er aufhörte, unaufhaltsam vorwärts zu eilen! Unruhe also ist der Typus des Daseins. So ist es, so muß es sein, damit der große unermeßliche Haushalt sich erhalte. Aber, mein Sohn, auch Euch wird mit der Zeit die Erfahrung lehren: daß in einer solchen Welt, wo keine Stabilität irgend einer Art, kein dauernder Zustand möglich, sondern Alles in rastlosem Wirbel und Wechsel begriffen ist, Alles eilt, fliegt, sich auf dem Seile, durch stetes Schreiten, Balanciren und Bewegen, aufrecht erhält, ... keine dauernde Glückseligkeit zu finden ist!"

„Sollten Euch, mein Vater, nicht vielleicht traurige Erfahrungen zu diesem Schlusse führen?" — sagte hier Wolfgang. — „Das Leben bietet doch so manch Schönes, so viele glückliche Stunden, und die Zukunft, die Zukunft, was kann sie uns noch geben!"

„Ich bin nicht ungerecht gegen das Schöne auf der Erde und das Gute im Leben," — versetzte jener — „dies beweist Euch mein Hiersein zu dieser Stunde; aber die meisten Scenen unseres Lebens gleichen den Bildern in grober Mosaik, welche in der Nähe keine Wirkung machen, sondern von denen man fern stehen muß, um sie schön zu finden. Daher heißt Ersehntes erlangen: dahinter kommen, daß es eitel ist. Dabei leben wir allezeit in der Erwartung

des Besseren, auch oft zugleich in reuiger Sehnsucht nach dem Vergangenen. Das Gegenwärtige hingegen wird nur einstweilen so hingenommen und für nichts geachtet, als für den Weg zum Ziele. Daher werden die Meisten, wenn sie am Ende zurückblicken, finden, daß sie ihr ganzes Leben hindurch in Erwartung gelebt haben, und verwundert sein, zu sehn, daß gerade das, was sie so ungeachtet und ungenossen vorübergehen ließen, eben ihr Leben war."

„Nun, mein würdiger Vater," — versetzte hier der junge Künstler freudig, — „da treffen wir mit unseren Ansichten ja ganz zusammen. Auch ich bin für die Erfassung und den Genuß jedes Augenblicks. Daß ich dabei aber mit großen Hoffnungen und Erwartungen in's Leben blicke, — daß ich von einer großen Zukunft für mich träume.... nun, das mag meiner Jugend vergeben werden."

„Nein!" — versetzte hier der Mönch und legte seine Hand auf Wolfgang's Schulter, — „sagt dafür Gott und Eurer Jugend Dank! Ohne diese weise Einrichtung fehlte gerade den besseren Menschen der Sporn, der sie antreibt nach Größe zu streben. Die Enttäuschungen .... nun .... die überlaßt dann dem Alter."

„Und sollten denn bei jedem Sterblichen die schönsten Hoffnungen der Jugend an Enttäuschung sterben?" — frug fast beklommen Amadeus.

„Bei den meisten, ja!" — entgegnete der bleiche Benedictiner. — „Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen; die Zeiten des Friedens, des Glücks, erfüllter

Hoffnungen erscheinen nur als kurze Pausen . . . nur als Zwischenacte . . . . dann und wann einmal. Ebenso ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, ein unablässiges Warten, Ringen, Hoffen . . . . und Enttäuschtwerden. Ueberall und auf allen Wegen findet er Widersacher — deren schlimmster das Schicksal selbst ist — lebt beständig im Kampfe . . . . und . . . . stirbt, die Waffen in der Hand, die unerfüllten Hoffnungen im Herzen!"

„Mein Gott!" — rief Amadeus, — „es wäre traurig, wenn Ihr Recht hättet."

„Es ist traurig, daß ich Recht habe!" — sagte der Mönch, — „und ich fürchte, es wird auch für Euch eine Zeit kommen, da Ihr Euch dieses Gespräches erinnern werdet."

Amadeus sah den ihm so bekannten Benedictiner hier voll Mitgefühl an. „Der Mann muß viel, sehr viel gelitten haben!" — dachte er bei sich selbst und sprach dann den Gedanken auch aus.

„Habt Ihr nichts von dem Schicksale des Pater Nonnos gehört?" — frug darauf der Mönch.

„Nein!" — sagte Wolfgang.

„Nun!" — fuhr jener fort, — „so will ich es Euch mittheilen. Zieht Euren Mantel fester an, denn es ist sehr kühl und setzt Euch auf diese Mauerreste."

Der junge Künstler gehorchte und es folgte eine längere Pause. Schweigend lag der See, schweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und still vom dunklen Himmel

nieder und der Geist des alliebenden Vaters schwebte über der träumenden Erde.

„Pater Nonnos," — hub endlich der Benedictiner an — „ist ein Mönch meines Ordens, Bruder in der nahe gelegenen Abtei von Oberaltaich. Reizbaren Gemüthes, Feind der Heuchelei und geistigen Knechtung, beseelt von dem heißen Wunsche seinen Mitmenschen zu dienen, ihre Qualen zu mindern, eiferte er nicht selten — vielleicht mit allzu unvorsichtiger Heftigkeit — gegen die zügellosen Sitten seiner Mitbrüder, geißelte mit Spott ihre Unwissenheit und suchte Manches zum Wohle der Menschen zu wirken, was den frommen Herren gar sehr mißfiel. Darum wurde er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf Rache und fanden sie bald. Nonnos hatte eine Schwester, das einzige Wesen, das auf der Welt sein war und an dem er mit unendlicher Liebe hing. Sie war eingekleidet bei den Nonnen im Anger zu München. Von Zeit zu Zeit sah er dieselbe und war dann glücklich für Monate. Plötzlich aber war sie verschwunden und Niemand konnte Auskunft über sie geben. Nonnos aber erhielt einen Auftrag an ein Kloster seines Ordens in Wien, wo man ihn festnahm und einkerkerte. Endlich — endlich — nach sechs langen Jahren — kehrte er zurück; seine erste Aufgabe in München war, sich nach seiner Schwester zu erkundigen, — — man hatte außerhalb des Klosters nie mehr etwas von ihr gehört, im Kloster selbst hieß es: sie sei schon vor Jahren gestorben."

„Nonnos betrauerte sie daher als todt und wollte

schen — der Pflicht gehorchend — in sein Kloster zurückkehren, als eine Begebenheit, die in der Hauptstadt großes Aufsehen erregte, ihn bewog, noch einen Tag zu bleiben."

„Und diese Begebenheit?" — frug Amadeus gespannt.

„Die Franziskaner zu München, als Beichtväter der Nonnen im Anger hatten über das Kloster derselben ihre selbstständige Gerichtsbarkeit, den Blutbann. Eines Tages nun, gerade zu der Zeit meiner Anwesenheit, vernahm ein Kaminfeger dort das klägliche Gewinsel einer weiblichen Stimme, aus unterirdischen Tiefen. Er machte sogleich Anzeige davon bei dem Churfürsten und dieser sandte auf der Stelle eine Untersuchungscommission. Die erschrockenen Nonnen läugneten vergebens. Das Kloster ward durchsucht. Dumpfes Wimmern wie aus Grüften, leitete abwärts zu einem Kerker. Man sprengte die Pforte desselben und es erschien ein jammervolles Gespenst in Menschengestalt, gekrümmt und seufzend unter der Bürde schwerer Ketten, vom Unflath verzehrt . . . . am Fleische modernd!"

Der Mönch hielt einen Moment inne um tief Athem zu schöpfen, dann fuhr er fort:

„Es war eine junge Nonne. Sie hatte schon seit sechs Jahren in diesem feuchten, lichtlosen Behältnisse geschmachtet — — warum? — — der Angabe nach: wegen allzu großer Freigebigkeit gegen die Armen zum

Nachtheil des Klosters — in Wahrheit .... weil sie .... Pater Nonnos Schwester war."*)

„Entsetzlich!" — rief Amadeus — „und was ward aus der Unglücklichen?"

„Sie ward in's Herzogsspital gebracht. Eine vollkommene Heilung konnte aber nach solchen Leiden nicht erfolgen, sie blieb gekrümmt und geistesschwach, bis sie der Tod nach einem Jahre von allen Leiden befreite."

Der Benedictiner schwieg. Tiefe Wehmuth schien ihn zu erfassen und auch Wolfgang vermochte kein Wort zu sprechen, so hatte ihn die einfache Erzählung des Mönches erschüttert. Und schweigend lag der See, schweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und still vom dunklen Himmel nieder und der Geist des allliebenden Vaters schwebte über der träumenden Erde.

Endlich hub Amadeus wieder an:

„Und wie ging es Pater Nonnos?"

„Auf Befehl seiner Oberen kehrte er in sein Kloster zurück. Da er aber im Uebermaße seines Schmerzes den Landesherrn zur Aufhebung der peinlichen Gerichtsbarkeit bestimmt hatte, der schon so viele unselige Opfer gefallen waren, erwartete ihn hier auf's Neue Zorn, Haß und Rache. Als Glaubensverderber und Feind der heiligen Kirche angeklagt, verurtheilt und verhaftet, sah er sich der

*) Churfürst Maximilian Joseph gebot, auf diese furchtbare Thatsache hin, sofort die Zerstörung aller klösterlichen Gefängnisse, fand aber bei den Mönchen nur wenig Gehorsam. Lipowsky: „Geschichte der Kapuziner" Seite 117.

Wuth der Mönche zur Beute gegeben. Sie durchwühlten seine Schriften, und suchten — obgleich vergebens — nach einem Grund zur härtesten Strenge.... Dennoch verdammten sie ihn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Churfürsten, zu ihrem furchtbarsten Kerker, und als er sich in denselben zu geben weigerte, hetzten die frommen Väter, seine Leibesstärke fürchtend, ihre großen Kettenhunde auf ihn ein. Und als er nun, von diesen zu Boden gerissen, blutend da lag, banden sie ihn .... und schleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefste Verließ!"*)

„Unmöglich!" — rief hier aufspringend Amadeus, — „daß ist der Grausamkeit zu viel! So schrecklich können Menschen, können Christen, selbst gegen einen Verbrecher nicht handeln!"

„Und doch ist es so!" — versetzte wie mit Grabeston der Benedictiner, indem er seine Kapuze vom Kopfe streifte, — „hier sind die Narben, die mir von jenem Tag geblieben!"

„Jesus Maria!" — rief Mozart, — „so seid Ihr .... Pater Nonnos!"

„Der bin ich!" — versetzte jener.

„Und, o Himmel!" — fuhr Amadeus in höchster, halb schmerzlicher, halb freudiger Erregung fort, — „nun weiß ich auch, wo wir uns früher, vor langen, langen

---

*) Historisch: Andreas Zaupser, Lebensbeschreibung des Pater Nonnos. — Zschokkes Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten. Thl. 7. S. 327.

Jahren schon gesehen haben. Reistet Ihr nicht einst — es mögen jetzt vierzehn .... fünfzehn Jahre sein nach Wien und lerntet auf der Donau einen Knaben kennen...."

„O ja! ja!" — rief Nonnos und ein Schimmer der Freude flog über sein blasses Antlitz. — „Einen Knaben, der uns im Kloster zu Ips so herrlich die Orgel spielte, — und der, o ich hab' ihn nie vergessen, in Wien so großes Aufsehen machte?"

„Nun!" — sagte Amadeus entzückt, dem Benedictiner beide Hände hinstreckend, — „der Knabe .... bin ich!"

„Ihr?" — wiederholte der Mönch, — „der kleine Wolfgang Mozart?"

„Der indessen ein Mann geworden."

„O welche Freude!" — rief Nonnos, — „welche Freude für mein freudenarmes Herz!"

Und die beiden Männer sanken sich einander in die Arme. Und schweigend lag der See, schweigend die Welt. Der Mond aber blickte groß und still vom dunklen Himmel nieder und der Geist des allliebenden Vaters schwebte über der träumenden Welt und über zwei glücklichen Menschen.

Am Hofe.

Der Hof des Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern feierte heute ein großes Fest; denn seine königliche Hoheit, Prinz Clemens von Sachsen, Churfürst von Trier, war zum Besuche in München — d. h. eigentlich in Nymphenburg, wo der Hof residirte — angekommen. Glänzte doch damals dies schöne Lustschloß mit seinen wundervollen Gartenanlagen in seiner höchsten Pracht, nur von Schwetzingen — dem deutschen Versailles — übertroffen. Herrlich warf die große Fontaine ihren achtzig Fuß hohen Wasserstrahl vor dem Palast in die Lüfte, und dieser Palast selbst mit seinen fünf durch Gallerien verbundenen Pavillons, wie imposant; erhob er sich an der Spitze des weiten Parkes. Da waren prächtige Wasserbecken, Canäle, Wasserfälle und Springbrunnen, da prangten in Glanz und in Fülle Orangerien und Treibhäuser und versetzten den staunenden

Fremden nach Italien und unter die Tropen; da bevölkerten Hirsche, Rehe, Fasanen, Schwäne, Kaninchen, selbst ganze Biber Colonien die Parkanlagen; — da glänzte die Amalienburg durch ihre Spiegel und Gemälde; die, 1716 von Max Emanuel erbaute Pagodenburg durch ihre wunderschönen Porzellanarbeiten, und die 1718 von demselben Churfürsten reizend hingestellte Badeburg mit den Bildnissen der sechszehn Maitressen, mit welchen Churfürst Carl Albrecht unter sanfter Musik im Bade herumschwamm.

War das nicht eine königliche Prachtentfaltung, wenn eine einzige unter den neunzehn großen Fontainen — die große Florafontaine — die hundert Schuh im Umfang hatte, sechszigtausend Gulden kostete?

War das nicht eine königliche Prachtentfaltung, wenn diese ganze Fontaine, der große und die acht kleinen Steinberge, die in dem Bassin standen und alle Statuen von Göttern, Menschen und Thieren, die sich auf und an diesen Bergen befanden, vergoldet waren?

War das nicht eine mehr als kaiserliche Prachtentfaltung, wenn Max Emanuel bei seiner Verheirathung mit der Erzherzogin Maria Antonia zu den bereits vorhandenen zwei großen Büffets von Gold ein neues goldenes Service anschaffte, das aus neun Dutzend goldenen Tellern und sechs Dutzend goldenen Schüsseln, ferner aus sechs Schalen, sechs Leuchtern, einem großen Gießbecken, zwei herrlich ausgearbeiteten Waschbecken, zehn Confectschalen, alles aus demselben edlen Metall, und zahllosen

goldenen Löffeln, Messern und Gabeln, deren viele, gleich den Vorschneidemessern mit Edelsteinen besetzt waren, bestand?*)

War das nicht mehr als kaiserliche Prachtentfaltung, wenn das Kleid, welches Ihre Churfürstliche Durchlaucht auf einem Balle zu Venedig trugen, so über die Maßen mit den herrlichsten Edelsteinen besetzt war, daß es einen Schein und Glanz von sich warf, der die Augen bis zum Schmerzen blendete?**)

War es nicht mehr als kaiserliche Prachtentfaltung, wenn Churfürst Karl Albrecht — Maximilian Josephs Vorfahr — ein Paradebett besaß, für dessen Stickereien und Verzierungen $2\frac{1}{4}$ Centner Goldes waren verschwendet worden, und das 800,000 Gulden kostete?***)

---

*) Es war dies das erste jener prächtigen Service, deren es bis zur Revolutionszeit nur fünf in der Welt gab. Die vier anderen goldnen Service waren: das preußische in Berlin; das 1760 von Kaiser Franz I. angeschaffte in Wien; das 1768 von der Stadt Amsterdam dem Erbstatthalter Wilhelm V. (Vater des ersten Königs der Niederlande) geschenkte und das der Familie der Herzoge von Newcastle, das auf 400,000 Pf. St. circa 4,800,000 Gulden geschätzt wurde.

Eines der prächtigsten Silberservice war das zu dem Hoffeste 1805 in Windsor beschaffte. Das schönste Porzellanservice aber war das des Premierministers Brühl in Sachsen, man schätzte es auf eine Million Thaler.

**) Frankfurter Relationen.

***) Es ist heut zu Tage noch in den sogenannten schönen oder reichen Zimmern des Münchner Schlosses zu sehen: Kaiser Napoleon sollte einst darin schlafen: er bat sich aber ein gewöhnliches Bett aus.

War es nicht eine ächt königliche Prachtentfaltung, daß unter Max Emanuel, Churfürsten von Baiern, Tafel und Jagd gerade auf demselben Fuße eingerichtet waren, wie bei Ludwig XIV., König von Frankreich?

Waren doch damals täglich bei den Jagden gegen vierhundert Pferde auf den Beinen, die Jagdhunde gar nicht zu zählen! In Nymphenburg wimmelte der benachbarte fünf Stunden lang bis nach Starnberg reichende Thiergarten von gehegtem Wilde: Hirschen, Rehen, Wildschweinen, Fasanen und Feldhühnern; auch am Starnberger See und in der Umgegend ward das Waidwerk betrieben. Mit stattlichem Gefolge, wie es die Wouvermann'schen Genrebilder noch vielseitig zeigen, zog man auch namentlich zur Reiherbaitze aus. Es wimmelte dabei an Hunden. Der Favorithund lag jederzeit zu Nymphenburg in einer Loge neben des Churfürsten Bett, zwölf andere Logen für Hunde befanden sich in dem anstoßenden Schreibsaal. Der Lieblingshund der — ebenfalls leidenschaftlich jagenden — Churfürstin Amalie, ruhte unter einem gelbdamastseidenen kleinen Zelte auf einem Kissen von gleichem Stoff.

Auch die Alchemie und Goldmacherkunst ward mit königlicher Freigebigkeit betrieben. So kostete der berüchtigte Abenteurer Conte Ruggiero den Churfürsten Max Emanuel sechszigtausend Gulden und ward noch dazu zum churbairischen Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Etatsrath, Obristen über ein Regiment und Commandanten von München mit ungeheuren Gehalten er=

nannt*) Noch größere Summen fielen in die Hände eines Grafen Taufkirchen, der sich erboten hatte, so viel Geld zu machen, daß Baiern dafür zu klein sei. Aber nicht Baiern war für sein Geld zu klein, wohl aber der Beutel des Churfürsten für den goldgierigen Grafen.

Dreißig Millionen Schulden und ein ruinirtes Land waren das Resultat dieser Prachtentfaltung, dieses Glanzes, dieses Lebens im Style Ludwig XIV.

Ganz anders dachte freilich Maximilian Joseph. Er war in der That von dem edelsten Fürstenwunsche erfüllt — von dem Wunsche: ein glückliches Volk um seinen Thron zu erblicken. Vor Allem war nun dazu Wiederherstellung des zerrütteten Staatshaushaltes und das Tilgen der verzehrenden Landesschulden dringend nöthig. Er begann daher mit Aufhebung des unentbehrlichsten und allzu übermäßigen Prunkes und Trosses am Hofe. Er schränkte sogar sich selbst — Andern ein Beispiel — in seinen Bedürfnissen ein. Ja, beim Beginn seiner Regierung und im edlen Jugendfeuer faßte er sogar einen Entschluß, wie ihn vor alten Zeiten einst Herzog Heinrich von Landshut gefaßt hatte: in ein fremdes Land zu ziehen und fremde Dienste zu nehmen; damit der Hofstaat erspart und dem Volke geholfen werde.**)

---

*) Er büßte seine Betrügereien, hinter die man aber zu spät gekommen war, nachher im Kerker, entsprang dann und wurde endlich in Preußen gehängt.

**) Er wollte, hieß es, in spanische Kriegsdienste treten. Rothammers Biogr. Max Josephs S. 56.

Aber was helfen die edelsten Entschlüsse, wo die Kraft und die Möglichkeit zur Ausführung fehlten! Mutter, Verwandte, Räthe, ja seine ganze Umgebung hinderten ihn nicht nur an der Ausführung dieses allerdings etwas extravaganten Entschlusses, — nein — sie thaten auch das Ihre, den alten Glanz des Hofes so viel als möglich wieder herzustellen."

Max Joseph's Jugend fiel in die Zeit, in welcher die von Frankreich herüberkommenden Ideen der Philanthropie — hervorgerufen, gehegt und gepflegt durch die Encicklopädisten, durch einen Voltaire Rousseau, Diderot, Holbach, Grimm u. s. w. — in Deutschland zu wirken anfingen, und wo Friedrich der Große in Preußen die Aufklärung in Schutz nahm. Der allgemeinen Atmosphäre dieses neuen Geistes vermochten nun die Jesuiten — und namentlich sein Hofmeister, der in Physik und Mathematik ausgezeichnete Jesuiten-Pater Daniel Stadler und sein Instructor in Staatssachen, der Professor Johann Adam Ickstatt, — ihren Zögling nicht zu entziehen. Aber sie konnten seine Erziehung doch so leiten, daß der Prinz Judäa und Rom bei weitem besser als sein Vaterland kannte; sie konnten das, was sie an ihn bringen wollten, so wohl abzirkeln und so schlau zuwiegen, daß seine Sehnsucht, die Welt kennen zu lernen, um sie zu beglücken, unbefriedigt blieb. Hielt ihm ja doch sein Beichtvater fast täglich vor: „man müsse zeitlichen Dingen nicht allzufest obliegen und nie vergessen, daß mit

größerem Wissen auch größere Verantwortung vor Gott erwachse."

Eine an sich edle Natur ist indessen nicht so leicht zu untergraben. Inmitten eines verführerischen üppigen Hofes hatte sich Max Joseph sittenrein erhalten. Unverdorben, aber auch unerfahren übernahm er, kaum achtzehn Jahre alt, die Regierung. Aber zwischen dieser Zeit und der Zeit, von der wir hier sprechen, lagen jetzt zwei und dreißig Jahre, und den nun fünfzigjährigen Mann hatte seine nächste Umgebung, durch einen satanischen Kunstkniff längst zur völligsten Unselbstständigkeit herabgedrückt. Nichtswürdige Günstlinge hielten ihn nämlich unausgesetzt in der Furcht: man wolle ihn vergiften! und durch diese Furcht trieben sie ihn zu Allem, was sie wollten! So nur konnte es kommen, daß all sein edles Wollen zu Nichte ward; so nur war es möglich, daß Baiern auch unter seiner Regierung im größten Elend, in der drückendsten Noth verblieb; so nur vermochten vornehme Blutsauger die Möglichkeit zu erlangen, ungestraft das arme Volk bis auf den letzten Blutstropfen zu plündern; so nur war der alte Gang in Hofhaltung und Staatshaushalt wieder einzuschlagen und durchzuführen gewesen.

Darum glänzte jetzt auch wieder der Hof zu München wie ein goldener Stern unter den deutschen Höfen; darum nahm Nymphenburg, in der Zeit von der wir handeln, auch wieder den alten Platz ein, und heute — wie schon erwähnt — feierte der Hof hier ein glänzendes

Fest, denn Prinz Clemens von Sachsen, Churfürst von Trier, war zum Besuche eingetroffen.

Es war noch früh am Tage, aber schon herrschte ein ungemein reges Leben im ganzen Schlosse. Alles was zur Dienerschaft gehörte, war in Bewegung. Im großen Gartensaale standen der Obrist Hofmarschall und Obrist Küchenmeister, Graf von Tattenbach und der Obrist-silberkämmerer, Max Joseph, Graf von Törring, umgeben von einer Menge churfürstlicher Truchsesse, dem kleineren Adel angehörend, und theilten ihre Befehle aus; während die fünfundsechzig Bediensteten der Küche und des Kellers und die zwanzig Tafeldecker und Silberdiener in feierlicher Stille und ehrerbietiger Entfernung der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Im Park und Garten waren der Hofgärtner, der Grottenmeister, der Marmorator und der Geometer mit einem Schwarm von Menschen beschäftigt, das Nöthige zu ordnen.

Die Wege, auf welche der Spätsommer nächtlicherweise auf's neue welke Blätter gestreut, wurden gereinigt; — die Wasserwerke noch einmal inspicirt; — die Bauten von Innen und Außen geschmückt. Gewinde von Laub und Blumen im und am Schlosse aufgehängt, die Statuen und Vasen des Parkes aber, wo es nöthig, gereinigt. Gleich lebhaft ging es in den Ställen zu. Zwar befand sich hier der Obriststallmeister, Graf Fugger-Kirchberg, nicht in eigener Person; — aber an seiner Stelle commandirte der Vice-Stallmeister seine 239 Stallbediensteten,

wie ein alter guter General. Auch der Obristjägermeister war höchster Befehle gewärtig, während von den 318 Kämmerern des Churfürsten fortwährend eine Menge von München her ankamen, und sich um den Obristkämmerer, Grafen von Königsfeld, sammelten.

Ueberhaupt war die stundenlange Allee, die von München bis Nymphenburg führte, ungemein belebt, da der Hof — außer dem Prinzen Clemens von Sachsen — noch andere hohe Besuche hatte, die alle heute zu Jagd, Tafel und Hofconcert eingeladen waren. Die Equipagen des in München wohnenden Adels und der Hof-Chargen rollten daher oft dicht hintereinander dem Lustschlosse zu, während Massen der schaulustigen Bürger den Weg zu Fuße angetreten hatten.

Unter diesen Equipagen befand sich auch die des Fürsten Zeil, ein schöner und neuer Wiener Wagen, in dessen einer Ecke der Fürst lehnte, während — im Gespräche mit ihm verloren — neben dem Fürsten der junge Mozart saß.

„Aber, mein lieber Mozart," — sagte jetzt der Fürst — „warum wollen Sie denn nicht in fürsterzbischöflich Salzburgischen Diensten bleiben? Sie sind doch bereits als Concertmeister angestellt?"

„Ja, Durchlaucht," — versetzte Mozart mit ironischem Lächeln — „wenn man das eben eine Anstellung nennen kann."

„Was ist denn Ihr Gehalt?"

„Mein Gehalt?" — wiederholte Mozart. — „Ich

fürchte Durchlaucht halten mich für einen Verläumder oder thörichten Schwätzer, wenn ich es sage."

„Gewiß nicht! sprechen Sie nur ganz aufrichtig."

„Nun denn, mein Gehalt als Concertmeister seiner Fürstbischöflichen Gnaden von Salzburg ist ..... zwölf Gulden dreißig Kreuzer."

„Wieviel?" — sagte der Fürst, indem er sich ein wenig aufrichtete, da er sich verhört zu haben glaubte.

„Zwölf Gulden dreißig Kreuzer monatlich!" — wiederholte Mozart lachend, — „also per Jahr ganze Hundert und fünfzig Gulden!"*)

Der Fürst sah den jungen Musiker fragend an, während eine leichte Wolke über seine Stirne lief. Es mochte ihm der Gedanke gekommen sein, der junge Mann mache sich über ihn lustig. Amadeus aber errieth, was in seinem Begleiter vorging und sagte:

„Durchlaucht, ich begreife Ihr Staunen; aber ich bitte Sie, mir trotzdem, zu glauben. Die Sache ist wahr. Ich würde sie übrigens gar nicht erwähnt haben, wenn Sie mich nicht selbst aufgefordert hätten, aufrichtig zu sein, und ich nicht wüßte, daß ich mich Eurer Durchlaucht Wohlwollen mit dem vollsten Vertrauen hingeben kann."

„Aber das ist ja entsetzlich!" — rief der Fürst.

„Und doch ist es nicht das Schlimmste bei meiner Stellung!" — fügte der junge Künstler hinzu, und ein Schatten flog über seine edlen Züge.

*) Historisch. Nissen: S. 360. Oulibischeff. I. Thl. S. 91. Jahn: II. Thl. S. 25.

„Wie so?" — frug Fürst Zeil.

„Der Herr Erzbischof ist ein frommer Mann, und weiß, als solcher, daß die Welt voll des Argen ist," — fuhr Mozart fort und schon spielte wieder ein ironisches Lächeln um seinen Mund. — Um uns Musikern nun alle Gedanken an Hochmuth zu benehmen, welche weltliche Beifallsbezeugungen so leicht in uns erwecken, und um die Versuchungen abzuschneiden, denen uns eine wohlgespickte Börse aussetzt, verweigert er uns nicht nur die Erlaubniß Concerte geben zu dürfen, ... nein! .... er tractirt auch die Künstler seiner Capelle, wie die niedrigsten Diener, so daß sie täglich die beleidigendsten Beiwörter hören müssen, und dafür, Durchlaucht, bin ich — offen gestanden — nicht gemacht."

„Sie haben recht!" — rief der Fürst unwillig — „aber thun Sie mir den Gefallen, über diese Sachen gegen Andere Schweigen zu beobachten. Der ganze hohe Adel wird dadurch compromitirt!"

„Fürst Zeil ist der erste Fremde mit dem ich darüber rede!" — sagte Mozart mit leichter Verbeugung.

„Was ich Ihnen aufrichtig danke!" — versetzte jener.

„Indessen" — fuhr Amadeus fort — „ist das Alles doch noch immer nicht der Hauptgrund, warum ich Salzburg verlassen möchte."

„Sondern?"

„Ich fühle das Bedürfniß nach einem größeren Wirkungskreise."

„Das ist bei Ihren eminenten Talenten sehr erklärlich.

Und da haben Sie Ihr Auge auf München geworfen?"

„Ja .... München oder Paris."

Fürst Zeil lächelte geschmeichelt; dann sagte er freundlich: — „Was ich hier für Sie thun kann, soll geschehen. Außerdem haben Sie ja schon, trotz Ihrer Jugend, einen, man kann sagen, europäischen Ruf. Ich denke der Churfürst wird sich freuen, wenn er Sie für seine Capelle oder die Oper gewinnen kann."

„Und in der That geht München ein tüchtiger Compositeur ab."

„Wohl wahr! — Aber sagen Sie mir doch auch, welche Schritte Sie bereits hier gethan haben. Sie wissen, Graf Seeau und Freiherr von Berchem sind die Lieblinge des Churfürsten .... Waren Sie schon bei beiden?"

„Allerdings?"

„Und wie ging es?"

„Schon am verflossenen Freitag sprach ich bei dem Herrn Grafen Seeau vor. Excellenz waren sehr freundlich, wußten schon, was ich beabsichtige, und so entdeckte ich mich ihm ganz."

„Und was sagte er?"

„Ich solle schnurgerade bei Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Audienz begehren. Sollte ich indessen nicht ankommen, so würde ich am besten thun, mich bei dem heutigen Feste durch Eure Durchlaucht wie zufällig vorstellen zu lassen."

„Und Berchem, der alte Schelm, was antwortete der?"

„Er hatte wenig Zeit für mich!“ — sagte Mozart, und wieder spielte um seinen Mund jener leichte Spott, — „denn eben als ich in seine mit königlicher Pracht und orientalischer Ueppigkeit ausgestatteten Zimmer trat, meldete der Kammerherr, daß das warme Bad bereit sei.“

„Ha, ha!“ — sagte Fürst Zeil lachend — „in welchem er sich von zarten Händen bedienen läßt. Man kennt das; da war freilich nichts zu hoffen. Und gingen Sie nicht wieder hin?“

„Doch! . . . . aber . . . .“

„Nun?“

„Eine Beamtenwittwe ließ durch ihre bildschöne sechszehnjährige Tochter eine Bittschrift um Wittwengehalt einreichen.“

„Und?“

„Ich erwarte mit der guten Mutter — die mir mit naiver Geschwätzigkeit ihr Schicksal mittheilte — zwei Stunden im Vorzimmer, bis das Töchterchen wieder kam. Es hatte etwas verweinte Augen und sah bleich aus, hielt aber ein Decret in der Hand, laut welchem der Mutter zwar kein Wittwengehalt aber — der Ersparung im Staatshaushalte wegen — die Stelle ihres verstorbenen Mannes selbst zugesagt war.“

Fürst Zeil schüttelte den Kopf. — „Den Wittwengehalt wird der gute Berchem besser finden, selbst zu beziehen!“ — sagte er dann höhnisch. — „Aber was geht das uns an. Sagen Sie mir lieber, wie es nun Ihnen ging?“

„Ich konnte nicht mehr ankommen,“ — versetzte

Mozart — „der Herr Freiherr war müde und wollte schlafen.“

Es trat hier eine kleine Pause ein, die ziemlich drückend für den jungen Künstler war. Die nachdenklichen Mienen seines Gönners ließen ihn fast fürchten, daß er in der ihm eigenen Freimüthigkeit zu weit gegangen sei und somit einen Fehler gemacht habe, vor welchem ihn sein kluger und vorsichtiger Vater oft genug gewarnt. Umschweife und Winkelzüge waren indessen seinem offenen und ehrlichen Charakter so sehr zuwider, daß er im Inneren dachte: „Was liegt mir daran; ich kann nun einmal weder heuchlen, noch bei Schlechtigkeiten schweigen. Wollen Sie mich Alle nicht, nun . . . . . die Welt ist ja noch groß!“

Indessen war er diesmal wohl zu ängstlich gewesen, denn schon nach wenigen Minuten kam der Fürst mit der alten Leutseligkeit auf das bisherige Thema zurück, indem er sich nach den weiteren Besuchen Mozarts erkundigte:

„Nun!“ — versetzte dieser, über die Unrichtigkeit seiner Vermuthung höchst erfreut — „ich wartete ferner dem Herrn Bischof von Chiemsee auf, der mir ebenfalls versprach, sein Möglichstes thun und namentlich mit der Frau Churfürstin sprechen zu wollen. Ebenso ging es bei Herrn von Moschitka und den Herren Grafen von Sailern und von Wiedt.“

„Da haben Sie allerdings Ihre Pflicht gethan!“ — sagte jetzt Fürst Zeil. — „Und wenn die Herren ihr Versprechen gehalten und vorgearbeitet haben, so denke ich, daß wir heute reussiren.“

Sie nahten sich jetzt Nymphenburg, dessen prachtvolle Fontaine ihren haushohen Wasserstrahl stolz und imposant wie eine gewaltige silberne Säule in die Lüfte warf. Hundegebell und Hörnerschall ließ sich vernehmen. Zahllose Menschen aber lagerten in ehrerbietiger Entfernung von dem Schlosse, das im Innern durch die churfürstlichen Leibgarde-Hatschiere — deren Hauptmann Generalfeldmarschallieutenant Graf Joseph Piosasque de Non war — und nach Außen durch die Leibgarde-Trabanten, unter dem Generalwachtmeister Seissel d'Aix, besetzt und bewacht wurde.

Die Wachen salutirten und die Equipage des Fürsten Zeil fuhr an.

„Aber wie jetzt?" — frug Mozart, als sie nun ausgestiegen.

„Das hängt ganz von Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen von Sachsen ab!" — versetzte der Fürst. — „Nimmt dieser die Jagd an, so haben Sie den Morgen frei und können sich in unserem herrlichen Park nach Herzenslust ergehen; da für diesen Fall bis nach der Tafel an eine Vorstellung nicht zu denken ist. Dankt dagegen der Prinz für die Freuden Nimrods, so halten Sie sich hier im unteren Empfangsaale auf, damit ich zu jeder Minute nach Ihnen senden kann. Uebrigens rechnen Sie ganz auf mich!"

Und mit diesen Worten grüßte der Fürst freundlich mit der Hand und verschwand im Schlosse.

Der junge Mozart hatte nun Zeit und Muse genug

dem tollen Treiben da außen zuzusehen, und da er in Hoftracht und durch den Fürsten Zeil eingeführt war, somit für einen fremden Cavalier galt, stand ihm Schloß und Park offen.

Es dauerte indessen nicht lange, so kam die Nachricht: die Jagd, sei angenommen und eine Stunde später zog das wilde Heer in Saus und Braus und unter Hörnerklang und Hundegebell nach dem nahegelegenen schon erwähnten Thiergarten.

Mozart war froh. Die Vorstellung konnte ihm doch nicht entgehen und so lag nun ein schöner Tag vor ihm. Und schön sollte dieser Vormittag in der That werden; denn kaum hatte er eine der großen Alleen eingeschlagen, als ihm von einem Seitenwege her die munterste Gesellschaft von der Welt begegnete. Es waren mehrere Herren und Damen der churfürstlichen Capelle, welchen durch die Jagd ebenfalls ein freier Morgen geworden. Mozart aber kannte sie alle: Rossi, Becche, den allseitig gebildeten Consoli, den Vice-Concertmeister Johannes Krönner, der die Stellung, die er einnahm, mehr noch seiner genialen Grobheit als seinem Compositionstalente verdankte, Signora Rosina Pasquali, die schöne Schauspielerin Basse, und vor allen Dingen der erste Violinist, Wenzel Woticzka, der zugleich Kammerdiener des Churfürsten und dessen Vertrauter war.

Der Jubel war daher nicht klein, als man sich begegnete. Mozart mußte sich sofort anschließen, und als er frug, wohin es denn gehe, erklärte ihm Krönner in

seiner Manier: das solle er nur abwarten. Es sei ein Geheimniß Woticzka's, der versprochen habe, sie mit einem feinen Frühstück zu regaliren.

Ein feines Frühstück, eine heitere Gesellschaft, geniale Männer und hübsche liebenswürdige Frauen, wem sollte dies nicht willkommen sein, zumal, wenn man zwanzig Jahre und .... ein Wolfgang Amadeus Mozart ist? Frohsinn trägt ja der natürliche Mensch stets als leichten Zunder bei sich: denn Frohsinn ist die natürliche Stimmung eines gesunden Körpers, Geistes und Herzens.

So nahte man sich unter Lachen und Scherzen der berühmten Badeburg, die indessen damals für Niemand als den Churfürsten zugänglich war, und in deren Nähe sich selbst nicht einmal so leicht Jemand wagte, um nicht indiscret zu erscheinen. Alle waren daher erstaunt, als Woticzka sie gerade auf dieses Gebäude hinführte; fanden aber kaum Worte, als er — nachdem er sich überzeugt, daß sie nicht gesehen würden — einen Schlüssel aus der Tasche zog, die Thüre öffnete und sie sämmtlich hineinschlüpfen ließ.

Aber ihr Erstaunen sollte noch auf die angenehmste Weise gesteigert werden, denn .... es erwartete sie hier Jemand..... Dieser Jemand aber Niemand anderes, als ein zierlich gedeckter Tisch, wohlgarnirt mit den feinsten Speisen und einer gehörigen Batterie Champagnerflaschen.

Das war eine Lust! Krönner aber rief bei diesem wonnevollen Anblick: — „Göttlicher Woticzka! Dein Name verdient in den Sternen verewigt zu werden. O! es

ist doch schön, eines großen Herrn Vertrauter zu sein; man genießt dabei auch das Vertrauen großer Keller und excellenter Küchen!"

„So ist es!" — entgegnete Woticzka lachend — „aber nun hoffe ich, werdet auch Ihr Alle Euch des Vertrauens würdig beweisen, das ich in Euch setze, und nicht nur diese Festung im Sturme erobern, sondern auch ihre Batterien zum Schweigen bringen und ihre Besatzung vernichten!"

„Hast du uns je vor so etwas zurückbeben sehen?!" — rief Rossi.

„Nie!" — betheuerte mit komischer Emphase der Spender des Frühstücks.

„Nun denn, an's Werk!" — riefen die Anderen. Rasch ward jetzt Platz genommen, Woticzka ließ die Pfropfen fliegen, Krönner aber — das erste Glas erhebend — rief:

„Mag die Weisheit immer
Unsre Mahle weih'n —
Aber laßt uns nimmer
Zu vernünftig sein.
Zuviel Weisheit machte
Manchen kalten Tropf,
Doch kein Froher lachte
Sich um Herz und Kopf!"

Und die Gläser klangen und der Wein erquickte die freudigen Herzen.

„So ist es recht!" — sagte jetzt die Pasquali. — „Heiterkeit ist das eigentliche Element unseres Daseins —

soll es wenigstens sein; das Maestoso*) paßt ohnehin nur wenig in das kurze Liedchen des Künstlerlebens!"

„Und kann es etwas Höheres geben, als Freude?" — rief hier Mozart. — „Der Geist der Freude führte die ersten Menschen einander spielend zu, wie Kinder, und einer der erfreulichsten Züge der Menschengeschichte — deren sie eben nicht gar viele aufzuweisen hat — ist der, daß fast alle Völker aus ihrem Dunkel durch Feste in die Gesellschaft eintreten: durch Tanz, Gelage, Musik, Possen und Schauspiele."

„Darum" — versetzte Consoli — „gaben die Römer dem Kinde Hilaritas eine Weintraube und Ente zur Seite, und in die eine Hand ein Ruder — die Mäßigung in der Freude andeutend — in die andere eine Schale, den Dank anzuzeigen, den wir den Göttern für die Himmelsgabe der Freude schulden!"

„Donnerwetter!" — rief hier Krönner in seiner genial-groben Manier — „Kerl, werde mir nicht zu gelehrt. Sage lieber schlicht und einfach: Ein Leben ohne Freude ist eine weite Reise ohne Gasthaus."

„Das ist freilich für dich ein entsetzlicher Gedanke!" — entgegnete Consoli lachend. — „Viel ästhetischer würde es doch klingen, wenn du zum Beispiel sagen wolltest: Frohsinn ist der Fallschirm in dem schaukelnden und gefahrvollen Luftballon des Lebens; denn Heiterkeit giebt Zutrauen auf sich selbst, Zutrauen aber giebt Muth und Muth Glück!"

*) Musikalischer Ausdruck für „majestätisch."

„Und was meint Woticzka dazu?“ — frug jetzt Krönner.

„Was ich dazu meine?“ — wiederholte der Angeredete — „ich halte Freude, Frohsinn und Heiterkeit für helle Tapeten.“ . . .

„Was?!“ — riefen Alle.

„Für helle Tapeten!“ — wiederholte Woticzka — „mit welchen wir die oft dunklen Stübchen in Herz und Kopf auskleiden müssen, damit wir nicht im Leben zu Melancholikern werden.“

„Nun, zum Teufel!“ — rief Krönner. — „Dann bist du aber ein ebenso trefflicher Tapezierer als Violinist; denn sieh nur, wie freundlich es eben in unseren Gehirn- und Herzenskammern durch deine Kunst aussieht. Alles hell! Alles licht! Und die Bouquets, die du in deine Tapeten gewoben, heißen: liebenswürdige Weiber, gesunder Witz, gute Küche und vortrefflicher Champagner.“

„Ja! ja!“ — sagte Consoli und füllte auf's neue die Gläser. — „Und wenn das Herz hundert Thore hätte, wie einst Theben, so laßt die Freude durch alle hundert herein!“

Und damit trank er sein Glas aus, schlich sich hinter die Pasquali und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Alle lachten; die Signora aber schrie laut auf.

„Nun, nun!“ — sagte Krönner. — „Machen Sie es nur nicht wie die Postmeisterin in Passau.“

„Wie so?“

„Als ihr ein französischer Courier hitzig zurief: „Kuß! Kuß!“ ward sie ganz zornig und schimpfte wie ein Rohr-

sperling. Aber sie hätte nicht so böse zu werden brauchen und dem Manne nur Zeit lassen sollen, sich zu erklären: „Pardon Madame, nit Kuß auf die Mund, Kuß auf die Popo!“ .... er wünschte nämlich ein Kissen!“

„Ein schallendes Gelächter entstand; die Pasquali aber schlug dem Vice-Capellmeister zur Strafe mit ihrem Fächer auf den Mund, indem sie sagte:

„Krönner! Ihr seid doch immer ein abscheulicher Mensch, — — ebenso abscheulich wie Consoli!“

„Ach liebe beste Signora!“ — entgegnete jetzt der Letztere — „nur hier keine Weisheit! Wir sind an einem den Göttern der Freude und der Lust geheiligten Orte, und — offen gesagt — da gehören wir lustiges Völkchen auch hin. Bei wem, als bei uns Künstlern, hat sich denn noch die göttliche Heiterkeit und die leichte Auffassung des Lebens erhalten, die die alten Griechen so hoch stellte? Wie Steinschichten der Erde uns die Gestalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken zeigen, welche die Spur eines kurzen Daseins ungezählte Jahrtausende hindurch aufbewahren, so haben die Alten in ihren Comödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heiteren Lebens und Treibens hinterlassen; so deutlich und genau, daß es fast den Schein erhält, als hätten sie es in der Absicht gethan, von der schönen und edlen Existenz, deren Flüchtigkeit sie bedauerten, wenigstens ein bleibendes Abbild auf die späteste Nachwelt zu vererben.“

„Nun!“ — sagte Mozart — „da sollten wir diese uns überlieferten Hüllen und Formen nur wieder mit

Fleisch und Bein ausfüllen, durch Darstellung jener alten classischen Stücke auf der Bühne, so tritt jenes längst vergangene heitere und geniale Leben wieder frisch und frey vor uns hin."

„Ja!" — rief Consoli — „wie die antiken Mosaikfußböden, wenn sie benetzt werden, wieder im Glanze ihrer alten Farben dastehen."

„Ich dächte, es wäre noch gescheuter," — sagte Rosi — „wir führten die schönen Lebensansichten der Griechen gleich im Leben ein."

„Ha, ha!" — meinte Krönner — „er sieht sich schon in den Armen einer Aspasia."

„Ich sehe der Aspasien viele hier!" — rief lachend Rosi, indem er auf die Bildnisse deutete, welche die Wände schmückten. — „Es scheint also, daß die heiteren Lebensansichten der Alten noch nicht ganz verloren gegangen sind."

„Besäßen wir nur noch ihren Kunstsinn," — sagte Mozart — „und wäre derselbe nur, wie einst in Griechenland und Rom, unter dem Volke verbreitet. Was sollte dies gerade den Künstlern zu gute kommen."

„Ach was, das Volk!" — rief Krönner — „das hatte von jeher kein Urtheil. Narrenspossen, Trivialitäten und Schwindeleien sind seine Sache, und wo es auf wirklich Gutes hält, da geschieht es aus Nachahmung oder auf fremde Auktorität hin."

„Es ist wahr," — sagte Consoli — „der Mangel an Urtheilskraft im Volke zeigt sich namentlich darin, daß in jedem Jahrhundert zwar das Vortreffliche der früheren

Zeit verehrt, das der eigenen aber sehr oft verkannt und die diesem gebührende Aufmerksamkeit schlechten Machwerken geschenkt wird."

„Ja wohl!" — fiel hier Krönner ein — „mit denen sich jedes Jahrzehent herumträgt, um vom folgenden dafür ausgelacht zu werden."

„Aber was beweist das?" — fuhr Consoli fort. — „Es beweist, daß das Volk auch die längst anerkannten Werke des Genies, welche es auf Auktorität hin verehrt, weder versteht, noch wahrhaft zu genießen weiß."

„Das ist sehr natürlich!"— sagte Mozart. — „Wie die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, und die Musik eines Ohres, um zu tönen: so ist auch der Werth aller Meisterwerke in Kunst und Wissenschaft bedingt durch den verwandten Geist zu dem sie reden."

„Gewiß!" — versetzte die Pasquali — „und nur er besitzt das Zauberwort, wodurch die in solche Werke gebannten Geister rege werden und sich zeigen. Der gemeine Kopf steht vor ihnen, wie vor einem verschlossenen Zauberschrank, oder vor einem Instrument, das er nicht zu spielen versteht, dem er daher auch nur ungeregelte Töne zu entlocken vermag."

„Ja!" — sagte Krönner — „darum sollte man gar der Narr nicht sein, etwas für das dumme Volk zu schaffen. Thut man es, kann es einem gehen, wie einem Feuerwerker, der sein lang und mühsam vorbereitetes Erzeugniß mit Enthusiasmus abbrennt, ... und hintendrein erfährt, daß seine Zuschauer Blinde waren."

„Wenn es nun aber lauter Feuerwerker gewesen wären?" — frug Consoli lächelnd.

„Hu!" — rief Krönner — „dann dürfte es ihm, namentlich wenn er etwas Ordentliches geleistet, gar den Hals kosten! Aber" — fuhr hier der Vice-Concertmeister fort und griff nach einer neuen Flasche Champagner — „lassen wir doch das dumme Volk und sein Urtheil, und wenn doch einmal vom „Halsbrechen" die Rede ist, so helft mir lieber, dies bei den Flaschen zu thun. Der Wein ist kostbar und der Fasan hier nicht mit einem Königreiche zu bezahlen."

„Seht nur, seht nur!" — rief jetzt die Pasquali — „wie er die Finger schleckt und ihm der Mund bei der bloßen Witterung wässert. Lieber Mozart, wenn Sie einmal eine Oper schreiben, in der ein Gourmand vorkommt, ich bitte Sie — nehmen Sie Krönner zum Muster. Sehen Sie nur, wie er das Stückchen vom Fasane mit leuchtenden Augen verschlingt. O Krönner, lieber Krönner, singen Sie mir doch jetzt ihre Lieblingsarie!"

„Mu, ... mu!" — brummte der Angeredete kopfschüttelnd; denn er hatte den Mund so voll, daß er nicht sprechen konnte.

Alle lachten, und Mozart versprach, sich die Scene merken zu wollen, die wirklich komisch war.

„Und dann!" — fuhr Signora Pasquali fort — „muß er eine Arie singen, in der nichts vorkommt, als Schildkröten, indianische Vogelnester, Bisonzungen, Bärentatzen und Bieberschwänze!"

„Ja!“ — rief Consoli jetzt mit leuchtenden Augen — „wißt Ihr auch, wen Krönner am meisten beneidet?“

„Nun?“

„Die Krebse, denn die bekommen jedes Jahr einen neuen Magen.“

„Das redet der Neid aus Dir!“ — sagte Krönner und schlürfte zwischen dem Kauen behaglich seinen Champagner.

„O!“ — sagte Woticzka — „beim Glase ist er noch ein größerer Feinschmecker. Als wir gestern bei unserem edlen Ferrandini „Consiliarius et Camerae Director“ zu Mittag speisten und ein herrlicher Rheinwein aufgesetzt wurde, roch und schmeckte er so auffallend an seinem Glase, daß der alte Herr endlich nach der Ursache frug. Was meint Ihr, was er dem Herrn Director zur Antwort gab?“

„Nun?“

„Der Wein sei köstlich .... habe aber einen Beigeschmack nach Leder und Eisen. Ich glaubte, der Schlag soll mich rühren. Consiliarius et camerae Director lachten indessen sauer=süß und befahlen, den Wein sofort abzulassen .... und richtig! .... als man das Faß untersuchte, lag ein Bund Schlüssel an ledernem Riemen drin!“

Allgemeine Heiterkeit folgte dieser Erzählung.

„Ach was!“ — rief Krönner, ohne sich stören zu lassen. — „Ihr seid alle, wie ich, Tellerlecker, Schmecksbrätli, Maulvettern und Küchenmuhmen. Es lebe der Genuß! und er intonirte: „Essen und tractirt zu werden ist das das größte Glück auf Erden!“

„Und die Gläser klangen auf's Neue. Mozart aber, der noch ein Neuling bei solchen Dingen und namentlich im Trinken war, fing es an gewaltig heiß zu werden. Indessen kamen die Röthe und Gluth, die sein Gesicht bedeckten, doch auch noch von etwas Anderem. Er saß nämlich neben der schönen Basse, und zwar dicht, denn das Zimmer und der Tisch waren klein.

Die Basse aber schien durch die Sprache ihrer allerliebsten Füßchen ersetzen zu wollen, was ihr sonst an Beredsamkeit abging. Die Natur hat uns aber Alle mehr oder weniger zu Epikuräern gestempelt, und Amadeus durchrieselte es mit einer süßen Gluth, wenn die beiden Füße sich trafen und sanft aneinander gelehnt blieben: hie und da folgten dann wohl auch die Ellenbogen und endlich, ganz leise.... leise.... die Kniee. Es war gut, daß man bald aufstand und in den Park zurückkehrte, wo die herrlichsten Alleen und die schönsten Bosquets die ausgelassene Gesellschaft aufnahmen. Versteht sich von selbst, daß Wolfgang seiner Tischnachbarin den Arm reichen mußte. Witz und Heiterkeit, Scherze und Neckereien verkürzten dabei die Stunden, so daß das Hallali der rückkehrenden Jagd der Gesellschaft noch viel zu frühe kam. Was aber war zu machen? Die Pflicht gebot, man mußte folgen und nach dem Schlosse zurückkehren, denn nach der Tafel hatte die Capelle zu thun. Mozart aber — noch ganz verwirrt von den schönen Stunden, die er eben verlebt — begab sich eiligst in den Empfangssaal, um jeden Winkes gewärtig zu sein, den Fürst Zeil ihm zukommen lassen werde. Allein

auch hier war ihm eine Freude vorbehalten: denn er wurde von dem Marchesen Malaspina erwartet, den er in Rom kennen gelernt und später in Mailand wieder getroffen hatte. Malaspina aber — churfürstlicher Ehrenkämmerer — und jetzt in München lebend, wußte durch Fürst Zeil von dem Hiersein und dem Vorhaben des berühmten Cavaliere filarmonico, der schon vor Jahren ein Liebling, ja der Stolz Italiens geworden. Er sprach Mozart daher unverholen seine Freude über das unerwartete Wiederfinden aus und erfüllte die Seele des jungen Mannes mit den freudigsten Hoffnungen. Was konnte denn, seiner Meinung nach, einem so musikverständigen Fürsten, wie Maximilian Joseph war, willkommener sein, als einem damals schon so berühmten Virtuosen und Componisten, wie Wolfang Amadeus Mozart, seiner Capelle einzuverleiben.

Dreimal war Mozart jetzt in Italien gewesen, hatte für Mailand zwei Opern mit dem glänzendsten Erfolg geschrieben, war Ritter des goldenen Sporn, Mitglied der philharmonischen Academieen zu Bologna und Verona; hatte im Angesichte Europa's die herrlichsten Gaben auf den Altären der Kunst niedergelegt, mit seinen Schöpfungen alle Zweige der Musik bereichert und in jedem derselben den berühmtesten Meistern seiner Zeit den Ruhm streitig gemacht — mußte da der Churfürst nicht stolz darauf sein, wenn er diesen Mann — dieses herrliche Genie für sich gewinnen konnte?

Indessen harrte der junge Künstler immer noch umsonst auf einen Wink seines hohen Gönners. Auch die Tafel begann, ohne daß er zur Vorstellung gelangen konnte. Die fürstlichen Personen speisten zusammen, der übrige Hof nahm an den Marschallstafeln von 280 Gedecken Platz, während die Hofcapelle ausgezeichnet musicirte. Die Prachtentfaltung war dabei enorm, da auch das berühmte goldene Service in Function war, die Hatschiere zu Ehren des Prinzen von Sachsen, königliche Hoheit, die Wache im Innern des Saales hatten, und es von Truchsessen, dienenden Kammerherrn, Pagen und Bedienten wimmelte.

Das flimmerte und blinkte in Gold und Silber und Edelsteinen, in prachtvoll gestickten Uniformen und gallonirten Livreen, daß Amadeus — der doch sehr viel derartiges gesehen — die Augen wehe thaten. Die Augen?.... hätte er das Elend, den Jammer und die Noth des Volkes gekannt, — wäre er jüngst nur eine Stunde früher an der „Kaisersmühle" gewesen.... das Herz hätte ihm hierbei brechen können.

Endlich erhoben sich die Fürsten, und der hohe Gast empfahl sich bis zur Stunde der Oper. Zugleich sah Amadeus, wie Fürst Zeil den Moment ergriff und sich dem Churfürsten näherte.

Sie sprachen lange mit einander, und da beide jetzt gerade dem Saal entlang gingen, stellte sich Mozart so, daß sie an ihm vorbei mußten, und er von ihnen bemerkt werden konnte. Sein Herz schlug hoch: seine ganze Zukunft hing ja von der nächsten Minute ab. Ward er als Capell=

oder Concertmeister oder auch als Compositeur am Churfürstlichen Hofe angestellt, so war ihm die Gelegenheit gegeben, das Herrlichste in allen Gebieten der Musik mit Ruhe und Muse und bei ehrenhafter Stellung leisten zu können. Seine Existenz war gesichert und ein Boden gefunden, von wo aus er seine großen Pläne, eine ächt deutsche und volksthümliche Oper zu gründen, mit Erfolg ausführen konnte.

Wie wollte er dies Glück Maximilian Joseph durch die schönsten Leistungen lohnen; — wie wollte er fleißig schaffen und wirken; — wie freute er sich schon im Geiste, mit seinem hohen Gönner und Wohlthäter den Ruhm theilen zu können, eine ganz neue Aera für die Musik heraufgeführt zu haben! Und — jetzt — jetzt trat der Churfürst heran.!

„Mozart?“ — frug er — „Fürstsalzburgischer Concertmeister?“

„Zu dienen!“ — entgegnete der Angeredete mit freudeklopfendem Herzen. — „Eure Churfürstliche Durchlaucht erlauben, daß ich mich unterthänigst zu Füßen legen und meine Dienste antragen darf.“

Eine Pause entstand. Maximilian Joseph nahm eine Priese aus seiner goldenen Dose, dann sagte er:

„Ja, mein liebes Kind, es ist keine Vacatur vorhanden! — keine Vacatur vorhanden.“

„Und sollten Churfürstliche Durchlaucht nicht eine bescheidene Stelle für einen so talentvollen jungen Mann schaffen können?“ — frug hier Fürst Zeil.

„Ist jetzt noch zu früh!“ — versetzte der Churfürst

— „Er ſoll gehen, nach Italien reiſen, ſich berühmt machen. Ich verſage ihm Nichts; aber es iſt jetzt noch zu früh!“*)

Und mit dieſen Worten ſchritt Churfürſtliche Durchlaucht weiter.

Mozart ſtand wie verſteinert. Er wußte nicht, ob er wache oder träume. Sollte er recht gehört haben? „Er olle nach Italien gehen?“ — nach Italien? wo er vor ſechs und ſieben Jahren ſchon dreimal geweſen?.... deſſen Liebling und Stolz er geworden? — Er, den der Papſt zum Ritter des Spornorden erhoben, — die Akademieen von Bologna und Verona zu ihrem Mitgliede und Capellmeiſter gemacht? — der......

Nein! es war unmöglich! ſo ganz unwiſſend konnte ja doch dieſer muſikliebende Mann über ihn nicht ſein? Und doch! die Worte des Churfürſten klangen noch in ſeinen Ohren.

Es war die erſte ſchmerzliche Enttäuſchung, die Mozart traf. Aber das Gefühl ſeines inneren Werthes erhob ihn über jede Bitterkeit. Er kennt mich nicht, dachte der beſcheidene junge Mann, — ich muß ihm beweiſen, was ich leiſten kann. Und von dieſem Entſchluſſe durchdrungen, verließ er den Saal. Aber das Sonnengold des Tages war erblichen; — die Freude, die noch kurz vorher ſein Herz ſo hoch bewegt, entflohen!

Ach! es iſt etwas gar ſchmerzliches um die erſten

*) Wörtlich wahr: des Churfürſten eigne Worte.

Täuschungen, und doch ertragen wir sie leichter, als die späteren; sind wir doch in der Jugend wie spielende Kinder auf einer reichen Blumenflur. Was liegt daran, wenn hier, wenn dort eine der herrlichen Blüthen zertreten wird, es lachen uns deren ja noch Tausende und Tausende entgegen. Aber später? später, wenn die Sonne des Lebens eine Blume nach der anderen verblühen sah und der Herbst unseres Daseins kaum noch hie und da ein Kind Floras grüßt, dann ist es doppelt, ja dreifach schmerzlich, wenn der eiserne Fuß des Schicksals auch die letzten Blüthen vor unseren Augen niedertritt.

Und wie ist es, wenn die Schatten länger werden und der Abend hereinbricht? — Ach, dann schaut des Menschen Auge so weit es reicht nur über die Eisfelder des Winters, unter deren weißer Leichendecke der große Friedhof aller seiner Hoffnungen liegt.

Die Nachtmütze.

Mozart hatte durch die abschlägige Antwort des Churfürsten den Muth nicht verloren. Vor allen Dingen mußte es ihm jetzt darauf ankommen, Maximilian Joseph zu beweisen, daß er schon vor Jahren mit dem größten Erfolge Italien besucht habe; denn nur unter dieser Bedingung konnte er auf eine Anstellung in München rechnen. So groß waren damals die National-Vorurtheile, welche einem fremden Volke den ausschließlichen Vorzug in diesem oder jenem Zweige des menschlichen Wissens einräumten. Zu den Zeiten eines Klopstock, Lessing, Herder, Göthe, Gluck, Haydn und Mozart, glaubte man an den Höfen und in den aristokratischen Kreisen Deutschlands die wahre Literatur und Poesie nur in französischen Büchern finden zu können, und ein Italiener schien damals zur Leitung einer Oper ebenso nothwendig, als eine Italienerin zur

Primadonna und ein Schweizer zur Bewachung der Paläste. Nur konnte der Schweizer aus Franken, Schwaben oder Bayern stammen; was aber die Italiener anbelangte — Sänger, Sängerinnen Componisten oder Capellmeister — sie mußten durchaus aus Italien sein.

Es galt also jetzt — das fühlte der junge Mozart klar und deutlich — den Irrthum aufzuklären in dem sich der Churfürst befand; und das konnte er ja wohl leicht. Besaß er doch die Diplome von Bologna und Verona, das Certificat des weltberühmten Pater Martini und die Partituren dreier italienischer Opern, über deren glänzende Erfolge die Mailänder Blätter sich ausgesprochen hatten.

Aber wie zum zweitenmale zum Churfürsten gelangen, ohne unbescheiden und zudringlich zu erscheinen?

Fürst Zeil bewies sich zwar freundlich wie zuvor; sobald der junge Mozart aber auf seine Angelegenheit bei Hofe zu sprechen kam, lenkte jener mit diplomatischer Feinheit die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand.

Beweiß genug, daß er als guter Hofmann, nichts mehr mit einer Sache zu thun haben wollte, über die sich der Churfürst ausgesprochen.

Es blieben demnach noch drei Personen durch deren Vermittlung Maximilian Joseph die Papiere zur Aufklärung seines Irrthums erhalten und von welchen zugleich zu Gunsten einer Anstellung Mozarts vorgearbeitet werden konnte, und diese drei Personen waren: Graf Seeau, Freiherr von Berchem und der Kammerdiener und

Virtuose Woticzka. Daß Letzterer es mit ihm gut meine und Alles für ihn thun werde, wußte Amadeus. Wie aber stand es mit den beiden andern Günstlingen? Berchems Zustimmung war durchaus nothwendig und Seeau war der Allmächtige in Beziehung auf alles, was Comödie und Oper betraf, da er die Leitung dieser Hauptvergnügen des Churfürsten und der Churfürstin ganz in Händen hielt.

Es hatte dies, so zu sagen, seine historische Begründung. Seeau unterhielt nämlich zu den Zeiten, da Maximilian Joseph die Regierung antrat, die damals französische Comödie fast ganz auf seine Rechnung. Als nun der Churfürst in den Jahren 1752—1765 das neue Schauspielhaus für die italienische Oper hatte erbauen lassen, wurde die französische Truppe entlassen und Graf Seeau pachtete 1776 — also ein Jahr vor der Zeit unserer Erzählung — das deutsche Schauspiel, wobei er zugleich die Leitung der Oper erhielt.*)

Höchst interessant in Beziehung auf die culturhistorische Entwicklung Deutschlands ist es aber, daß gerade in jenen Tagen, in welchen durch Gluck und Mozart der Anfang zu einer deutschen Oper gemacht wurde, auch das deutsche Schauspiel die ersten Wurzeln schlug. Letzteres wurde in München namentlich durch die Churfürstin begünstigt, die dabei sogar selbst Hand anlegte, indem sie ein von ihr, aus dem französischen übersetztes, Stück: „die

*) J. H. F. Müller: Rundreise: S. 219.

Nothleidenden" unter Seeau's Intendantur zur Aufführung brachte.*)

Der Gang zu dem Freiherrn von Berchem ward Mozart sehr schwer; sein ehrliches Herz empörte sich gegen den Gedanken: diesen Egoisten und Wüstling, der unbedingt die Hauptschuld an dem Elende trug, in welchem das ganze baierische Volk schmachtete, um eine Gnade angehen zu sollen. Hatte man ihm doch, überall wo er hinkam, Züge von diesem allgemein verhaßten Großbeamten erzählt, die sein Innerstes empörten. Erst heute erfuhr er von seinem Hauswirthe folgende Geschichte: Als einst große Geldklemme bei Hofe war, schlug Berchem, um schnell ein Erkleckliches zusammenzubringen, ohne Weiteres vor, von jedem Bauer, der Getreide auf die Schranne bringe, 12 Kr.: pro Scheffel zu erheben. Der Churfürst war empört: „Soll ich noch Räuberhandwerk mit meinem Volke treiben?" — rief er aus — „da wäre es einfacher, die Bauern das Getreide gleich im Schlosse abladen zu lassen; das brächte noch mehr ein!"

---

*) Seit dem Jahre 1771 hatte der Augsburger Nießer, ein Rechtscandidat, das deutsche Schauspiel eingebürgert, der 1811 zu München starb. Das erste Stück, welches man 1771 — im Färberbrauhause — aufführte, war: „die Wirthschafterin" von Stephani. Das erste deutsche Singspiel, das man gab, brachte zwanzigmal hintereinander ein volles Haus. Der Enthusiasmus für's deutsche Theater war damals so groß, daß 1772 bis 1776 einundvierzig theils eigene Stücke, theils Uebersetzungen von Baiern auf die Bühne kamen. Seeau war 1782 noch Theater-Intendant. Sein Nachfolger war Graf Clemens Törring = Seefeld.

Indem jedoch Berchem jederzeit den Verlegenheiten des Hofes abzuhelfen wußte, machte er sich zum unentbehrlichen Manne. Um Geld zu beschaffen, bediente er sich der schlechtesten Mittel. Er führte schon 1749 ein neues Lotto ein*) und 1760 empfahl er sogar das genuesische Lotto. Es ward dann an einen Italiener Joseph de Santo Vito verpachtet. Aber wie viele Haushaltungen verdarben in der Spielwuth; wie manch' Geblendeter ward zuletzt zum Verbrecher!

Und die schöne Einführung der Heiraths-Licenzen? Trugen diese — ebenfalls dem erfinderischen Kopfe Berchem's entsprungen — nicht durchschnittlich eine jährliche Einnahme von 13,000 bis 15,000 Gulden?

Wer dabei irgend etwas bei dem fast allmächtigen Günstlinge zu suchen hatte, mußte denselben auch noch durch Geschenke gewinnen; denn der gute Mann war ebenso geizig, als wollüstig und verschwenderisch. Als Berchem starb, hinterließ er ein Vermögen von drei Millionen; während sich, bei dem nur zwölf Tage später erfolgten Tode des Churfürsten, nicht über 10,000 Gulden in dessen Kasse fanden. Ein furchtbares Urtheil fällte das Volk selbst über ihn: Als er noch todt in seinem Palaste lag, wurde an die Thüre desselben ein Zettel mit der Aufschrift geheftet: „Hier kann man nun gratis eingehen!"**)

Man hatte auch Mozart mit der Nothwendigkeit be-

---

*) Kundmachung vom 22. Januar 1749.

**) Schlözer.

kannt gemacht, seinen Besuch bei dem Freiherrn von Berchem mit einem Geschenke zu begleiten; aber das ging so ganz und gar gegen Mozart's redliche Natur, daß er es — trotz aller Warnungen von Freundes Seite — unterließ. Die Folge war, daß der Portier — der ebenfalls an ein Trinkgeld gewöhnt war — Schwierigkeiten machte, ihn einzulassen. Erst als zufälliger Weise Woticzka dazu kam, ließ er Mozart auf des Günstlings Befürwortung in den Palast eintreten. Auch der Kammerdiener des Freiherrn zögerte ungemein lange, bis er Anstalten zur Meldung machte und ließ drei Personen, die ihm etwas in die Hand gedrückt, vor Mozart zu.

Freiherr von Berchem selbst war sehr kalt und abgemessen, und schien in der That auf noch etwas Anderes, als die Bitte um eine Gnade, zu warten. Da aber nichts Anderes kam, was ihn hätte gnädig und wohlwollend stimmen können, blieb er so kalt und abgemessen wie im Anfange und brach die Audienz bald mit einem: „Wir wollen sehen was zu machen ist!" ab.

„Wir wollen sehen, was zu machen ist!" — schlimme Vertröstung. Wer schon in dem Falle war, irgendwas irgendwo zu erbitten, der weiß, daß diese Worte in gut Deutsch übersetzt nichts anderes heißen, als: „Leben Sie wohl." Der Conventionsfuß der Höflichkeit verlangt ja weiter nichts, als daß man sich über nichts bestimmt ausdrücke. Was liegt nicht in dem: „Wir wollen sehen!" Complimente und diplomatische Redensarten sind wie Münze, deren innerer Werth nie dem Nennwerth gleich ist.

Aber Mozart, dem edlen schlichten Menschen kamen solche Reflectionen nicht. Weil er gut, redlich und menschenfreundlich war, so glaubte er, auch alle anderen Menschen müßten dies sein. Er nahm Berchems Kälte und Abgemessenheit für dessen natürliches Wesen, und sein: „Wir wollen sehen was zu machen ist!" — für eine Zusicherung, alles für ihn zu thun.

Die Hauptschuld an der Unerfahrenheit in solchen Dingen und dem gänzlichen Mangel an Menschenkenntniß, fällt freilich zum Theile dem Vater zur Last, der auf allen früheren Reisen den Sohn so viel als möglich von jeder derartigen Berührung mit der Welt aus väterlicher Liebe und Fürsorge fern gehalten; doch lag es auch in Mozart's Charakter: er glaubte in der That, aus eigener Herzensgüte, jedem Versprechen das man ihm gab.

Ohne weitere Sorgen, wenn auch von der Kälte Berchems unangenehm berührt, ging daher der junge Tonkünstler nach der Wohnung des Grafen Seeau.

Es war für einen solchen Besuch noch ziemlich frühe, wenngleich für den Bauer und kleinen Bürger schon nahe der Mittagszeit, als Amadeus in dem Palaste des Grafen vorsprach. Da er hier schon öfter musicirt und in Gesellschaft gewesen, fand sein Eintritt keinen Anstand und auch der Kammerdiener meldete ihn sofort. Nach wenigen Minuten ward er vorgelassen.

Die alte Excellenz war eben erst aufgestanden, und bot Mozart — der nur gewohnt war den Herrn Grafen in der reichgestickten Hoftracht mit Perrücke und Degen zu

schen — einen so komischen Anblick, daß er die unendlichste Mühe hatte, ein lautes Lachen zu unterdrücken. Die kleine Gestalt, von den Jahren und den Freuden des Lebens etwas gebückt, war in einen Schlafrock von weißer Seite gehüllt, auf den Flora, im Uebermaße ihrer Gunst, den Blüthenreichthum eines ganzen Frühlings gestreut zu haben schien. Er schloß eng um die dünne Figur, die Mozart dadurch nur noch dünner vorkam, und war von einem Gürtel gehalten, wie ihn die Kapuziner um ihre Kutte zu tragen pflegten, nur daß diesen die kunstgerechte Hand eines Possamentir aus weißer Seide gefertigt hatte. Das Hauptstück des Anzuges, und im eigentlichen Sinne dessen Krone, war aber die hohe und spitze Nachtmütze von feiner weißer Baumwolle, die in einem Quästchen von rosa Seide endigte, und durch ein breites rosa-seidenes Band um den Kopf gehalten wurde. Nur wenige weiße Haare fielen unter derselben auf das kirschrothe Gesicht mit der dicken blaurothen Nase und den kleinen, klitzernden Augen, die sich in ungewöhnlicher Lebendigkeit unter den weißen buschigen Augenbrauen bewegten. Die Züge dieses Gesichtes verriethen indessen doch eine gewisse Feinheit, einen scharf markirten aristokratischen Stolz, ja sie waren nicht ohne geistigen Ausdruck. Auch in Nachtmütze und Schlafrock war die Excellenz unverkennlich.

Der alte Herr rauchte dabei seine kölner Pfeife und schlürfte von Zeit zu Zeit aus silberner Tasse köstlich duftenden Kaffee, während er zwei alte kugelrunde Möpse mit Zuckerbrod fütterte. In dieser edlen Beschäftigung

ließ sich denn auch der Herr Graf bei Mozarts Eintreten nicht im geringsten stören. Kaum daß er auf eine Sekunde dem jungen Manne den Kopf halb zudrehte, den er dann fast unbemerklich zum Gruße neigte.

Ein Anderer wie Mozart hätte sich hier verletzt gefühlt; aber Amadeus trug etwas in sich, das ihm bei gegenüberstehendem Stolze immer das nöthige Gleichgewicht gab: es war das Bewußtsein seiner künstlerischen Bedeutung. Er wartete daher auch gar nicht ab, bis der Herr Intendant mit der Mopsfütterung und seinen zärtliche Anreden an Belline und Caro zu Ende war, sondern er unterbrach dies zärtliche Gespräch sogar, indem er in höflichem aber bestimmten Tone sagte:

„Excellenz werden die Gnade haben mir zu vergeben, daß ich so früh störe; allein da ich wußte, daß der Herr Graf nur bis zu dieser Zeit zu sprechen, mußte ich es wohl wagen."

„Hier Belline!" — sagte der Graf, der angeredeten feisten Möpsin ein Zuckerbrod darreichend. — „Hier, Belline!" .... „Macht nichts, lieber Mozart, mit was kann ich dienen."

„Der Herr Graf würde mich unendlich verpflichten, wenn Sie mir — gegenüber Churfürstlichen Gnaden — zur Aufklärung eines Irrthums behülflich sein wollten."

„Eines Irrthum's?"

„Ja! — Durchlaucht, weiß nicht, daß ich schon dreimal — zusammen 16 Monate in Italien war; — weiß nicht, was ich kann. Es kommt nur darauf an, ihm meine

Diplome als Mitglied der philharmonischen Academien von Bologna und Verona und die Partituren meiner drei italienischen Opern vorzulegen .... und dann ...."

„Caro, sei schön brav! ... hier Caro! hier .... hier .... — nun und dann?"

„Und dann lasse ich es auf eine Probe ankommen. Churfürstliche Durchlaucht sollen alle Componisten von München herkommen lassen, er kann auch einige von Italien und Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben. Ich traue mir, es mit jedem aufzunehmen."

„Viel gesagt, junger Mann, — viel gesagt! — viel versprochen! — Pfui Belline, hierher! — So! .... komm hier mein Thierchen, komm!" ....

„Ich bin, wie gesagt, bereit, den Wettkampf aufzunehmen."

„Ja! — und was beanspruchen Sie denn eigentlich."

„Excellenz ich beanspruche nichts, und habe auch nicht das Recht dazu, etwas zu beanspruchen; aber ich würde glücklich sein, an einer so vortrefflichen Capelle, wie die Münchner als Compositeur eine Anstellung zu finden. Ich würde mich auch mit Wenigem begnügen."

„Zum Beispiel?"

„Mit dreihundert Gulden. Für das Essen dürfte ich nicht sorgen; denn ich wäre immer eingeladen. Ich esse überdies wenig, trinke für gewöhnlich Wasser und höchstens zuletzt zum Obst ein Gläschen Wein. Dabei würde ich mich verpflichten, alle Jahre vier deutsche Opern, theils

buffe, theils serie zu liefern. Ich hätte dann von jeder eine Sera oder Einnahme für mich, wie es hier gebräuchlich ist, und diese würde mir allein wenigstens 500 Gulden eintragen.*) Und" — setzte hier Mozart mit flammenden Augen hinzu — „wie wollte ich der deutschen Nationalbühne in der Musik emporhelfen!**)"

„Ja!" — meinte der Graf — „eine deutsche Opera seria möchten wir schon haben."

„Nun, so möge mir Excellenz nur Gelegenheit geben, eine zu schreiben. Hier sind meine Diplome. Ich sage und zeige dies Alles Ew. Excellenz nur, damit — wenn bei Churfürstlicher Durchlaucht die Rede auf mich kommen sollte, und mir etwa Unrecht gethan würde, sich Excellenz mit Grund meiner annehmen können."***)

Seeau schwieg einen Augenblick, gab die ausgerauchte Pfeife dem hinter seinem Sessel stehenden Diener, nahm eine Priese Schnupftabak und sagte dann:

„Gehen Sie jetzt nach Frankreich?"

Mozart war nicht mit Unrecht über diese Querfrage überrascht. Er faßte sich indessen rasch und sagte:

„Vergebung, Excellenz, ich bleibe noch in Deutschland."

„So!" — versetzte der alte Herr, der indessen Mozart's Antwort — da er Bellinen das letzte Zuckerbrod gegeben, — mißverstanden hatte .... „So, so! Hier

---

*) Mozarts eigene Worte im Brief vom 2. October 1777 von München. —

**) Ebendaselbst.

***) Am angegebenen Orte.

bleiben Sie noch, das ist schön!" — und dabei stand er auf.

Jetzt aber schoß Mozart das Blut in den Kopf: „Nein!" — sagte er — „ich wäre allerdings gern geblieben; und, die Wahrheit zu gestehen, hätte ich nur deswegen gern vom Churfürsten eine Stelle gehabt, damit ich Eure Excellenz mit meinen Compositionen hätte bedienen können, und zwar ohne alles Interesse. Ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht."*)

Bei diesen Worten aber geschah etwas Unerhörtes: Seine Excellenz, der Herr Graf Seeau, wandten sich zum Weggehen; aber .... im Weggehen neigten Sie flüchtig das Haupt, und — — rückten sogar die Nachtmütze!**)

*) Mozart's eigene Worte.

**) Nissen: S. 308. Oulibicheff: I. Theil S. 93. Jahn: II. Thl. S. 56.

Pater Nonnos.

Mozart hatte Graf Seeau lächelnd verlassen. Die ungeheure Herablassung des Intendanten, die Nachtmütze vor ihm zu rücken, kam ihm ungemein komisch vor; — ihm, den Kaiserinnen schon als Kind geküßt, dem Fürsten und Cardinäle schon gehuldigt, dem der heilige Vater zu Rom mit Zuvorkommenheit begegnet, den die ersten musikalischen Autoritäten Italiens mit Stolz ihren Freund und Genossen nannten, von dessen eminentem Talente Europa sich überzeugt, dem Tausende und Abertausende bereits in Begeisterung zugejauchzt . . . ihn glaubte ein Seeau zu ehren, wenn er die Nachtmütze rückte!

Wäre Seeau nicht selbst eine Schlafmütze und in seiner ganzen geistig-armen und doch so dünkelhaften Erscheinung lächerlich gewesen, hätte Mozart im Gefühle seiner Kraft, seines Talentes und seiner bisherigen und

zukünftigen Leistungen — denn er trug das Bewußtsein einstiger Größe instinktive in sich — über eine solche Behandlung empört sein können. Unwillkührlich fiel ihm aber beim Hinausgehen das Benehmen jener adelstolzen Edeldame ein, die im Sterben lag und ihrem kleinen Sohne, der vor dem eintretenden Prediger eine tiefe Verbeugung machte, mit lallender Zunge noch die Worte zurief: „Nicht zu tief, mein Sohn, er ist nicht von Adel!“ . . . und starb. Amadeus konnte über Seeau, Belline und die Nachtmütze nur lachen.

Als er Krönner, dem er begegnete, die Geschichte lachend erzählte, sagte dieser in seiner derben Manier: „Nun ja! dergleichen adelstolze Tröpfe haben wir genug hier. Der Holzapfel ist auch von hohem Stamm; Schildkröten und Schnecken sind aus guten Häusern, und unsere Bauern sagen, wenn sich unter dem Korn viel leere Halme finden: unser Roggen junkert.“

„Nun!“ — versetzte Mozart — „das Beste ist, daß ich bei aller Bescheidenheit doch auch ein bischen Stolz besitze. Ich denke immer: Verdienst ist die wahre Adelsprobe, und wird gelten, wenn auch der älteste Adelsbrief nichts mehr gilt!“

„Allerdings!“ — meinte Krönner. — „In praxi ist in unseren Zeiten unter allen Hofämtern das eines Hofpredigers am überflüssigsten; in der Theorie aber wäre ein tüchtiger Hof-Sirach am aller nützlichsten, der da predigte: „Schön und edel ist Stolz auf berühmte Namen, aber ein berühmter Name ohne eigenes Verdienst ist bloß eine Null

ohne alle Bedeutung, sie wird nur durch eine vorstehende Zahl bedeutend, wie die Folie bei Edelsteinen und Spiegeln!" .... Was sind diese Menschen! .... Höchstens Karyatiden oder Verzierungen des Staatspalastes, die sich vordrängen, und die eigentlichen Pfeiler verstecken!"

Mozart verlor indessen über all das Vorgekommene die Hoffnung, eine Anstellung in München zu erhalten, noch nicht. Uebrigens capricirte er sich auch nicht gerade darauf. Fühlte er doch, daß einem jungen Manne von ein und zwanzig Jahren und seinen Anlagen die ganze Welt offen stehe. Da war noch Mannheim, wo der Hof Karl Theodors, des Churfürsten von der Pfalz, residirte, und vor allen Dingen Paris, wo er ja schon als Kind mit so großem Enthusiasmus aufgenommen worden war; — wo ihm Freunde lebten, wie Baron Grimm, die Gräfin Tessé, die reizende Espinasse; — Paris, der gewaltige Tummelplatz der bedeutendsten künstlerischen Größen; — Paris, die tonangebende Weltstadt.

Indeß .... ein Tag nach dem anderen verging und es blieb alles beim Alten. Schmeichelhafte Aufnahme, wo er sich zeigte; — glänzender Beifall, wenn er sich hören ließ; zahlreiche Protectionen, wenn man den schönen Worten sogenannter Gönner glauben durfte; — Versprechungen und geschmeidige Redensarten .... aber von einer Anstellung kein Wort.

Endlich fing dem jungen Manne an die Geduld zu vergehen; und da ihm auch sein würdiger Vater schrieb: er solle sich nicht zu klein machen und nicht wegwerfen, so war

sein Entschluß gefaßt. Er wollte noch einmal bei Seeau vorsprechen, dabei aber einen definitiven Entschluß verlangen.

Es war ein schöner Octobermorgen, als er aus seiner Wohnung trat. Die Sonne strahlte herrlich am blauen Himmel und eine frische kräftige Luft erfüllte die Straßen Münchens. Auf dem Schranneplatz aber lebte und webte es. Wagen mit Fruchtsäcken waren in Menge aufgefahren, Bräuer und Bauern, Müller, Bäcker und Mäkler wogten durcheinander: handelten, schwatzten, kauften und verkauften; Abläder schrien und fluchten und über Alle schaute ruhig die heilige Maria, die als vergoldetes lebensgroßes Bild auf der Säule thront, die die Mitte des Platzes schmückt. Sie funkelte jetzt im eigenen und im Sonnengolde, während die geharnischten Engel zu ihren Füßen, die Drachen der Sünde und der Ketzerei in Stücke hieben.

Mozart war schon an dies Bild des irdischen Treibens und der, über diesem thronenden, himmlischen Ruhe gewöhnt. Er würde daher gleichgültig an demselben vorübergegangen sein, wenn ihm nicht eine Menge einzelner Gruppen aufgefallen wären, die eifrig über einen ernsten Gegenstand zu sprechen schienen. Erst dachte er an einen Aufschlag der Frucht, was das Nächste war; dann aber fing er im Vorübergehen so ernste Worte, ja so zornige Drohungen auf, daß er sich umsah, ob er in der Menge denn gar keinen Bekannten entdecke, der ihm Aufschluß geben könne.

Richtig! dort stand Woticzka! Er hatte die Hände vor sich gefaltet und hörte mit augenscheinlicher Spannung

der Erzählung eines Dritten zu. Schon wollte sich Mozart ihm nahen, als eine Scene erfolgte, wie sie das fromme München vielleicht noch nie gesehen.

Zwei Mönche kamen, von einer benachbarten Straße einbiegend, eben auf den Schrannenplatz. Kaum aber hatte die Menge sie gewahrt, als sich eine Bewegung in ihr kund gab und ein dumpfes Murmeln — einem fernen Donner gleich — durch sie hinlief. Aber dies Murmeln dauerte nur wenige Minuten, dann folgte ein Drohen und Schimpfen, ein Fluchen und Verwünschen, daß Wolfgang Amadeus seinen Ohren nicht traute. Die Mönche, die sicher nicht wußten, wodurch sie sich diesen unerhörten Haß zugezogen, während sie doch sonst immer an die größte Devotion von Seiten des Volkes gewöhnt waren, flüchteten nach einem Hause, und es war in der That Zeit, denn schon machten einige Bursche Miene, Steine nach ihnen zu werfen.

„Aber um des Himmels Willen!" — sagte jetzt Mozart, der sich unterdessen bis zu Woticzka hingedrängt hatte, — „was geht denn da vor? was ist geschehen? was haben die armen Mönche gethan, daß die frommen Münchner so über sie herfallen?"

„O!" — rief der Angeredete — „wenn auch diese unschuldig sind, so giebt es doch welche unter ihnen, die man aufknüpfen sollte!"

„Ich staune!" — entgegnete Mozart. —

„Ihr werdet es noch mehr, lieber Freund, wenn Ihr erfahrt, was sich wieder Grauenhaftes begeben hat."

„Nun?"

„Kennt Ihr vielleicht einen gewissen Pater Nonnos?"

„Nonnos?!" — rief Mozart und sein Herz schlug hörbar — „ob ich ihn kenne, ... er ist mein Freund!"

„Unmöglich!" — versetzte Woticzka. — „Daß Ihr von ihm gehört, glaube ich, denn die Geschichte der schändlichen Behandlung dieses Ehrenmannes durch seine Brüder und die Jammergeschichte seiner unglücklichen Schwester sind in ganz Baiern — vielleicht im ganzen Reiche bekannt; .... wie aber sollte der Benedictiner von Kloster Oberaltaich Mozart's Freund sein?"

„Ich lernte ihn schon als Kind kennen," — versetzte der junge Künstler aufgeregt — „aber jetzt, lieber Woticzka, laßt mich um aller Heiligen Willen wissen, was mit Pater Nonnos geschehen ist."

„Nun denn!" — versetzte der Violonist und Kammerdiener des Churfürsten — „obgleich es mir unter diesen Umständen doppelt schmerzlich ist."....

„Ihr spannt mich wahrhaftig auf die Folter."

„Geduld! was ich zu sagen habe, erfahrt Ihr noch früh genug. Ihr wißt also, lieber Mozart, wie man den edlen Pater Nonnos seiner Zeit in der Abtei Oberaltaich mißhandelte, weil er ein helldenkender Mann war und unvorsichtiger Weise die zügellosen Sitten und die grenzenlose Unwissenheit seiner Mitbrüder mit Schärfe und Spott geißelte?"*)

*) Als er in seiner Vertheidigung unter andern auch den Gottes=

„Ich weiß! ich weiß!“ — rief Mozart.

„Nun,“ — fuhr Woticzka fort — „von dieser Grausamkeit überwältigt wurde Nonnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutsamer, aber seinen gefühllosen Klostergenossen nicht befreundeter.“

„Wie ganz natürlich!“

„Er lebte von nun an in sich gekehrt, düster, unter den Mönchstücken ein freudenarmes Leben. Nur eines ließ er sich nicht nehmen: so oft er aus dem Kloster kam — was freilich selten geschah — suchte er irgend ein gutes Werk zu Gunsten seiner Mitmenschen auszuführen. Jüngst nun, als er eine Sendung nach der Gegend des Starnberger See's auszuführen hatte . . .“

„Des Starnberges See's?!“ — wiederholte Mozart gespannt.

„Ja! des Starnberger See's!“ — fuhr Woticzka fort — „soll er bei einer Versammlung der Landleute gewesen sein, die der berühmte Thürriegel veranstaltet, um die armen halb verhungerten Leute der dortigen Gegend durch Auswanderung nach Spanien vom Hungertode zu retten.“

„Nun, und?“

„Sein edles Herz ließ ihn denn auch hier nicht schweigen, und seinem Zureden glaubt man den Haupterfolg zu verdanken. Es wanderten nämlich in der That dreitausend

---

gelehrten Jerusalem anführte, mußte er seinen Richtern erst erklären, daß er nicht die Stadt dieses Namens, sondern den braunschweigischen Abt von Riddagshausen meine.

Menschen jener Gegend nach der Sierra Morena aus. Zum Unglück aber war ein großer Theil davon dem Kloster Oberaltaich zinspflichtig, und nun könnt Ihr Euch die Wuth der Mönche denken, als sie erfuhren, daß alle die bisher unter Schweiß und Blut erpreßten Frohnen und Zinsgefälle für sie verloren seien. Denn wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren; und jene armen Leute hatten eben meist nichts, als das nackte Leben."

„Und die Mönche erfuhren, daß Pater Nonnos die Hauptursache dieser Auswanderungen?"

„Ja, sie erfuhren es; denn wo giebt es keine Spitzbuben und Verräther. Ein Winkeladvokat, der Stadt-Doctor genannt, verkaufte das Geheimniß an den Abt und machte sich dann mit dem Gelde davon."

„Und Pater Nonnos?" — frug Mozart fast athemlos.

„Er wurde, wie natürlich, sobald die Sache ruchbar, auf's Neue von den Klosterbrüdern in Haft gebracht, die man, der Wuth und Rache voll, mit Unmenschlichkeit vollzog. In schweren Verhören geängstigt, mit allen Schrecknissen der geheimen Tortur bedrängt, ohne alle und jede Aussicht auf Rettung ward er der Verzweiflung zum Raube . . . ."

„Nun, und?" . . . .

„Er entleibte sich selbst, um der Qual langsamen Kerkertodes zu entgehen!"*)

*) Zschokke's Geschichte des bairischen Volkes und seiner Fürsten. 6. Theil Seite 326 u. f.

„Entsetzlich!“ — rief Mozart — die Hand vor die Stirne schlagend. — „Und welches war sein Tod?“

„Er durchschnitt sich die Kehle. Kurz vor Ausführung dieses Entschlusses hatte er auf eine steinerne Tafel die Worte geschrieben: „Veni, Domine Jesu, Amen!“*)

Mozart stand tief erschüttert. Knüpfte ihn auch kein Freundschaftsband enger an den Hingeschiedenen, so hatte er ihn doch in den zweimalen, die er in seinem Leben mit ihm zusammengetroffen, lieb gewonnen und achten gelernt, wie das traurige Schicksal des bleichen Mannes seine ganze Theilnahme erregte. Zwei geniale Männer waren sich begegnet und ihre Seelen hatten sich — ihnen selbst unbewußt — mit brüderlicher Liebe umschlossen.**)

Der augenblickliche Eindruck war indessen ein so peinlicher für Mozart's zart organisirte Natur, daß er sich wie geistig gelähmt fühlte. Schweigend drückte er daher Woticzka's Hand und kehrte wie im Traume raschen Schrittes nach Hause. Lange saß er hier in dumpfem Brüten, was sonst seine Sache gar nicht war, und sah nicht einmal das Schreiben mit dem großen Siegel, das während

---

*) Ich komme, Herr Jesus, Amen.

**) Der Tod des Pater Nonnos erregte in Baiern großes Entsetzen und eine gewaltige Erbitterung gegen sämmtliche Mönche und Klöster. Der Churfürst verbing sogleich eine Untersuchung über den Vorfall und namentlich über die Gesetzbrüchigkeit der Abtei, welche, seinen Befehlen zum Trotz, Kerker und Pflege peinlichen Rechts zu behalten gewagt hatte. Leider brachte der bald darauf erfolgte Tod des Churfürsten und die Besetzung Niederbaierns durch Oesterreich Alles in Vergessenheit.

seiner kurzen Abwesenheit gebracht und von seiner Mutter, die ihn auf dieser Reise begleitete, auf seinen Tisch gelegt worden war, da sie selbst zur Kirche gegangen.

Endlich fiel es ihm in die Augen. Mechanisch öffnete er es und fand: eine entschiedene Ablehnung seiner Bitte um Anstellung, da keine Stelle für ihn frei sei!

Der Brief war von der Intendantur und von Seeau unterzeichnet.

Zwei Schwestern.

Zu der Zeit, von welcher wir schreiben, schloß Mannheim — die schöne, freundliche, vom Rhein und Neckar so traulich umfangene Stadt — nach der Seite des ersteren Stromes hin, noch ein schönes, stattliches Thor, das Rheinthor genannt, das die von beiden Seiten herziehenden Festungswerke durch einen weitgeschwungenen Bogen gar zierlich vereinte. Prangte doch über diesem Bogen das Churpfälzische Wappenschild mit dem Namenszuge Karl Philipps, eine Schöpfung des churpfälzischen Hofbildhauers Linck; während man unter dem Wappen die Inschrift las:

Bonus Princeps nunquam
ut Paci credit non Se
praeparet bello.

„Ein guter Fürst traut niemals so ganz dem Frieden, daß er sich nicht gerüstet halte zum Kriege."

Außerhalb über dem Durchgange dagegen hing in der Gestalt eines auseinandergeschlagenen Tuches eine aus weißem Marmor gehauene Tafel mit den Worten:

Virtus conjuncta fortior
Rhenum ego me Rhenus defendit
Virtutem geminam debemus uni
Carolo Philippo Electori Palatino
Principi Pacis et Belli
quia Tempore Pacis cogitavit
quae belli sunt
anno Christi MDCCXXVIII.

„Die vereinigte Tugend ist stärker. Ich vertheidige den Rhein und der Rhein mich. Diese doppelte Stärke verdanken wir Karl Philipp, Churfürsten von der Pfalz, dem Fürsten des Friedens und Krieges, weil er in der Zeit des Friedens des Krieges gedacht hat. Im Jahre Christi 1728.“

Freilich ahnte man nicht, als man diese großsprecherische Inschrift setzte, wie wenig sie sich im Laufe der Zeit bewähren sollte; denn weder die Festung vermochte den Rhein, noch der Rhein die Festung zu vertheidigen, und allein in den sechs schlimmsten Kriegsjahren späterer Zeit zogen mehr denn 400,000 Mann feindlicher Truppen unter dem Bogen hindurch, der diese pomphafte Aufschrift trug. So sind die Schicksale der Völker! Wie die Wellen den Tropfen im Meere willenlos mit sich fortspülen, so erfassen die Wogen der Zeit dich selbst, deinen Stamm und dein Volk und reißen euch unaufhaltsam dahin in den wilden Strömungen der Weltgeschichte!

Aber nicht das Rheinthor zu Mannheim ist es, was uns in Anspruch nimmt, sondern ein kleines, bescheidenes, einstöckiges Häuschen, das noch im Jahre 1777 in zweiter Linie hinter dem Walle, dicht an diesem Rheinthore stand.

Allerdings machte dies Haus an und für sich keine Ansprüche, weder auf ein stattliches und imponirendes Aeußere, noch auf sonst irgend eine Berühmtheit; aber es war hübsch und wohnlich, und verkündete schon auf den ersten Blick, daß seine Inhaber auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Einen besonderen wohnlichen Anstrich gaben ihm aber die zwei fünfeckigen Erker, die zu beiden Seiten vorsprangen, und sich in spitzen Thürmchen endeten. Und welche Aussicht über den Rhein mußten nicht die Mansardenfenster gewähren: lag ja doch gerade gegenüber die Rheinschanze und in der Ferne das schöne Haardtgebirge, dieser Hauptschmuck der Pfalz, die schon Karl der Große mit Recht sein deutsches Italien nannte. O sei mir gegrüßt, du Land mit dem milden blauen Himmel, der sich so freundlich über dir wölbt! Zwar bist du nur ein kleiner Fleck der deutschen Erde, aber dafür bist du auch ausgezeichnet vor allen anderen Gauen des theuren Vaterlandes! Hat auch die Hand des Schöpfers dir nicht himmelanstrebende Berge geschenkt, deren Schneehäupter dem wärmenden Strahle der Sonne trotzen; — durchfurchen dich auch nicht mächtige Ströme, die mit donnerndem Brausen von Fels zu Fels sich stürzen: so sind dafür sanftere Reize über dich ergossen. Auf deinen Hügeln kocht die Sonne in Ueberfluß der Traube edles Blut, und klare Bäche durchrieseln plätschernd deine Thäler

und befruchten dein Gefilde. Wenn der Frühling im bunten Blüthenkleide über deine Fluren dahingeht und lächelnd sein Füllhorn ausleert, wenn aus tausend und tausend Blumenkelchen süßer Opferduft gen Himmel steigt; wenn die Amsel im grünen Hage liebend lockt und schlägt: dann darfst du kühn mit jedem Strich der schönen Erde um die Palme ringen!"

O Pfalz! liebliche Pfalz! wohin hat mich die Erinnerung an dich geführt! . . . . aber heute senden ja des Frühlings freundliche Kinder ihre süßen Opferdüfte nicht empor, — — ruft nicht die Amsel mehr mit lockendem Schlage, denn Frühling und Sommer sind vorüber und nur der erste Tag des Octobers ist es, der bei dem schönsten blauen Himmel und dem freundlichsten Sonnenscheine die Erde noch einmal küßt, — als wolle auch der Herbst nun Abschied nehmen von der Geliebten, nach der der kalte schneeige Winter schon seine Hände begierig ausstreckt.

Aber hat denn ein solcher Spätherbsttag nicht einen ganz besonderen — einen doppelten Reiz für sich? nicht nur den, eines schönen Tages überhaupt, sondern auch den poetischen, den alles Untergehende, still Versinkende in sich schließt? Nur noch einmal vielleicht, vor des Winters stürmischem Hereinbrechen, lächelt uns die Natur so freundlich zu; dann . . . . dann . . . . ist es aus mit ihren Freuden! — dann ist das holde Reich des Heiteren gestürzt und der kalte Usurpator des Nordens tritt es verächtlich unter die Füße!

Darum treibt es denn auch jedes Menschenherz an

solchen Tagen so gewaltig hinaus; darum möchte Jeder diese letzten Tropfen in dem Becher der Naturfreuden noch eilig schlürfen; — darum aber liegt auch der Hauch einer stillen Wehmuth über solchen Tagen ausgegossen.

So ging es denn auch heute. Den Morgen hatte sich ein undurchdringlicher Nebel über Rhein und Neckar gelagert, und somit auch Mannheim, das ja beiden Flüssen in den Armen ruht, mit einer weißen dichten Hülle überzogen. Da war lange kein Gedanke daran die Sonnenscheibe zu sehen, — bis nach und nach eine leichte Bewegung in die dichte Nebelmasse kam, die sichtbarlich auf einen Kampf mit den Strahlen jenes Gestirnes hindeutete. Jetzt wurden die Massen lichter, jetzt verdickten sie sich wieder, aber allmälig kam doch am Himmel eine blasse Scheibe zum Vorschein, bis plötzlich ein leiser Wind sich spüren ließ und mit einemmale — fast wie mit einem Zauberschlage — jede Spur des Nebels verschwunden war, und die Sonne in ihrem vollsten Glanze an einem Himmel strahlte, der mit seinem reinen tiefen Blau die schönsten Sommertage übertraf.

Das war eine große Freude für die Mannheimer; denn der Churfürst gab heute — zur Feier der Genesung seines achtjährigen Söhnchens, des kleinen Fürsten Karl von Bretzenheim, den eine gefährliche Kinderkrankheit niedergeworfen hatte — ein Volksfest in dem Garten seines Schlößchens auf der Mühlaue.

Der kleine Fürst von Bretzenheim war aber auch Karl Theodors Liebling, das erste Kind seiner Ge-

liebten, der schönen und reizenden Schauspielerin Josephe Seyffert — der Tochter eines Regierungskanzlisten gleichen Namens, die jedoch längst, zur Gräfin Heydeck erhoben, als solche öffentlich mit dem Fürsten lebte.*)

Auch ihre Kinder **) wurden ganz unbefangen als die Kinder des Churfürsten angesehen, erzogen und ausgezeichnet, wie ihnen denn Karl Theodor das jetzt noch in Mannheim prangende Bretzenheimische Palais, gegenüber dem Schlosse, erbauen ließ.

Zu diesem Feste also, zu dem alle Beamte in Mannheim nebst ihren Familien geladen waren, strömte es jetzt nach der Mühlau-Insel; — zu diesem Feste bereiteten sich eben, klopfenden Herzens, die Einwohner jenes bescheidenen Häuschens neben dem Rheinthore vor. Denn der Besitzer dieses Häuschens war auch ein Beamter, ein grundehrlicher, einfacher deutscher Mann, mit Namen Weber. Freilich gehörte Herr Weber nicht zu den hohen Ange-

---

*) Karl Theodor errichtete später für ihn eine, mit den Gütern der aufgehobenen Jesuiten reich dodirte, bairische Zunge des Maltheser Ordens, deren Großprior mit 26,000 Gulden Einkünften der Fürst von Bretzenheim ward, und neun Jahre später, 1790, kaufte er ihm von dem Churfürsten von Cöln die westphälische Herrschaft Bretzenheim an der Nahe um 300,000 Gulden, worauf er in demselben Jahre von Kaiser Joseph II. zum Reichsfürsten von Bretzenheim erhoben wurde.

**) Sie hatte, außer dem ebengedachten Sohne noch 3 Töchter mit dem Churfürsten, die ebenfalls Gräfinnen von Bretzenheim genannt wurden. Häusser: Geschichte der rhein. Pfalz. II. Thl. S. 934.

stellten, da er sich seit vierzehn Jahren, mit Frau und sechs Kindern — fünf Mädchen und einem Sohne — bei einem Gehalte von zweihundert Gulden begnügen hatte müssen; aber seine Bescheidenheit und Anhänglichkeit an das Churfürstliche Haus war ja auch gerade in der letzten Zeit um so schöner und reicher belohnt worden, als er nun für seine langjährigen treuen Dienste . . . . . ganze 400 fl. jährlich erhielt! Jedenfalls war es ein Glück für Herrn Weber, daß ihm seine Eltern das bewußte kleine Haus am Rheinthor hinterlassen, so wohnte er doch frei, und hatte selbst noch eine kleine Einnahme an Miethzins für zwei, an einen alten Junggesellen vermiethete Zimmer.

Aber so klein das Haus und der Gehalt dieses Mannes, so groß war die Zufriedenheit und das Glück, die unter diesem bescheidenen Dache wohnten. Da war Niemand in der ganzen Familie, der an das Leben andere Ansprüche machte: als Gesundheit, heiteres Gemüth, tägliches Brod und, als Würze alles dessen, die herzlichste und innigste Liebe untereinander. Und wahrlich! das Schicksal war freundlich genug, den guten Menschen diese bescheidenen Wünsche reichlich zu gewähren. Vater und Mutter freuten sich der besten Gesundheit, die Kinder blühten wie frische Rosen auf, und da die Körper wohl und die Seelen genügsam waren, so fehlten auch — bei aller Kärglichkeit der Existenz — Heiterkeit und Zufriedenheit nicht; während ein glückliches Familienleben das Haschen nach äußeren Freuden durchaus überflüssig machte.

Dabei war Herr Weber kein trockener Aktenmensch,

wie so viele Beamte der damaligen Zeit; im Gegentheile: er liebte Kunst und Wissenschaft, und wenn er auch nur wenige Bücher anschaffen und sich höchst selten einen Kunstgenuß gönnen konnte, so gab es doch immer höher gestellte Freunde und Gönner, die ihm hie und da ein gutes Buch liehen, auch wohl den, wegen seiner Redlichkeit und Pflichttreue allgemein geachteten Mann, zu Concerten und musikalischen Festen einluden. Denn auf Musik hielt Herr Weber gar viel, und wie viele schöne Stunden verdankten er und seine Familie seinem Spiele auf dem alten, noch von den Eltern herstammenden, Clavichord; — denn seinen höchsten Wunsch: ein Clavier oder gar eines von den neuen Fortepiano zu besitzen, wie sie damals Stein in Augsburg anfertigte, wagte er kaum vor sich selbst auszudenken; seiner Erfüllung stellte sich ja die reinste Unmöglichkeit entgegen. Was aber diesem Sinn für Kunst und Wissenschaft bei Weber eine höhere Bedeutung gab, war, daß er ihn nicht nur auf seine Kinder zu übertragen suchte, sondern auch sein eigenes Wissen dazu benutzte, ihre Schulbildung zu erweitern und zu vervollkommnen, ... und was war Schulbildung in jener Zeit!

Man kann sich einen Begriff machen, wie es sich damals um die Pädagogik verhielt, wenn man erfährt, daß noch unter Karl Theodor der Lehrer für die Edelknaben unter dem Oberstallmeisterstabe stand. Der Leibkutscher hatte 300 Gulden, der Viceleibkutscher und die zwölf Trompeter hatten jeder 250 Gulden . . . . der Lehrer,

ein Professor philosophiae, erhielt jährlich....
200 Gulden!

Daraus schließe man auf den übrigen Schulstand; dafür bestand aber auch der Hofstaat aus 2000 Personen, die, außer den Naturallieferungen, jährlich 850,000 Gulden in Anspruch nahmen!

Weber und seine Frau kannten nun alle diese Verhältnisse sehr gut, und da beide die Erziehung ihrer Kinder für ihre höchste, heiligste, aber auch schönste Lebensaufgabe erkannten, so suchten sie selbst das zu ersetzen, was, die Schule eben nicht gab. Und welche kräftige Hülfe hatte da Herr Weber in seiner Frau! Sie war ein Weib von jenem alten guten Schrot und Korn: tüchtig als Hausfrau, einfach, sparsam bis ins Kleine, unermüdlich fleißig, streng auf Ordnung haltend und von Herzen fromm, ohne auch nur im Entferntesten zu jenen weiblichen Seelen zu gehören, die ihre Frömmigkeit in sentimentalem Spielen mit religiösen Gefühlen suchen.

Unter solcher Pflege mußten denn auch die Kinder gar wohl gerathen, und wirklich hatten die Eltern ihre große Freude an ihnen.

Die beiden ältesten waren Mädchen. Aloysia stand im fünfzehnten, Constanze im vierzehnten Jahre. Beide waren schön und blühend, wie frische Rosenknospen, auf welchen noch der Thau des Morgens funkelt.

Beide liebten sich herzinnig, ja sie waren ein Herz und eine Seele, und doch waren ihre Charaktere gewaltig verschieden. Aloysia, die eine prächtige Stimme hatte, und

die sich daher auch — nach ihrem eigenen und dem Wunsche der Eltern — zu einer Sängerin heranbildete, war lebhaft und feurig. Nichts schien ihr je zu schwer, zu unerreichbar; aber nichts kam auch ihrem Fleiße und ihrer Ausdauer gleich, wenn es galt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Und dies Ziel hatte sich das fünfzehnjährige Mädchen schon gesetzt: sie wollte einst die Welt mit ihrer Stimme erobern. Sie war dabei leidenschaftlich für die Musik begeistert und schwelgte im Vorgenusse: eine Priesterin derselben zu werden.

Ganz anders stand es um Constanze, die viel ruhiger, stiller, innerlicher als die Schwester erschien. Dabei war sie noch Kind im strengsten Sinne des Wortes. Sie lebte wie eine Blume, geschaffen für einen kleinen Kreis zu blühen, und den nächsten ähnlich zu werden. Was sie aber namentlich charakterisirte, war eine sanfte Traurigkeit, zu der sie von Natur aus geneigt schien. Einem schärferen Blicke entging es aber nicht, daß diese Neigung zur Traurigkeit nichts Anderes als der Reflex einer tieffühlenden Seele war, gehoben und getragen durch innere Entwicklung in der Zeit des Ueberganges von dem Kinde zur Jungfrau.

Constanze fühlte, wie sich in ihrem Herzen, Geiste und Körper ein unbekanntes Etwas still aber gewaltig entfalte; aber sie konnte dies Etwas weder begreifen noch nennen. Sie suchte darnach und fand es nicht, und das gerade stimmte sie oft weich und sehnsüchtig bis zu Thränen. Wenn sie aber dann von den Geschwistern geneckt wurde,

konnte sie auch ebenso ausgelassen lustig sein, doch hatte diese Lustigkeit dann immer etwas überreiztes. Sonst war Constanze unendlich gut, sanft und zeichnete sich namentlich auch durch Fügsamkeit und Nachgiebigkeit aus, während es ihr auf der anderen Seite keineswegs an Geist gebrach. Auch sie liebte dabei die Musik über alles, besaß aber nur wenig Stimme.

Alle Weber'schen Kinder aber kamen an Herzensreinheit sich gleich. Da wurde ja nichts über anderer Leute Thun geurtheilt, noch sonst eine Geschichte aus der damals — namentlich in Mannheim — so verderbten Welt erzählt. Die jungen Wesen ahnten kaum etwas von dem Bösen der Welt. Sie hatten noch nie etwas gehört, worüber sie hätten schamroth werden können, oder die Augen hätten niederschlagen müssen. Kein zweideutiges Wort hatte ihnen jemals Nachdenken gemacht, noch ein fremdes Wehgefühl ihr Herz in Schadenfreude gehoben.

Von Putz wußte man im Weber'schen Hause ebenfalls nichts. Was man dort unter Putz verstand, war eigentlich nur — bei den einfachsten Stoffen -- erhöhte Reinlichkeit und Nettigkeit. So kam es denn auch, daß, wenn Aloysia und Constanze je eine Blume in ihr schönes Haar steckten, sie nicht daran dachten, wie sie dadurch schöner würden, sondern nur, wie schön sich die Blume in ihren Haaren ausnehme. Dafür floß aber auch in ihren Adern gesundes Blut, und auf ihren Wangen lagerte sich mit süßem Zauber jene unbeschreiblich liebliche Röthe, die der Hauch der Jungfräulichkeit ist. Ihre Seelen waren rein,

und wo und wie sie sich bewegten, war alles edel und gefällig. So lebten sie in einem kindlich süßen Frieden und bekundeten diesen in anspruchsloser Freundlichkeit auch nach Außen hin.

Daß unter solchen Umständen Vater Weber fast niemals mit seiner Familie an öffentlichen Vergnügungen Theil nahm, versteht sich wohl von selbst. Aber heute mußte eine Ausnahme gemacht werden, da der Churfürst allen seinen Beamten befohlen hatte, nebst ihren Familien im Garten des Mühlau-Schlößchens zu erscheinen. Indessen kam dieser Befehl dem Weber'schen Ehepaare diesmal auch nicht unangenehm; denn da Aloysia in ihrer musikalischen Ausbildung so weit gediehen war, daß ein öffentliches Auftreten demnächst bevorstand, mußte sie doch auch nach und nach in die Welt eingeführt werden.

Daß sich aber die Kinder von der Aloysia an bis zu dem kleinen sechsjährigen Hermann auf das seltene Vergnügen freuten, bedarf wohl keiner Erwähnung. Hatten doch die dicken Nebelschichten des Morgens trübe Gesichter und halb unterdrückte Seufzer genug hervorgerufen; — war doch der kleine Hermann beständig zwischen dem Gaubenfenster und der Wohnstube unterweges, um Wetterbeobachtungen anzustellen und die Erfolge seiner Beobachtungen der Mutter und den Schwestern zu überbringen. Die ersten dieser Rapporte lauteten freilich sehr trübe und wurden mit kläglicher Stimme und niedergeschlagenen Mienen abgestattet; — wie sich aber die Nebel lichteten,

ward auch Gesicht und Stimme des Knaben lichter und nun tönte es schon von der Treppe herab:

„Mama, Aloys, Constanz . . . . es wird heller!“

„Jetzt fällt der Nebel!“

„Nein er wird wieder dicker, man kann die Rheinschanze nicht mehr sehen!“ — bis endlich in schmetternden, jauchzenden Tönen die Worte erschallten:

„Die Sonne! die Sonne! die Sonne!“

Ein allgemeines Jubeln und Händeklatschen antwortete dieser Freudenbotschaft, und nun that Jedes — in Erwartung der nachmittäglichen Freuden — seine kleinen Pflichten um so eifriger und pünktlicher.

Aloysia sang ihre Arien fameuse! Constanze hatte noch nie so viele Aufmerksamkeit auf die Lieblingssuppe des Vaters verwandt; — Johanna säumte das Hemde, das sie eben in der Arbeit hatte, so nett, daß sie die Mutter besonders loben mußte; — Maria und Sophie strickten an ihren Strüpfen, als ob es bezahlt würde; — und der kleine Hermann nahm von selbst sein A-B-C-Buch und buchstabirte so laut und eifrig, daß alle lachen mußten. Endlich war der Morgen und das Mittagessen vorüber, und nun ging es hinaus nach der Mühlaue, wohin bereits schon ganz Mannheim strömte; denn auch wer nicht befohlen war, wollte die Herrlichkeiten wenigstens aus der Ferne sehen. Wie hätten die damals als maßlos genußsüchtig bekannten Mannheimer eine Festlichkeit vorüber gehen lassen, ohne mitzugenießen!

Die Mühlaue ist eine große Insel, die von dem

Rhein und dem Neckar, bei der Mündung des letzteren Flusses in den ersteren, und durch einen Durchstich vom Neckar in den Rhein gebildet wird. Hier, auf der westlichen Spitze der Insel hatten Churfürstliche Gnaden ein kleines Schlößchen,*) das zwar nur aus einem Saale und wenigen Zimmern bestand, die ein einziges Parterre-Geschoß bildeten, dennoch aber ansehnlichen Raum für Festivitäten, wie die heutige, boten.

Rings um das Schlößchen aber zog sich damals ein weiter schöner Garten, der in einer unabsehbaren Aue mit Wiesen endete. Ein großer Teich, am Schlößchen beginnend und die ganze Aue durchschneidend, gab dem Ganzen einen besonderen Reiz, zumal er von den köstlichsten Fischen wimmelte und oft zu großen Fischereien Veranlassung gab.

Von der Gartenpracht war freilich jetzt nicht mehr viel zu sehen. Einige spätblühende Astern und Georginen ausgenommen, gab es keine Blumen mehr und selbst die Bäume waren fast kahl, da die herbstlichen Nebel die gelben Blätter in Masse herabgedrückt hatten. Dennoch ließ — heute wenigstens — der reinblaue Himmel und die prächtig strahlende Sonne Manchen vergessen, daß es bereits October sei.

Und wie das wimmelte in dem Garten und vor demselben, auf den Wegen, die zu dem Schlößchen führten und in dem großen Saale des Schlößchens selbst, in dem der

*) Noch jetzt einer der Lieblingsspaziergänge und Vergnügungsorte der Mannheimer.

Hof versammelt war. Jetzt endlich erschien der Hofmarschall und ordnete mit seinen Untergebenen die Aufstellung der Beamten nebst ihren Familien, da Churfürstliche Gnaden ihre Reihen passiren und mit sämmtlichen einige Worte sprechen wollte. Auch Weber und den Seinen wurde ihr Platz angewiesen; aber nur in zweiter Reihe, da der Raum zu eng war.

Das hätte nun Vater Weber wenig gekümmert, wäre nicht gerade vor ihn ein Mann zu stehen gekommen, den er aus Grund seines Herzens verachtete, da er bekannterweise einer der bestechlichsten Beamten und einer der unmoralischsten Menschen in Mannheim war, was zu Karl Theodors Zeiten viel heißen wollte. Dabei bildete sich der Herr Hofgerichtsrath nicht wenig darauf ein, eine ganz gemeine — aber von einem vornehmen Herrn protegirte — Person geheirathet zu haben. Besagte Person hing denn auch jetzt an seinem Arme, und zwar in einem Staate, der einer Gräfin Ehre gemacht hätte.

Den Kopf zierte ein unförmliches Haargebäude, von gepuderten Locken überdeckt, auf welchem wieder eine himmelhohe Haube von feinen Spitzen thronte, deren Bänder und Schleifen gar nicht zu zählen waren. In einem gleichen Verhältniß stand der Rock aus schwerem Seidenzeug, der förmlich einen weitabstehenden Ballon bildete, dessen hinterer Theil noch einmal durch einen mächtigen Cul de Paris gehoben wurde. Bandschleifen zogen dies kostbare Kleid nach vorn hinauf, um einen zweiten nicht minder werthvollen Rock sehen zu lassen. Dabei

prangten Perlenschnüren im Haare und um Hals und Arme, während ein riesiger Fächer, mit den schönsten Schäferscenen bemalt, bald entfaltet das Gesicht der Dame zur Hälfte coquett verbarg, bald zusammengeschlagen ihr wie ein Scepter zu gezierten Bewegungen diente.

Und wie standen Aloysia und Constanze neben dieser Schönen, mit den künstlich rothen Wangen?

Wie zwei Rosenknöspchen, die einem Stiele entsprossen, neben einem dicken Strauß gebackener Blumen. Beide trugen ganz einfache Kleidchen von lichtrosa Indienne, die Haare nach der Mode aber einfach aufgesteckt und als einzigen Schmuck den Hauch der Unschuld und der Kindlichkeit. Der Herr Hofgerichtsrath und seine Gattin sahen denn auch nur mit wegwerfenden Blicken auf die Weber'sche Familie, die sie einer Anrede gar nicht würdig erachteten. Es war aber auch jetzt keine Zeit mehr, denn Churfürstliche Gnaden gingen bereits langsam und hie und da stehen bleibend, dem lebendigen Beamtenspalier mit seinen bunten großen und kleinen Staketen entlang.

Jetzt stand er vor dem Hofgerichtsrathe, der sich in diesem Augenblicke mit eben so viel kriechender Unterthänigkeit vor dem regierenden Herrn beugte, als er vorhin mit Hochmuth und Stolz auf seine Umgebung herabgeschaut.

„Nun, nun!“ — sagte bei dieser fast bis zur Erde gehenden Reverenz Karl Theodor, dessen gesundem Sinn eine solche übermäßige Ehrerbietung ebenfalls widerlich war — „brech er nur nicht das Genick mit seinem Bück-

ling! Ist er denn auch vor Gott so demüthig, wie hier vor seinem irdischen Herrn?"

„Churfürstliche Gnaden!" — entgegnete der Angeredete immer noch in tief gebeugter Stellung und die Hand auf das Herz gelegt, mit salbungsreichem Tone — „ich schmeichle mir Gott und meinem irdischen Herrn gleich treu zu dienen."

„Hum!" — brummte der Fürst — „heißt er nicht Hollenbach?"

„Zu dienen, Churfürstliche Gnaden!"

„Und er hat dem Präsidenten, Graf Schall, geholfen, die Rechnungen über den Canzleibezug von Schreibmaterialien in den letzten fünfzehn Jahren zu machen?"

„Zu dienen, Churfürstliche Gnaden, — habe sie sogar allein aufgestellt."

„Da ist er ein ebenso großer Spitzbube, wie der Schall selbst!" — sagte der Churfürst so laut, daß es Jedermann hören konnte, und, zu seiner Begleitung gewandt, fuhr er fort:

„Rechnet der Kerl 3813 Gulden; nämlich über 900 Ries Papier, 345 Pfund Siegellack, 450 Pfund Bindgarn, 26,000 Stück Federkiele, 120 Federmesser, 80 Papierscheeren und . . . . 740 englische Bleistifte!"*)

Der Churfürst hatte diese Rechnung in einem so eigenen Tone zwischen Zorn und Hohn gesagt, daß seine Umgebung,

*) Historisch.

die an solche Dinge schon gewöhnt war, unwillkürlich lachen mußte.

Hollenbach aber stöhnte:

„Eifer, Churfürstliche Gnaden, ... alles Eifer in Dero Diensten!“

„Ja!“ — meinte Karl Theodor, — „es ist gut, daß Graf Schall vor dem Riß steht; den können Wir nicht hängen lassen, sonst baumelte er mit.“

Der Hofgerichtsrath verbeugte sich vergnügt.

„Ist das sein Ehegespons?“ — frug der Fürst weiter.

„Zu dienen, Churfürstliche Gnaden!“ — versetzte Hollenbach; während die Gedachte bis zur Erde knixte und ihr Gesicht mit gezierter Verschämtheit hinter dem Fächer verbarg.

„Haben sie ja noch gar nicht am Hofe gesehen?“

„Halten zu Gnaden!“ — versetzte die Frau — „habe aber beim letzten Ball den Reverentismus so stark im Bein gehabt, daß ich nicht ausgehen konnte!“

„Wen?!“ — rief der Churfürst.

„Den Rheumatismus!“ — verbesserte der Hofgerichtsrath.

Karl Theodor lachte hell auf.

„Verdammte Geschichte! Wer wird sich auch mit einem Reverentismus abgeben.“

„Ach!“ — meinte die Frau — „wenn das das einzige wäre, was man zu leiden hätte; aber“ — sie merkte hier das verlegene Zupfen des Gatten an ihrem Kleide nicht —

„aber" — fuhr sie fort, — „da leide ich auch oft an einem katbedralischen Fieber!"

„Katarrhalisch! katarrhalisch!" — flüsterte der Mann.

Des Churfürsten Heiterkeit stieg immer mehr; die Frau aber lachte dumm mit und sagte:

„O, was Churfürstliche Gnaden doch für ein leutseliger Herr sind, und immer so bei Homer!"

„Humor! Humor!" — ergänzte der Mann ganz entsetzt.

„Einerlei!" — rief der Churfürst. — „Sie kann wenigstens in ihrem Humor zu einem homerischen Gelächter Veranlassung geben!"

In diesem Augenblick fielen die Blicke des Regenten auf Aloysia und Constanze und blieben mit freudiger Ueberraschung an den beiden lieblichen Erscheinungen hängen.

„Wer sind die beiden netten Mädchen?" — frug er dann.

„Meine Töchter, Durchlaucht!" — versetzte bescheiden und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung Herr Weber.

„Und wer ist er?"

„Registrator Weber."

„Weber?" — wiederholte der Churfürst — „Registrator Weber? der Name ist Uns erst vor kurzer Zeit genannt worden?"

„Ganz recht, Durchlaucht!" — sagte hier der hinter dem Fürsten stehende Graf Törring-Seefeld. — „Ich las Churfürstlichen Gnaden denselben auf der Liste der-

jenigen Beamten vor, die sich seit Jahren durch Treue und Diensteifer ausgezeichnet haben."

„Richtig!" — rief Karl Theodor. — „Und Wir gaben Zulage. Aber es kommt Uns vor, als müßten Wir auch mit Saviola über Weber gesprochen haben."

„Durchlaucht verläßt Ihr ausgezeichnetes Gedächtniß nicht!" — sagte vortretend mit höfischer Verbeugung Graf Saviola, der Intendant des churfürstlichen Hoftheaters. — „Ich erlaubte mir, die kleine Weber, die eine ausgezeichnete Stimme hat, auf Bitten des Vaters, zur Aufnahme in dem Conservatorium vorzuschlagen."

„Und welche ist dies?"

Aloysia ward hier über und über roth; aber sie verbeugte sich, trotz aller mädchenhaften Schüchternheit, doch so zierlich und das Erröthen stand ihr so gut, daß der Churfürst im Stillen ganz entzückt war.

„Nun," — sagte er — „da Wir doch heute einmal in so gutem Homer sind, so wollen Wir auch einen homeristischen Streich machen. Hat sie Muth, Mamsell Weber, uns etwas da drinnen zu singen?"

Vater, Mutter und Constanze erblaßten, auch der Aloysia fuhr das Entsetzen wie ein Schwert durch die Seele; aber sie fühlte auch, daß von diesem Momente ihre ganze Zukunft abhänge. Ihr Entschluß war daher sofort gefaßt und freundlich sagte sie:

„Wenn Churfürstliche Gnaden es wünschen, daß ich singe, mache ich mir jederzeit ein Vergnügen daraus, Dero Wunsch zu erfüllen."

„Sieh, sieh!“ — rief der Churfürst freudig — „die Jungfer hat Muth, das gefällt Uns. Nur wer Muth hat, bringt es zu etwas: auf der Bühne, auf dem Schlachtfeld oder im Leben. — Saviola!“

„Durchlaucht!“

„Bringt mir die Jungfer Weber hinein in den Saal, stellt sie der Frau Gräfin Heydeck vor und sagt, daß Wir die Kleine singen hören wollen. Man soll das neue Fortepiano von Stein in den Saal stellen.“

„Kann Sie sich selbst begleiten?“

„O ja Durchlaucht.“

„Gut! Wir bringen Unseren Gang zu Ende, und kommen dann nach.“ — Und Karl Theodor drehte sich zum Weitergehen; aber plötzlich hielt er wieder an und rief nochmals: „Saviola!“

„Durchlaucht!“

„Vater Weber soll anstandshalber mitgehen; wird die Kleine auch weniger verlegen machen, obgleich sie Muth wie ein guter General hat.“

Aber der so viel gepriesene Muth der guten Aloysia sollte noch hart auf die Probe gestellt werden. Die halbe Stunde, die sie im Saale warten mußte, war ihr, trotz der freundlichen Aufnahme von Seiten der Gräfin, um so entsetzlicher, als alle die Blicke der Höflinge und Hofdamen auf ihr ruhten, und sie wohl die spöttischen Mienen bemerkte, die theils ihrer einfachen bürgerlichen Kleidung, theils — was sie nun freilich nicht ahnte — der ganz besonderen Bevorzugung von Seiten des Churfürsten galten. Sie

fühlte zum erstenmale, daß es eine Kleinigkeit sei, einen kühnen Entschluß zu fassen, aber unendlich schwer ihn mit Consequenz durchzuführen. Nur die Nähe ihres Vaters und der Gedanke an ihre Zukunft hielten sie aufrecht.

Endlich kam Karl Theodor zurück. Er ließ ihr die Wahl in dem vorzutragenden Stücke, ermuthigte sie auch auf wirklich herzliche Weise und so sang Aloysia unter eigener Begleitung eine Arie aus der neuesten Oper ihres Lehrers, des Churfürstlichen Orchester-Directors Wendling. Aber sie entfaltete dabei — nachdem sie die erste Angst überwunden — eine so frische, klangvolle und biegsame Stimme und eine so ausgezeichnete Schule, daß Alles entzückt war.

Karl Theodor selbst klopfte dem Vater freudig auf die Achseln und rief:

„Da hat er in der Jungfer einen waren Schatz!"

Als aber Aloysia noch einige andere Arien mit gleichem Erfolg gesungen, rief Karl Theodor wieder: „Saviola!"

„Durchlaucht befehlen!" — erwiederte der allzeit bereite Intendant.

„Von heute an ist Mamsell Weber Mitglied des Conservatoriums und in der demnächsten Aufführung der „Samori" wollen Wir sie in der Hauptrolle hören."

Wer war glücklicher als Aloysia und Vater Weber.*)

Wie beide dem Saale hinausgekommen, wußten sie

---

*) Aloysia Weber wurde später unter dem Namen, Madame Lange, eine der berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit.

nachher nicht mehr. Mutter und Geschwister konnten die erfreuliche Nachricht aber kaum glauben. Was lag der glücklichen Familie nun an dem sogenannten „Tractement“ auf der Wiese, — was an dem Schifferstechen auf dem Teiche und dem Feuerwerk vor dem Schlößchen. So bald sie konnten eilten sie daher nach Hause, denn so recht freudig, so recht glücklich konnten sie doch nur in dem traulichen Stübchen im Hause am Rheinthore sein.

Wahres Glück will fern der Außenwelt, nur im engsten Kreise geliebter Menschen gekostet werden! — —

Ein schöner Abend.

Ein Monat war seit dem Feste auf dem Mühlau-Schlößchen vergangen, und was Niemand für möglich erachtet hatte, die kleine Weber — von der bis dahin keine Seele in Mannheim etwas gewußt — war nicht nur in der Oper „Samori" aufgetreten, sie hatte auch ungemein gefallen. Es ging ihr in der That nichts ab, als die „Action," um auf jedem Theater als Primadonna erscheinen zu können.*)

Aber dies Auftreten auf den schlüpfrigen Brettern der Bühne hatte in Aloysia's Wesen und Charakter nichts geändert. Die mädchenhafte Schüchternheit mußte sie freilich ablegen, aber die anerzogene Bescheidenheit und das ächt jungfräuliche Wesen ihrer Seele blieben. Sie hatte dabei einen

*) Nissen: S. 343. Oulibicheff I. Thl. S. 153.

starken Haltpunkt an ihrem Lehrer, dem würdigen Freunde ihres Vaters, an dem Orchester-Director Wendling unter dessen Obhut sie sich stellte und den sie ohnedem wie ihren Vater verehrte, da sie mit dessen Tochter Gustl aufgewachsen.

Daß Aloysia Sängerin geworden, änderte daher in dem stillen glücklichen Familienleben im Weber'schen Hause nichts; auch nichts an ihr selbst, die in Kleidung und Erscheinung so einfach und kindlich blieb, wie zuvor, und der die Mutter auch im Hauswesen nichts nachgab. Die Küche freilich konnte sie der Stunden, Uebungen und Proben wegen, nur an einzelnen Tagen besorgen, und hier war es Constanze die sie — unter der Anleitung und Oberaufsicht der Mutter — ablöste.

Aber beim Reinigen der Zimmer und des Hauses, beim Kleidermachen für sich und die Uebrigen, beim abendlichen Spinnen oder Stricken — in sofern sie sich nicht auf der Bühne befand — blieb es ganz beim Alten. Und das war Aloysia auch recht: denn es hätte ihr ein Stück vom Leben gefehlt, würde sie, der alten Gewohnheit nach, nicht mehr in das Hauswesen haben eingreifen dürfen.

Nur größer und reifer erschien sie sich und Anderen; wie denn ihre Geschwister schon deswegen einen höheren Respect vor ihr hatten, weil sie in der Welt eine Stellung einnahm. Diese Stellung brachte vor der Hand freilich nichts ein; denn schon die Aufnahme am Conservatorium und der churfürstlichen Oper mußte bei der Jugend Aloysias als eine große Gnade des Churfürsten angesehen

werden. Aber trotzdem war sie doch einmal „Sängerin“ und . . . . . welche Zukunft lag da der Glücklichen offen!

Nur der guten, treuen Mutter bangte es manchmal vor dieser Zukunft. Nicht als ob sie der sittlichen Festigkeit ihrer Tochter mißtraut hätte; . . . . aber es war eben doch, wie sie meinte: „ein gar strudliches Leben da draußen auf der Bühne!“ und wenn sie sich gar dachte, daß ihre Aelteste einmal an ein anderes Theater in einer anderen Stadt kommen sollte, dann ward sie recht niedergeschlagen.

In solchen Stunden trat dann Herr Weber zu ihr, und legte ihr mit seinem klaren, ruhigen Verstande dar: wie es doch eine wahre Gottesfügung für sie beide mit ihrem Haus voll Kinder sei, daß die Aloysia eine so herrliche Stimme und so große musikalische Anlagen habe; wie es daher auch unchristlich erscheinen müsse, wenn man die Dinge nicht dankbar hinnehme, wie sie der liebe Gott gefügt. Das Mäd'l habe gute Grundsätze, und wenn es an diesen halte, so fürchte er nichts.

„Hast recht, Alter!“ — pflegte dann Frau Weber zu sagen, indem sie sich mit der Schürze eine Thräne aus den Augen wischte — „hast recht! ich bin eben so ein einfältiges Weib, das immer gleich das Herz voll Sorgen hat . . . . und . . . . die Aloys . . . . . die ist mir eben an's Herz gewachsen!“

Das waren nun freilich die anderen Kinder nicht weniger; aber gerade die Sorgen, die sie um ihre Aelteste trug, machten sie ihr jetzt doppelt werth. Ob's nicht beim Vater auch so gegangen?

Er ließ es sich wenigstens nicht merken; doch war das Ergebniß bei beiden Eltern das gleiche: ihr stilles Familienleben bekam — schon durch die Möglichkeit Aloysia in kürzerer oder längerer Zeit verlieren zu können — einen noch höheren Werth für sie.

Und wie schön war es jetzt daheim im traulichen Stübchen, namentlich Abends, wenn da draußen ein kaltfeuchter Nebel die Straßen deckte, oder der rauhe Herbstwind an den runden Scheiben der Fenster gespensterisch klopfte und rüttelte. Dann saßen wohl die kleineren Kinder auf der Bank um den Ofen, in dem ein lustig Feuer knisterte, und belasen Erbsen, Linsen oder Bohnen, während Johanna und Maria für sich und die Anderen warme Winterstrümpfe strickten, und die Mutter, Aloyse und Constanze — oft auch noch Wendling's Gustl — ihre Spinnräder gar fleißig schnurren ließen. Das war so etwas für Vater Weber! der dann, in seinen Schlafrock gehüllt, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die lange Pfeife im Munde, so recht innerlich vergnügt im Zimmer auf und abging und dem Gesang oder Gespräch der Mädchen lauschte.

Nicht für Tonnen Goldes hätte Weber diese Stunden hergegeben! und wenn dann noch ein Freund, wie Wendling, dazukam, so daß das Gespräch an Interesse gewann, dann war vollends Weihnachten und Vater Weber glücklich wie ein König.

Auch heute Abend saß die Familie so bei einander. Der November hatte sich rauh angelassen und von dem

Rhein her pfiff ein eisiger Wind, der mit Ungestüm an den Erkerthürmchen schüttelte und rüttelte, so daß einzelne zerbrochene Schiefersteine krachend auf die Straße fielen und die alten Windfahnen sich schreiend drehten.

Ein feiner Regen schlug dabei gegen die Fenster, als klopften neckische Nachtgeister den Mädchen, die auch oft verstohlen hinblickten, wenn wieder so ein rechter Schauer anprallte.

„Das ist ein prächtiges Wetter!“ — sagte jetzt Papa Weber, im Zimmer auf und ab schreitend, während er sich in seinem Schlafrock von geblümten Zitz fester einwickelte und dichte Rauchwolken aus der langen Pfeife blies. — „Wie wohlig fühlt sich da der Mensch im warmen Stübchen und im Kreise der Seinen.“

„Gewiß!“ — entgegnete die Mutter — „es kann nichts Trauteres geben. Nur kommt mir immer der Gedanke an die armen Menschen, die kein Obdach haben, oder durch Pflicht und Geschäft draußen gehalten werden.“

„Nun!“ — meinte der Vater — „so ganz ohne Obdach dürften doch nur wenige sein, und wen Geschäft und Pflicht draußen hält, der ist auch gegen Wind und Wetter verwahrt und an die Strapatzen des Lebens gewöhnt. Immerhin würde es mir Freude und Beruhigung sein, könnte ich in solcher Nacht irgend einem armen Menschen Obdach bieten. Aber es gibt noch andere Menschen, die mich an solchen Abenden dauern . . . .“

„Und die wären?“

„Die Alleinstehenden, die sich nicht, wie wir, an der Geselligkeit des Familienlebens erfreuen können."

„Da hast du recht, Männchen!" — sagte Frau Weber — „denn über ein schönes Familienleben geht doch nichts in der Welt."

„Und zwar," — fuhr der Vater fort — „nicht nur in Beziehung auf Annehmlichkeit. Ein schönes Familienleben wird auch stets zur Pflanzstätte der Tugend, edler Wirksamkeit, vernünftiger Sparsamkeit und somit des höchsten und heiligsten Glückes."

„Wer wüßte das mehr als wir Frauen zu schätzen!" — sagte die Mutter.

„Und ihr habt auch Grund genug dazu!" — meinte der Papa, vor Aloysia stehen bleibend und seine Hand liebevoll auf ihre Schulter legend. — „Merkt euch das, ihr Mädchen, dem Familienleben verdankt das Weib, was es ist. Was war es denn in den vorchristlichen Zeiten bei den meisten Völkern? — nichts, als eine Sklavin. Selbst bei den sonst so hochstehenden Griechen waren die Frauen von Allem ausgeschlossen, was über den engen Kreis ihres Hauswesens ging, und sogar im eigenen Hause auf die innersten Theile desselben, die Frauengemächer beschränkt."

„Und da durften sie auch den Vater nicht sehen?" — frug die kleine Sophie erstaunt.

„Doch! den Vater und den Gatten, aber diese allein!"

„Aber bei den Römern war es doch besser!" — meinte Aloysia.

„Nur um Weniges; und wenn unsere Vorfahren, die

Germanen, eine gewisse heilige Scheu dem Weibe bewahrten, so blieb die Stellung des Weibes, dem Manne gegenüber, doch immer eine tief untergeordnete und gedrückte."

„Und wie schrecklich müssen es erst die Frauen im Orient haben!" — sagte hier Constanze.

„Sie verbringen ihr Leben in geistiger und physischer Sklaverei, in schmutzigen oder goldenen Kerkern," — fuhr der Vater fort — „wo aber Familienleben ist, da ist auch dem Weibe seine Würde gesichert; denn hier gerade hat es seinen schönsten Wirkungskreis."

„Ja!" — meinte Aloysia — „wenn wir nur die Kraft und die Selbstständigkeit der Männer hätten. Ich fühle täglich, daß es mir durchaus nicht am guten Willen fehlt, um ganz Großes und Bedeutendes zu leisten, aber die Kraft, die Kraft mangelt!"

Vater Weber lächelte; dann trat er vor seine Aelteste, hob ihr Köpfchen in die Höhe, schaute ihr in die Augen und sagte:

„Ich dächt meiner Aloysia fehlte es an Muth, Kraft und Zuversicht nicht."

„Ist noch immer nicht das Rechte!" — rief diese, und ließ im Eifer ihr Spinnrad so kräftig schnurren, daß der Faden in ihren Fingern zerriß.

„Ist auch nicht nöthig!" — fiel jetzt die Mutter ein — „würde sonst, wie hier, mancher Faden im Leben zerrissen gehen. Dem Manne die Kraft, uns Frauen die Milde!"

„Mir aus der Seele gesprochen!" — rief der Vater. — „Wenn der am Mann hervorstechende Charakter die Kraft

ist, so ward dem Weibe die Milde gegeben, an welche sich so tausend andere herrliche Vorzüge knüpfen. Wenn die Kraft des Mannes den Drang zu wirken, — die Begierde nach Thaten, — das Streben nach Besitz, Ehre, Ruhm, Einfluß und Größe erzeugt, — wenn die Kraft des Mannes den Trieb nach Außen weckt, den Geist in die Ferne lenkt, ... so entkeimt der Milde des Weibes die sanftere Empfindung, die Anmuth und Schönheit, die Liebe mit den zarteren Regungen des Herzens, der stille Fleiß, das feinere Gefühl des Anstandes, die sanftere Ueberredung und jenes ganze, sowohl in freundlicher Heiterkeit, als in geheimnißvoller Ahnung webende, süße, unergründliche Wesen, das seine allgewaltige Zauberkraft auf Alle ausübt, die ihm nahen."

„Komm her, Alter!" — rief hier, Thränen der Freude im Auge, Frau Weber — „komm her, und hol' dir einen Schmatz für die so schöne als gerechte Anerkennung edler Weiblichkeit!"

Und Papa Weber that, was ihm befohlen war; — ja er that sogar noch mehr: er küßte alle seine Kinder der Reihe nach durch.

In diesem Augenblicke schellte es laut an der Hausthüre.

Alle horchten erstaunt; die Mutter aber rief: — „Ei du lieber Gott, wer mag denn das sein, der bei dem Wetter und so spät noch kommt!"

„Nun, spät ist es noch nicht!" — meinte der Vater — „es wird eben jetzt früh dunkel."

„'S wird die Gustl sein!“ — sagte Constanze.

„O nein! nein!“ — erwiederte Aloysia — „die ist viel zu furchtsam, um bei der Dunkelheit vom Kaufhaus bis hierher zu gehen.“

„Nun,“ — sagte Vater Weber ruhig — „es wird sich ja gleich zeigen, wer es ist; ich höre die alte Cathrine schon mit den Schlüsseln rasseln.“

Eine kleine Pause trat ein. Man hörte deutlich die alte Cathrine in ihren Schlappen die Treppe hinunterklappen, dann klirrte der Riegel, der Schlüssel drehte sich . . . . . und jetzt vernahm man deutlich eine Männerstimme fragen: — „Genirt es auch nicht?“

„Das ist Wendling!“ — sagte der Vater. — „Aber wie kommt denn der dazu, zu fragen: ob's nicht genire; als ob er nicht zu hundertmalen noch weit später gekommen wäre?“

Aber die Antwort und der Aufschluß folgten sofort, denn deutlich hörte man nun zwei Personen die Treppe heraufkommen.

„Er ist nicht allein!“ — brummte der Vater etwas ärgerlich über die Störung seines schönen Abends; aber schon klopfte es auch, und auf sein: „Herein!“ öffnete sich die Thüre.

Das war nun wirklich der alte Hausfreund Wendling; aber zu Aller Erstaunen stand an seiner Seite ein weltfremder junger Mann, unansehnlich der äußeren Erscheinung nach, auch nicht schön gerade, aber von interessanten Zügen, hoher, nach den Seiten hervortretender

Stirne, hübsch gebildetem Munde und tiefen sinnigen Augen.

Wendling aber, der sichtlich in der besten Laune war, rief heiter:

„Nicht wahr, Ihr Lieben, das heißt überraschen? Einmal bei dem miserablen Wetter — Ihr soltet nur sehen, wie unsere Mäntel und Hüte, die wir der alten Cathrine gelassen, durchnäßt sind, — dann bei Nacht und Nebel, und endlich in Begleitung eines fremden Besuches!"

„Der für diese Unbescheidenheit sehr um Vergebung bitten muß!" — sagte mit einer höflichen Verbeugung der junge Mann — „aber der Herr Orchester-Director!"

„Hat ihn mitgeschleift," — fiel Wendling dem Jüngling in die Rede — „weil er wußte, daß er der Familie Weber eine große Freude dadurch bereiten und auch dem jungen Herrn gewiß etwas Angenehmes erzeugen würde."

„Jedenfalls sind uns die Herren herzlich willkommen!" — sagte jetzt Vater Weber, beiden auf gute deutsche Weise die Hand reichend und schüttelnd. — „Wendling weiß das von sich, und was Sie betrifft, junger Mann, so könnten Sie nicht besser in unserem kleinen stillen Kreise empfohlen sein."

„Lieber Alter!" — rief hier der Orchester-Director mit so strahlender Miene, wie man sie gar nicht an ihm gewohnt war, und klopfte dabei dem Hausherrn auf die Achsel, während er mit der andern Hand auf den jungen Mann deutete — „der da, braucht eigentlich gar keine Em-

pfehlung — sein Name und seine Leistungen empfehlen ihn genug."

„Herr Director . . . ."

„St!"— machte Wendling, während die ganze Familie in der größten Spannung auf den Jüngling sah, der in der That jetzt verlegen wurde.

„Und wen haben wir denn die Freude, zu begrüßen?"— hub jetzt die Mutter an.

Der junge Mann wollte sprechen, sein Begleiter aber hielt ihm den Mund zu:

„Nicht ein Wort!" — rief er dabei schalkhaft drohend: — „Sie müssen rathen!"

Da sprang mit einemmale Aloysia wie begeistert von ihrem Stuhle auf, stieß ihr Spinnrad zurück und rief:

„Mozart! ich wette, es ist Herr Mozart!"

„So ist es," — sagte Wendling lächelnd, und nun ging es an ein freudiges Begrüßen, denn dem Vater, der Mutter und den beiden älteren Töchtern war dieser damals schon in der musikalischen Welt so klangvolle Namen wohl bekannt.

„Aber Mädel!" — sagte endlich Wendling zu Aloysia — „woher hast du denn das errathen?"

Aloysia erröthete über und über; faßte sich aber schnell und meinte: es sei ihr wie eine Eingebung gekommen. Uebrigens habe man gestern schon bei der Aufführung davon gesprochen, daß der Herr Concertmeister Mozart im Theater sei."

„Und das war er auch," — sagte Mozart — „und

hat sich recht glücklich geschätzt, Sie zu hören; denn Ihre Stimme ist von seltener Schöne und Reinheit."

„Sie haben eine Anfängerin gehört und gesehen!" — meinte Aloysia bescheiden.

„Gesehen . . . . ja!" — versetzte Mozart mit der ihm eigenen Offenheit — „aber gehört habe ich eine durchgebildete Sängerin. Ihre Schule ist ausgezeichnet, und wenn es mit der Action noch etwas besser geht, können Sie getrost überall als Primadonna auftreten!"

Aus dem Munde eines anderen gleich jungen und der Familie gleich fremden Mannes, hätte dies Urtheil unzweifelhaft etwas anmaßend geklungen und die Familie vielleicht zurückgestoßen; aber schon der Ton, mit welchem es ausgesprochen wurde, voll derselben herzlichen Offenheit und Geradheit, die sich in den Zügen des jungen Mannes wieder spiegelte, ließ ein Verkennen der guten Absicht nicht zu. Außerdem ruht in genialen Männern immer ein geheimes Etwas, das auf andere gewöhnlichere Menschen dominirend einwirkt. Ihre Seelen fühlen instinktiv die Nähe eines mächtigeren Geistes und beugen sich ihm willig, schon ehe dies naturgemäße Sichunterordnen ihnen zum Bewußtsein kommt.

So war es auch hier, während das wirklich liebenswürdige Wesen des jungen Mannes ausgleichend und gemüthlich anziehend wirkte. Dazu kam, daß die gegenseitigen Naturen wie für einander geschaffen schienen: Offenheit zu Offenheit, Geradheit zu Geradheit, heiterer Sinn zu gleicher Unbefangenheit und Wohlwollen zu Wohlwollen.

Da war es denn freilich kein Wunder, daß Mozart schon nach einer halben Stunde rein vergessen hatte, wo er war; — „zu Hause," so fühlte er sich wenigstens, während ihn die Weber'schen behandelten, als sei er mit ihnen auferzogen und ein Glied der Familie. Auf Wendling's Mahnung hatte Amadeus einige von ihm componirte Arien mitgebracht, die wurden jetzt von Aloysia gesungen und von ihm begleitet.

Das war eine Pracht! . . . . Vater Weber blies vor Entzücken Rauchwolken aus seiner Pfeife, als wolle er den ganzen Olymp mit Wolken versehen; — der Orchester-Director strahlte vor Seligkeit wie ein Verzückter; — Mama hatte Thränen der Freude im Auge und die Kinder saßen wie in der Kirche!

Als aber nun vollends Aloysia die Arie mit den entsetzlich schweren Passagen, die Mozart seiner Zeit in Italien für die berühmte De Amicis geschrieben, mit einer überraschenden Vortrefflichkeit vorgetragen, da war auch Amadeus vor Entzücken und Bewunderung außer sich. Alles vergessend sprang er vom Instrumente auf, erfaßte des Mädchens beide Hände und indem er rief: „Wundervoll! dafür muß ich dem Mädel ein Schmatzerl geben!" — küßte er sie ohne Umstände.

Alles lachte laut auf; der kleine Hermann aber klatschte wie toll in die Hände und rief, sich wie ein Kreisel drehend:

„Jetzt kriegt die Aloys einen Bart! sie hat sich küssen lassen!"

Aloysia selbst war blutroth geworden und so erschrocken, daß sie sich zur Mutter flüchtete; der Vater aber — der sonst in solchen Dingen keinen Spaß verstand — erkannte recht gut die Harmlosigkeit, die in der Sache lag und rief lachend:

„Einen Kuß in Ehren, kann Niemand wehren!“

Um dem Dinge indessen rasch eine andere Wendung zu geben, und ihre Aelteste aus der Verlegenheit zu reißen, befahl die kluge Mutter jetzt an das Abendbrod zu denken; und wie der Blitz waren Aloysia und Constanze verschwunden, erstere um den Tisch zu decken, letztere um die Küche — so gut es in der Eile gehen wollte — zu besorgen.

Die Männer sprachen unterdessen über Musik, und so kam man auch auf einen damals in Mannheim sehr angesehenen und später in der musikalischen Welt viel berühmten und viel berüchtigten Mann, den Abt Vogler.

Weber lobte ihn, der Orchester-Director aber blieb bei seiner alten Behauptung: Abt Vogler sei ein musikalischer Charlatan. Endlich sollte Mozart aus einer vorliegenden Thatsache entscheiden. Wendling sagte nämlich, indem er einen großen Anschlagezettel aus seiner Tasche zog:

„Herr Concertmeister Mozart, was ist der Musiker und Componist, der mit großen Buchstaben in dem Programm für sein Concert seine neuesten Tonschöpfungen also ankündigt:

„**Ein Seegefecht. — Der Fall der Mauern von Jericho. — Das Ausstampfen des Reises in Afrika.***)“

Hier unterbrach Mozart's heiteres Gelächter die Vorlesung.

„Was das für ein Mann ist?“ — wiederholte er dann; — „Ihr lieben, guten Herren: so was kann nur ein Narr oder ein Charlatan thun!“

„Hab' ich's nicht gesagt!“ — versetzte Wendling triumphirend; — „wenn mir einer, wie Abt Vogler, sagt: er mache in drei Wochen einen Compositeur und in sechs Monaten einen Sänger! so erkläre ich ihn für den größten Schwindler und Windbeutel der Welt.“

„Nun!“ — sagte Wolfgang ruhiger — „ich bin begierig ihn kennen zu lernen und seine Musik zu hören. Ohne eigene Prüfung urtheile ich nicht gern. Es gibt auch Menschen, die ihre Originalität bis zur Bizarrerie treiben.“

„Und unter Bizarrerie und Paradoxen den Charlatanismus verbergen!“ — meinte Wendling.

„Wie alt ist er denn?“ — frug jetzt Mozart.

„Acht und zwanzig Jahre.“

„Und seine Geschichte?“

„Er kam seiner Zeit miserabel und ohne einen Kreuzer nach Mannheim, producirte sich auf dem Clavier und machte ein Ballet. Man hatte Mitleiden und der Churfürst schickte ihn nach Italien. Als Vogler zurückkahm,

---

*) Historisch.

wurde er geistlich und durch geheimen Einfluß sogleich Hofcaplan. Er producirte hierauf ein Miserere, welches nicht zu hören war, da Alles falsch ging und von dem man daher auch, wie ganz natürlich, nicht viel loben konnte. Das verdroß ihn, er ging zum Churfürst und beklagte sich, daß das Orchester ihm zum Trotz schlecht spiele: mit einem Wort, er wußte es so gut herum zu drehen — spielte auch so kleine ihm nutzbare Schlechtigkeiten und Intriguen mit Weibern — daß er Vice-Capellmeister wurde. Jetzt glaubt er, es gebe nichts Besseres und Vollkommeneres als ihn."*)

„Werden Sie ihn besuchen?" — frug hier Weber.

„Nein!" — sagte der junge Mann entschieden. — „Wenn es sich verhält, wie der Herr Orchester-Director sagt, nicht! So willig und freudig ich mich vor wahrem Verdienste beuge, so wenig ist es mir gegeben, vor Männern der Art zu kriechen."

„Das ist brav!" — rief Wendling und drückte Mozart die Hand.

Jetzt aber kam auch die Mutter wieder heran und rief die Herren zu Tische: „Was Gott heute bescheert hat!" — sagte sie dabei zu dem fremden Besuche — „bei uns geht es halt bürgerlich und einfach her."

„Wie bei uns, zu Hause, Frau Registrator!" — versetzte Mozart.

Und einfach war das Abendbrod in der That: Kar=

---

*) Historisch. Oulibicheff I Seite 104 u. f.

toffeln in der Schale und Milch für die Kinder — die großen Mädchen eingerechnet; — für die Männer noch eine Platte Schinken und einige Flaschen Oberländer Wein.

Aber das schmälerte die Heiterkeit nicht. Mozart namentlich war sehr lustig, und unterhielt die ganze Gesellschaft durch witzige Erzählungen und besonders auch durch seine Fertigkeit, in drolligen Versen zu sprechen. Nach dem Abendbrod phantasirte er noch längere Zeit zu aller Entzücken auf dem Claviachord und als man sich erst spät trennte, gestanden sich Alle: lange keinen so vergnügten Abend verlebt zu haben.

Warum aber saß Aloysia noch so lange ohne sich auszukleiden an dem Fenster ihrer Mansardenkammer und schaute durch die kleinen runden Scheiben in die dunkle regnerische Nacht hinaus? . . . . Sie wußte es wohl selbst nicht. Es war ihr so eigenthümlich zu Muthe. Froh, ja fast selig . . . . und doch wieder so eng, daß sie Herzklopfen bekam.

„Aber warum kommst du denn nicht zu Bett?“ — frug nun schon zum drittenmale und halb im Schlafe Constanze, die mit Aloysia das Lager theilte.

„Weil ich noch so aufgeregt bin!“ — antwortete die Gefragte . . . . und die Schwester drehte sich herum und schlief sanft ein.

Ein musikalischer Charlatan.

Der Schöngeist — sagt einer unserer ersten Satyriker — taumelt über ein gelungenes Gedichtchen oder den satyrischen Stachel eines Epigramms, wie der Botaniker über eine seltene Pflanze oder der Mineraloge über einen seltenen Stein. Ein rechter Anatom kann einen Leichnam drei bis vier Wochen auf seiner Stube haben, und theilt die Menschen nur in zwei Klassen: in Menschen, die präpariren und in solche, die sich präpariren lassen. Fühlhörner und Füße, Staubfäden, Klauen und Schnäbel werden mit der nämlichen Wichtigkeit untersucht, wie der Ursprung der Welt und die Bestimmung des Menschen. Ein rechter Mineraloge hat nicht eher Ruhe, als mit dem Grab-Stein und beschäftigt sich dann erst mit Insekten und Würmern.

Aber ist das nicht zu achten, wo es naturwüchsige Wahrheit, inneres Bedürfniß, angeborne Eigenthümlichkeit

ist? Gewiß! — Lächerlich und verächtlich wird indessen ein solch' bizarres Auftreten, wenn damit Genialität affectirt werden soll, die gar nicht vorhanden ist. An der Stelle der Genialität sitzt dann gewöhnlich kleinliche Eitelkeit und Ehrsucht, und das aus diesen Schwächen hervorgehende Streben wird Charlatanerie.

Abt Vogler, der churpfälzische Vice=Capellmeister und Hofcaplan — ein hübscher Mann von 28 Jahren, mit frischem, blühendem Gesicht und einem Bäuchlein, das sich nach gerade sanft abrundete — saß behaglich, in einem weichen Sessel zurückgelehnt, vor einer Tasse süß dampfenden Kaffes, die reichliche Mahlzeit, die er eben eingenommen, mit Muse zu verdauen.

Alles um ihn her athmete Ruhe, Bequemlichkeit und Wohlhabenheit, — das, was der Engländer mit einem Wort Comfort nennt. Ueber dem eingelegten Boden des Zimmers lag ein weicher Teppich; die Wände bedeckten Boiserien, wie sie damals sehr Mode waren, und jetzt noch in vielen der älteren Wohnungen Mannheims zu finden sind; über den Thüren zeigten sich nette Wandgemälde, nackte Kinder vorstellend, die unter sich, mit Blumen oder Thieren spielten; die hohen Fenster mit neumodischen viereckigen Scheiben, waren von dunklen bis zur Erde reichenden Vorhängen halb bedeckt; während ein schönes Augsburger Fortepiano, ein weich gepolstertes Sopha, verschiedene Sessel, ein Nippschrank, der eine Standuhr, zwei Chinesen von Porzellan mit beweglichen Köpfen und Händen und sonst tausend kleine artige Porzellanfiguren trug,

und ein, jetzt noch mit den Resten des reichen Mittagsmahles besetzter Tisch, das Ameublement des Zimmers ausmachten.

Abt Vogler selbst war von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Schuhe mit fein geschliffenen Stahlschnallen, schwarz-seidene Strümpfe, kurz-schwarz-seidene Hosen, eine solche Weste mit Patten, bis nahe an die Knie reichend, aus der die zwei goldenen Ketten der zwei Uhren rechts und links herauslugten; große Brillantringe an den Fingern, wattirter ebenfalls schwarz-seidener Rock mit ditto Stickereien, und leicht gepuderte Locken zu beiden Seiten der Stirne, nebst wohl-gewickeltem Haarzopf, stellten den feinen Mann seiner Zeit würdig dar. Der Mann wäre dabei schön zu nennen gewesen, wenn ein eigenthümlicher Zug von Hochmuth und Menschenverachtung das Gesicht nicht entstellt hätte. In diesem Zuge lag zugleich aber der Ausdruck eines so gränzenlosen Dünkels, daß er jeden Unbefangenen auf der Stelle zurückstoßen mußte.

Jetzt im Augenblicke freilich bemühte sich der gestrenge Herr seinem Ausdrucke Milde, Herablassung und Freundlichkeit zu geben, denn vor ihm stand, den Präsentirteller mit Kaffee- und Milchkanne in der Hand, sein Haushälterin. Es war dies, wie man zu sagen pflegt, eine „saubere" Person. Nicht hübsch, aber von anziehendem Aeußern; nicht jung, aber doch noch frisch und kräftig, voll und rund in Formen, lebhaft in Bewegungen und heiter von Humor. Ueberhaupt stack etwas Gewinnendes, Verführerisches in ihr, ohne daß man sagen konnte, worin es lag. Gehoben

mochte es durch die außerordentliche Reinlichkeit und fast coquette Nettigkeit des sonst einfachen Anzuges werden, der übrigens, im Geschmacke jener Zeit, nicht gerade streng im Verhüllen war.

Ob im Allgemeinen Strenge eine Haupttugend der Haushälterin des Abtes gewesen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Da sie aber mit außerordentlicher Theilnahme an ihrem Herrn hing, und philosophisch genug war, um einzusehen, daß die Isolirung, deren ein Junggeselle ausgesetzt ist, endlich alle Fäden zerreißt, die ihn an die Menschheit knüpfen, und einen starren Egoismus und eine Verhärtung aller Gefühle hervorruft, die nachtheilig auf ganze Generationen der Gesellschaft wirken können, ... so nahm sie sich seiner redlich und mit christlicher Milde an, in Liebe vermittelnd zwischen ihm und der Menschheit. Und das war keine Kleinigkeit, denn Abt Vogler war, wie schon erwähnt, ein Sonderling.

Wo sollte sie z. B., um nur Eins zu erwähnen, mit all den Taschentüchern hin, die sich im Haushalte des Abtes unausgesetzt mehrten. Vogler war nämlich — wie alle Genies, wirkliche und affectirte, — ungemein vergeßlich. Er lief daher sehr häufig ohne Taschentuch vom Hause fort. Entdeckte er nun unterweges das Uebel, so fand er es viel bequemer, ein neues zu kaufen, als den weiten Weg zurückzulaufen und zwei Treppen zu steigen. Und da halfen alle Vorstellungen der guten Haushälterin nichts; ganz Mannheim kannte ja bereits diese geniale Eigenthümlichkeit des genialen Voglers schon; es blieb

der Guten also gar nichts anderes übrig, als die passenden für sich zurückzulegen und die weniger passenden zu Gunsten ihrer kleinen Ersparnisse zu verkaufen. Eine wahre Wohlthat für ihren Herrn, der sonst ein eigenes Zimmer für seinen Vorrath an Taschentüchern hätte miethen müssen. Und solcher Sonderbarkeiten beliebte Abt Vogler eine Menge zu haben. Paßten sie nun nicht so gut, wie jene mit den Taschentüchern, in die Anschauungsweise der Haushälterin, so gab es freilich oft kleine Scenen; ja böse Zungen wollten sogar von derben Verweisen wissen, und daß überhaupt zu Hause der Scepter nicht in des Herrn Abtes Hand läge. So gab es oft Sturm von beiden Seiten. Musiker aber sind bekannterweise zumeist so leicht, wie ihre Notenblätter, und — da Kunst der Sinnlichkeit angehört — ebenfalls höchst sinnlicher Natur. Frieden liebte der Abt auch: was that er daher nicht alles für den Frieden, ein gutes Diner und Souper und . . . .

„Nun möchte ich aber doch einmal wissen!“ — sagte in diesem Augenblicke die Haushälterin lächelnd, indem sie dem Herrn Abt Milch zugoß, — „was, wenn Sie nicht geistlich und daher unverheirathet wären, Ihre Frau dazu sagte, wenn sie — wie ich heute — in acht Tagen das dritte neugekaufte Taschentuch vorfände. O ich bin viel zu gut und zu nachsichtig. Hätten Sie nur eine recht böse Frau!“

„Danke schön, Marie, danke!“ — sagte der Abt mit einer Miene, in der ohngefähr der Gedanke lag: kann mir recht gut denken, wie das wäre.

„Aber warum sind Sie denn auch nur in Ihren späteren Jahren noch geistlich geworden?“ — frug die Haushälterin weiter. — „Eine Frau wäre Ihnen so nöthig, sie hätte Ihnen das Leben zum Paradies gemacht.“

„Hast recht, Marie!“ — versetzte der Abt mit einem vielsagenden Seitenblick auf seine Haushälterin. — „Warum bin ich auch Geistlicher geworden und habe nicht, wie andere Menschenkinder, gefreit. Es ist wahr, die Erde ist ein Paradies, indem es von Even wimmelt, wenn es nur nicht auch fast eben so viele Schlangen gäbe!“

„Das ist so recht die Lästerzunge eines Hagestolzen!“ — entgegnete die Haushälterin geärgert. — „Jung gefreit, hat nie gereut!“

„So sagt ein Sprichwort!“ — meinte der Abt — „aber es gibt auch eines, das heißt: Wer ehrlich ist, freit früh, wer klug ist, nie!“

„Ja, und klug, überklug sind der Herr Abt!“ — rief Marie, deren Laune durch den Widerspruch nicht die beste zu werden anfing. — „Nicht wahr, wenn damals eine recht reiche Frau gekommen wäre . . . . . .“

„Nein!“ — fiel Vogler ein — „nein! liebes Kind, da irrst du dich! Sieh! ich stelle es mir sehr schrecklich vor, eine Frau wegen ihres Hauses und Vermögens zu nehmen, und nun — möglicherweise — Haus und Vermögen durch Feuer zu verlieren, ohne . . . . . daß die werthe Hälfte mit verbrenne!“

„Sie sind nicht werth, daß Sie ein Weib ansieht!“ — sagte die Haushälterin böse, und wandte sich, den Teller

mit den Kannen auf ein Nebentischchen zu stellen. Aber der Abt hielt sie am Kleide, zog sie näher, legte den Arm um ihre Hüften, sah ihr mit möglichster Freundlichkeit in das Antlitz und sagte, carezzando:

„Liebe Marie, — nicht so follemente — was brauche ich denn eine Frau? Kann ich denn Jemanden finden, der mich besser und liebevoller pflegt als du? Ich bin eben einmal kein gewöhnlicher Geist — bin ein Genie! . . . . Schaafe leben in Heerden, der Adler horstet allein! und . . . . in der Ehe geht alle Genialität verloren; . . . . in der Ehe verliert man die Stimme und klimpert höchstens noch ein Bischen am Clavier oder mit der Geige; — wie, zum Teufel, sollte einem denn in der Kinderstube nicht jeder gute und große Gedanke schwinden. Und Kinder? . . . . ich habe noch Niemand gefunden, den ich zum Sohn oder zur Tochter haben möchte!"

„Es ist auch ein Glück, daß sie keine haben!" — versetzte die Haushälterin. — „Wehe den Armen, wenn sie die Launen des Herrn Abtes ertragen sollten."

„Das ist mein Fehler nicht!" — sagte Vogler, Marie immer noch festhaltend und leise an sich ziehend. — „Das ist das Capriccio des Lebens! Genies haben in der Regel Launen."

„Aber nicht Alle, die Launen haben, sind Genies!" — versetzte die Haushälterin bitter. Der Abt biß sich auf die Lippen. Da er indessen schon gemerkt, daß böses Wetter im Anzuge sei, erwiderte er nichts, ließ aber Maria los und frug, um auf ein anderes Thema zu kommen.:

„War der Salzburger Mozart noch nicht da?“ —

„Nein!“ — sagte die Haushälterin kurz und in hartem Tone, während sie am Tische ab- und zuging und aufräumte.

„Unverschämt!“ — versetzte der churpfälzische Vice-Capellmeister, auf dessen Stirne sich jetzt ebenfalls Wolken sammelten. — „Der naseweise junge Mensch scheint wenig von Schicklichkeit und gutem Ton zu wissen, sonst hätte er Abt Vogler, der jetzt unbestritten der erste deutsche Compositore ist, bereits seine Aufwartung gemacht.“

„Wird sich eben die Füße nicht ablaufen!“ — meinte Marie — „soll ja Wunder was für ein Genie sein!“

„Talent, Marie!“ — rief der Abt mit spöttischer Miene — „So ein kleines alltägliches musikalisches Talentchen! So einer von den Clavierspielern und Geigern, die da glauben: Thiere, Felsen und Steine, gleich einem Orpheus zu bewegen, während sie doch nichts bewegen, ... als Finger und Fidelbogen!“

„Der Herr Abt werfen ja sehr weg!“ — sagte Marie spöttelnd.

„Ich kenne die Menschen! Auf tausend kommen 600 Narren, 395 Schurken und 5 ordentliche Leute; auf 100,000,000 Menschen kommt aber erst ein Genie!“

„Wie der Herr Abt!“

„Allerdings! .... Genie! Genie! .... O wenn diese Menschen nur wüßten, was das heißen will! Aber da führen dies Zauberwort jetzt freilich selbst die Künstlersperlinge im Munde! Und doch läßt sich ohne Genie ein

wahrer Sohn der Kunst nicht denken! Was sind Pergolese's Stabat Mater und Grauns Passion gegen mein Miserere?! Was wollen alle diese Opernschmierer und Schmier-Componisten geben die neue Weise der Musik, die ich — Abt Vogler — eingeführt habe. — — — Natur! — — Natur! — Natur ist mein Losungswort! Der Componist muß nicht nur Tonkünstler, nein! .... er muß auch Mathematiker, Dichter und Maler zu gleicher Zeit sein! Das eben stellt ihn so unerreichbar hoch!"

„Also sind Sie der Schöpfer der Tonmalerei?!" — frug noch immer boshaft spöttelnd die Haushälterin.

„Ja!" — rief der Abt begeistert. — „Nach Jahrhunderten noch wird man von Abt Voglers „Farbenmusik" sprechen. Wie herrlich sind meine Compositionen: „Der Fall der Mauern von Jericho!" und „das Ausstampfen des Reises in Afrika!" Welche Töne der Leidenschaft charakterisiren die erste dieser Tonmalereien! der langsam klagende Ton des Schmerzes, das imponirende Largo — und der muntere, geschwinde Ton — das Leggerezza — der Freude. Wie brausen da die Meere, wie rollen die Donner, wie murmeln die Bäche, wie pfeifen die Winde, wie girren die Nachtigallen, wie rast das Schlachtgetümmel, con tutta Forza! und dann ...... das Stürzen der Mauern! .... pomposamente! La prima volta forte, la seconda piano! .... Mache mir es nach, wer kann!! ..... Und dann .... meine Kirchenmusik! .... O! das ist die wahre Musik der Zu-

kunst! Was hat mein Genie nicht Alles in diese Töne gelegt? Im Kyrie ist durch Dreiklänge mit Auslassung der Terz „„die Idee des allerhöchsten Wesens versinnlicht.““

„Wirklich?“ — sagte die Haushälterin. — „Das wäre mir nun auch nicht im Entferntesten eingefallen, als ich Ihre Messe hörte.“

„Weil du keine Ahnung von der Philosophie der Musik hast.“

„Nein!“ — versetzte Marie — „die hab' ich allerdings nicht. Philosophie der Musik? Ich dachte immer, die Musik solle nur zum Gefühl sprechen. So recht einfach und herzlich die Freude, den Schmerz, die fromme Erhebung ausdrücken, um uns selbst freudig, fromm, selig zu stimmen.“

„Ach!“ — rief der Abt, indem er sein Haupt mit verächtlicher Miene hin und herwiegte — „das sind so die alten, abgelebten, gemeinen Begriffe. In meinem Kyrie z. B. „„da trägt die in dieser Disposition von Grundton und Quinte enthaltene musikalische Symbolik des Anfangs und Endes durch ihren geistigen Parallelismus mit der Satzung der Glaubenslehre: Deus est initium et finis omnium rerum, wesentlich zur Erweckung der vom Tondichter angestrebten Vorstellung bei.““ — Verstehst du das?“

„Nein!“ — sagte Marie kopfschüttelnd und ihren Herrn mit großen Augen ansehend.

„Thut auch nichts! Es werden's ohnehin nur Wenige

verstehen, denn die Schaar der Auserwählten ist klein. Aber aussprechen muß ich mich jetzt noch weiter gegen dich, damit du erkennst, wer ich bin."

„Der Schöpfer der „Farbenmusik" — „der Philosophie der Musik" — und der „Musik der Zukunft!" — sagte Marie lächelnd.

„So ist es!" — entgegnete Abt Vogler fast feierlich. — „Was kann es z. B. Herrlicheres geben, als die „„unmittelbar aus ritualem Schoß emporgesprossene Gestaltung des Fugenthema's im Gloria und des Hauptmotives vom Credo! Könnten wohl solche Gestaltungen, ohne Plagiat oder wenigstens Nachbildung zu werden, ein zweitesmal entstehen? Der Ritus wenigstens besitzt für das Gloria und Credo kein zweites Motiv. Beginnt dieses Gloria nicht mit einem, wie überirdisch leisen Schwirren der Geigen in der höchsten Lage?"

„Und was soll das Schwirren?"

„„Es ist dies constante Säuseln des H-dur-Accords nichts anderes, als das Sinnbild der Emanation eines zur Erde herabdringenden Lichtstrahls des geöffneten Himmels."" — Ferner: im pianissimo beginnen einzelne Stimmen das Gloria in excelsis Deo!"

„Ja!" — sagte die Haushälterin — „das ist mir auch aufgefallen. Warum lassen Sie denn den Jubel pianissimo anfangen. Ich weiß nicht . . . . wenn mir's so froh um's Herz ist, daß ich jubeln möchte . . . . da sing ich so laut hinaus, als ich kann."

„Du! du! — Wie kannst du in musikalischer Beziehung

von dir reden! . . . dieses pianissimo bedeutet die Stimmen der „„auf glänzenden Wolken herabschwebenden seligen Heerschaaren, deren schon hoch oben erklingende Hymnen, je näher sie zur Erde kommen, lauter und lauter werden.““

„Aber ich weiß nicht!“ — sagte hier Marie — „wir haben so schöne ältere Messen: ich muß gestehen, daß die mich viel religiöser stimmen.“

„Bah!“ — rief Vogler — „das ist eben der verdorbene Geschmack unserer Zeit. Die Kirchenmusik der Vergangenheit entspricht unserem religiösen Bedürfnisse nicht mehr. Meine Musik ist der einzige mögliche Fortschritt! . . . . Gedanken! Gedanken müssen da sein! . . . . jeder Ton, jede Wendung, muß einen philosophischen Gedanken ausdrücken. Bewundere man einmal in dieser Messe, wie das Wort descendit immer einer absteigenden Tonreihe unterlegt ist, das resurrexit stets einer aufsteigenden! . . . . da liegt es! Das sind Gedanken der Musik der Zukunft. Die Tonart fisdur z. B. „„strahlt heiligen Glanz!““ und dann überhaupt „„welch' ein geheimnißvoller Aether der Instrumentirung! — So muß es getönt haben, als der große Vorhang im Tempel zu Jerusalem inmitten entzweiriß!““

Maria stand noch immer da und sah ihren Herrn groß an, während sie ein um das anderemal den Kopf verwundert schüttelte. Ihr musikalisch ungebildetes Hirn wollte durchaus nichts von der Philosophie der Zukunftsmusik fassen.

„Und! . . . .“ rief Vogler weiter, indem er sich aus dem Sessel erhob und mit großen feierlichen Schritten im Zimmer auf und abging: — „Wer will sich mir zu Seite setzen, wenn ich auf der Orgel einen Platzregen darstelle, daß die Herren die Hüte aufsetzen, und die Frauen ihre Tücher überbreiten?! . . . . oder ein Donnerwetter so natürlich, so maestoso spiele, daß die Zuhörer zittern und rufen: „Gott! wenn's nur nicht einschlägt!“

„Ja wohl!“ — sagte hier die Haushälterin leise vor sich hin — „wenns nur nicht einschlägt. Aber ich glaube es hat schon im oberen Stübchen eingeschlagen.“

Vogler hörte sie nicht. Seine Eitelkeit, seine Einbildung von sich selbst und seinem eminenten Genie waren so fieberhaft erregt, daß er nichts außer sich hörte, sah und dachte und endlich im Uebermaße der Ueberhebung in den Ruf ausbrach:

„Ja! ja! ich sage mit Rameau: Gebt mir eine holländische Zeitung und ich setze sie in Musik . . . . nur . . . daß das eine Prahlerei von Rameau war, während es mir eine Kleinigkeit sein würde!“

Und er schritt längere Zeit, die eine Hand auf den Rücken gelegt, die andere in den Busen gesteckt, majestätisch in seinem Zimmer auf und ab. Die Haushälterin hatte das Gemach längst verlassen. Plötzlich aber war es, als ob ihm irgend etwas Unangenehmes neben den selbstgefälligen Betrachtungen seiner eigenen Größe durch den Kopf schieße. Und so war es denn auch in der That. Abt Vogler, der stolze eingebildete Mann, konnte es Mozart

nicht vergessen, daß er nun schon seit längerer Zeit in Mannheim sei, ohne ihn — die erste musikalische Größe hier, und, wie er meinte, allerwärts — zu besuchen. Hatte sich doch der churpfälzische Vice-Capellmeister sogar schon herabgelassen, den jungen Collegen zu einem Besuche bei ihm einzuladen, und doch war der junge Starrkopf nicht gekommen!

War es denn aber Vogler so sehr um Mozarts nähere Bekanntschaft zu thun? Gewiß nicht! Er verachtete den Salzburger Concertmeister ja, und diese Verachtung hatte sich sogar schon, angefacht durch die freundliche Aufnahme, die Mozart am Hofe gefunden, bis zum Hasse gesteigert.

Es war die alte und doch ewig neue Geschichte des Künstlerneides, die schon die Griechen so treffend durch das Verhältniß Apollos zu Marsyas angedeutet.

Marsyas, ein Sohn des Olympos — so erzählen jene — fand die Flöte, welche Minerva erfunden, aber, weil ihr Spiel das Gesicht entstellte, wieder weggeworfen hatte. Als er es durch Uebung zu einer bedeutenden Fertigkeit im Flötenspiel gebracht hatte, wagte er mit Apollo, der eifersüchtig auf des Marsyas Kunsttalent geworden, einen Wettkampf, bei dem die Musen Richterinnen sein sollten. Anfangs schien der Sieg sich auf des Marsyas Seite zu neigen, da die helleren und stärkeren Klänge der Flöte die sanfteren Töne der Leier überhallten. Da aber Apollo in Begeisterung kam und sein Spiel mit Gesang begleitete, wurde Marsyas für überwunden erklärt.

Apollo hängte ihn nun, seinen Künstlerhaß zu befriedigen, an einen Baum und zog ihm die Haut ab.

Und wie vielen Marsyassen hat seitdem der Neid bei lebendigem Leibe die Haut über den Kopf gezogen?! Auch Abt Vogler brannte nur, die Stärke — oder, in seinen Augen, die Schwäche — des jungen Mannes auf dem Claviere kennen zu lernen, um ihn und seine Hoffnungen dann um so sicherer bei Hofe — wo ihm namentlich weiblicher Einfluß mächtig zur Seite stand — zu vernichten. Es ärgerte ihn daher doppelt und dreifach, daß der junge Mann nicht kam. „Verwünschte Lage!“ — sagte er jetzt vor sich hin, indem er sich mit dem Rücken vor den Ofen stellte, der eine behagliche Wärme ausströmte. — „Ich, Abt Vogler, kann den unbedeutenden Menschen doch nicht zuerst besuchen, das wäre doch gar zu amoroso! — — — Und doch, lerne ich seine Schwächen nicht kennen, kann ich ihm nicht beikommen, während es feststeht, daß er fort muß.“

Vogler schwieg .... aber die Empfangsscene bei Karl Theodor, der er selbst beigewohnt, ging ihm durch den Kopf.

„Es ist jetzt glaube ich fünfzehn Jahre, daß Er nicht hier war?“ — hatte damals der Churfürst mit vieler Herablassung zu Mozart gesagt, und auf die Bejahung dieser Frage hinzugesetzt: „Er spielt unvergleichlich!“

Dieses unselige: „Er spielt unvergleichlich!“ wollte aber von jener Stunde an dem guten Abt Vogler nicht mehr aus dem Gedächtniß kommen. Wo hatten da=

mals Churfürstliche Gnaden ihren Kopf, um so etwas in Abt Voglers Gegenwart sagen zu können! . . . . in Abt Voglers Gegenwart, der die Ehre hatte, der Churfürstlichen Kinder Musiklehrer zu sein! . . . . in Abt Voglers Gegenwart, der das berühmte Miserere componirt; . . . . der den Platzregen spielte, daß, wie er selbst behauptete, die Männer die Hüte aufsetzten und die Damen Tücher überbreiteten, um nicht naß zu werden; . . . . in Abt Vogler's Gegenwart, der, „**den Fall der Mauern von Jericho**" und „**das Ausstampfen des Reises in Afrika**" geschrieben! Welch' eine Beleidigung und Kränkung dieses genialen Mannes. Wenn es indessen nur bei den unseligen Worten: „Er spielt unvergleichlich!" geblieben wäre, das hätte nichts gethan.

Der Abt war Hof- und Weltmann genug, um zu wissen, daß schöne Worte in jenen Sphären meist nichts als Schall und Rauch, oft sogar die versilberten und vergoldeten Pillen sind, in welchen man aus zarten Menschlichkeitsrücksichten Supplicanten die abschlägige Antwort zukommen läßt. Aber den Teufel auch! diesmal schienen die schönen Worte Wahrheit werden zu wollen. Der Intendant, Graf Saviola, hatte sogleich Befehl erhalten, Mozart zu dem Grafen und den Gräfinnen von Bretzenheim zu führen. Mozart begab sich zu ihnen, gefiel, kam den nächsten und die folgenden Tage wieder und so drohten sich seine Besuche nach und nach in einen förmlichen Unterricht zu verwandeln. Aber da war noch mehr des Schlimmen; der Churfürst hatte sogar schon mehrere-

male dem Unterrichte selbst beigewohnt und sich mit Mozart über mancherlei Dinge unterhalten. Variationen, die dieser für den jungen Grafen, und ein Rondo, das er der ältesten Gräfin componirte, wurden ... horribile dictu! .... ganz entzückend gefunden; während die Gräfin Caroline bei der jüngsten Aufführung der Vogler'schen Compositionen auf die Frage: wie ihr das Concert gefalle? mit einem leichten Anfluge maliciösen Lächelns geantwortet haben sollte:

„Ich genieße mein Vergnügen mit Geduld!"

War da nicht viel, — war da nicht alles zu befürchten?

Nur das ungeheuerste Selbstbewußtsein hatte bis dahin die aufsteigenden Befürchtungen des Churpfälzischen Vice-Capellmeisters niedergehalten; aber je mehr er heute darüber nachdachte, desto unbehaglicher wurde es ihm doch dabei. Und so kämpfte denn jetzt sein Stolz einen harten Kampf mit der Klugheit des Weltmannes: der Rubicon war zu überschreiten .... sollte er sich so wegwerfen, den Mozart zuerst zu besuchen?!

Er ging hin und her ... er stellte sich wieder an den Ofen .... er trommelte an den Fensterscheiben .... er zählte die Knöpfe seiner Weste .... er wollte .... und wollte wieder nicht! .... er .... er .... „Er spielt unvergleichlich!" tönte es durch seine Seele .... und der Entschluß war gefaßt.

„Il faut casser le noyau pour en avoir l'amande!"*)

*) Man muß den Stein zerbrechen, ehe man an den Kern gelangt."

— rief er aus und griff so hastig, als fürchte er einen Rückfall in seinem Vorsatze, nach Hut und Mantel.

In wenigen Minuten war er auf dem Wege zu seinem Marsyas.

Mozart wohnte damals mit seiner Mutter bei dem Capellmeister Cannabich, der ein alter Freund seines Vaters war und sich die Freude nicht hatte nehmen lassen, Wolfgang bis zu einer Anstellung in seinem Hause mit ächt deutscher Gastfreundschaft aufzunehmen. Hier aber war der junge Mann vollkommen zu Hause, was ihm fast selbst so bedünkte, als er in Cannabich einen zweiten Vater und in dessen Tochter eine Schwester wie Nannerl fand.

Hier nun traf Abt Vogler seinen Mann.

Man kann sich denken, wie erstaunt Mozart von diesem Besuche des „musikalischen Spaßmacher's" war, wie er Abt Vogler nannte. Aber Wolfgang war nicht der Mann Gefühle zu heucheln, die ihm fremd waren, und sich da zu bücken, wo er verachtete. Er empfing den stolzen und eingebildeten Vice-Capellmeister daher zwar mit der conventionellen Höflichkeit, die der Gebildete nie vergißt, aber kalt und abgemessen.

Wie natürlich wandte sich das Gespräch auf Musik, und nun hatte Amadeus — neben Vogler auf einem alten lederüberzogenen Sessel sitzend, denn Sophas waren damals noch Luxusmöbel, die nur die Wohnungen der Reichen schmückten — Gelegenheit genug, die Verdienste des Herrn Abtes um die Welt der Töne aus dessen eigenem

Munde zu erfahren. Vogler redete dabei als unbedingt erste und einzige Autorität mit der wegwerfenden Groß-geisterei des eminenten Genie's.

„Was mich jetzt außer der, von mir erfundenen, Farbenmusik hauptsächlich beschäftigt,“ — sagte er jetzt, mit blinzelnden Augen den bescheidenen Anzug Mozart's und das einfache Ameublement seines Mansardenstübchens musternd — „ist einmal der große und geniale Gedanke: ob sich Töne in einem weißen Zimmer besser aus-nehmen, als in einem schwarzen; ein Problem, das die Welt meinem Gehirne verdankt und über dessen Lösung ich, der Wichtigkeit wegen, schon Jahre lang brüte .... und dann die Wiederauflebung der Musik der Alten.“

„Aber,“ — sagte hier Mozart — „das möchte doch ein schweres Stück Arbeit sein, da Sie wahrscheinlich von der Musik der Alten gerade so viel wissen, wie wir Anderen, das heißt: wenig oder gar nichts!“

„Mit nichten, junger Mann,“ — versetzte hier stolz der Abt, indem er sich innerlich über die spöttische Miene seines Collegen tödtlich ärgerte. — „Es mögen viele Leute von der Musik der Alten nichts wissen, ich aber kenne ihre Vor-trefflichkeit und werde sie der Welt beweisen.“

„Ei, Herr Vice-Capellmeister!“ — rief hier Mozart — „da sind Sie ja unendlich glücklich im Auffinden histo-rischer Quellen gewesen! Bitte nennen Sie mir dieselben, damit auch ich mein Wissen auf diesem Felde erweitern kann!“

„Davon später!“ — versetzte der Abt kurz — „vor allen Dingen führt uns der griechische Styl . . . .“

„Das heißt“ — fiel Mozart ein — „der alte Kirchenstyl, den man der Steifheit und außerordentlichen Armuth seiner Melodien wegen, den griechischen zu nennen beliebt hat . . . .“

„Aecht griechisch!“ — sagte Vogler mit dem Ton höchster Autorität — „Anabasis und Anacamptos! . . . .“

„Ja!“ — meinte Mozart lächelnd und mit der, dem ächten Verdienste eigenen bescheidenen Zuversicht, die leichten Blickes alle Charlatanerie übersieht. — „Zusammenfügungen aus Tonleitern, welchen alle systematische Verbindung und Grundlage fehlt.“

„Abt Vogler hat dieses Dunkel gelichtet!“ — meinte der Vice-Capellmeister, indem er mit stolzer Selbstschätzung sein Haupt hob. — „Meine ganz eigenthümliche Combinationen von Accorden und genialen Uebergängen haben das Räthsel gelöst.“

Und mit diesen Worten zog er ein kleines in rothen Safian mit Gold gebundenes Musikheft aus der Tasche und reichte es Mozart mit triumphirender Miene, indem er sagte:

„Hier die Beweise!“

Mozart schaute aufmerksam hinein. Einige Minuten verstrichen und ließen Vogler Zeit, seinen Sieg im Voraus zu genießen. Wie aber ward ihm, als Mozart das Buch mit den Worten zurückgab:

„Das sind recht hübsche Effecte, hervorgebracht ver-

mittelst einer gelehrten und ausgesuchten Harmonie, ... Effecte, welche die Melodien des Chorals an und für sich nicht haben können ... aber .... verzeihen Sie, Herr Abt Vogler, es sind Ihre Erfindungen, ... Musik der Alten ist es nicht!"

Ein dunkles Roth lief über das volle Gesicht des Vice-Capellmeisters.

„Ich bin schon gewohnt," — sagte er dann stolz — „nicht begriffen und nicht verstanden zu werden. Es ist nicht Jedermanns Sache geniale Gedanken zu fassen."

„Gewiß nicht!" — rief Amadeus heiter und mit sarkastischer Betonung. Aber der Abt hörte ihn nicht; sein verhaltener Groll machte sich jetzt in einem wilden, fanatischen Eifer für seine Lieblingsidee Luft.

„Und wenn sie auch nicht verstanden wird," — rief er jetzt — „sie ist doch von unendlicher Schönheit die alte griechische Musik; — ein Riese an Erhabenheit gegen die moderne Musik, die in ihrer Armuth nichts aufzuweisen hat, als die fortwährenden Uebergänge zweier Tonarten in einander, von Dur in Moll, während die Alten, die weder das eine noch das andere gehabt, auf jede Tonleiter ein anderes tonisches System gebaut haben, wovon jedes in das authentische und feierliche Gebiet getheilt wurde, und" — fuhr er mit erhöhtem emphatischem Tone fort — „dabei besaßen sie außer der diatonischen und chromatischen Tonart, das wunderbare Geheimniß der enharmonischen,*) die seit dem unseren plumpen Ohren unzugänglich geworden!"

*) Diatonisch nennen wir die Tonfolge von fünf ganzen und

Mozart konnte über diese Mystification das Lachen nicht ganz verbeißen, da er recht gut und besser als irgend Jemand wußte, daß ein undurchdringliches Dunkel über der Musik der Alten ruhe. Er wollte indessen doch den einflußreichen Collegen nicht geradezu beleidigen und sagte daher nur, indem er seine Hand auf des Abtes Arm legte:

„Sie sind ein Tausendkünstler, daß Sie das Gespenst der alten Musik auf diese Art wieder heraufbeschworen haben, da es doch feststeht: . . . . daß die Griechen die Harmonie gar nicht gekannt haben!"

Es war in der That gut, daß in diesem Augenblicke Cannabich eintrat, wodurch das Gespräch eine andere Wendung bekam; auch trug die Milde, die Cannabich eigen war, zur gegenseitigen Beruhigung bei. Mozart mußte spielen, Vogler hörte und sah genau zu; wer aber mit scharfem Blick die dünkelhaften Züge des Vice-Capellmeisters beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie Verdruß, Zorn und Aerger auch auf dieser Claviatur der Seele spielten. Als Mozart fertig, sagte der Besuch kein Wort; forderte aber — um sich nun selbst im brillantesten Lichte zu zeigen, ein Concert von Mozart's Composition, es prima vista zu spielen.

---

zwei halben Stufen. Diatonische Tonleiter ist unsere Scala; diatonisch-chromatisch, Leiter, durch die halben Stufen gehend. Wörtlich bedeutet Diatonisch, was von Ton zu Ton aufeinander folgt: Enharmonisch: die mehrfache Bedeutung eines Tones. — Handlexicon der Tonkunst von C. Gollmick.

Aber was war das für ein Spiel! Auch hier sah der Charlatan auf allen Ecken und Enden heraus. Da war nie das rechte Tempo, so daß Amadeus entsetzt rief:

„Viel zu geschwind!" — Den Baß aber spielte er meistens, weil ihm der Originalsatz doch zu schwer für prima vista war, anders als er stand und wie er ihm in die Finger kam.

Jetzt zuckte es in Mozart, der mit Cannabich Blicke der Verzweiflung wechselte; aber er gedachte bei des würdigen alten Mannes Anblick der Ermahnungen zur Klugheit, die ihm sein Vater gegeben .... und .... schwieg.

Endlich machte Abt Vogler Anstalten zum Weggehen. Um ihm möglicherweise doch eine Artigkeit zu erweisen, bat ihn Mozart, — der erfahren hatte, daß der Vice-Capellmeister die Oper: „Lucio Silla" von Bach besitze — ihm doch dieselbe auf wenige Tage zu leihen. Das war doch wenigstens eine Sollicitation an den großen Abt Vogler. Er versprach also mit herablassender Gönnermiene die Bitte erfüllen zu wollen; aber wie ein Donnerschlag traf es Mozart, als er dabei sagte:

„Sie werden nicht viel Gescheutes darin finden."

„Wie?" — wiederholte Amadeus, der nicht recht gehört zu haben glaubte — „in Bach's Musik nicht viel Gescheutes?"

„Wie schön, wie herrlich ist doch die eine Arie!" — setzte, innerlich ebenfalls durch diesen namenlosen Dünkel empört, Cannabich hinzu.

Vogler lachte spöttisch, dann frug er: „Was ist denn das für eine Arie?“

„Pupille amante.“

„Die Sauerei?!“*) — rief Vogler höhnisch — „die hat er gewiß im Punschrausch geschrieben!“

Jetzt war es aber ein Glück, daß Vogler die Thüre erreicht hatte und mit einer leichten Verbeugung, die einem Granden von Spanien, gegenüber seiner Hörigen, Ehre gemacht, das Zimmer verließ. In Mozart's Adern kochte das Blut. Ueber sich hatte er den eingebildeten Menschen mit der Ruhe und dem edlen Stolze wahren Verdienstes hinwegsehen lassen; aber die wegwerfende Verhöhnung eines Mannes, der so groß wie Bach dastand, empörte seine edle Natur.

„Er ist, wie ich sagte, ein Narr und ein Charlatan!“ — rief er — aber dann hatte sein harmloses Wesen auch schon wieder allen Groll vergessen. An Bach's herrliche Tonschöpfungen denkend, eilte er zu seinem Claviere und spielte Cannabich, mit vor Seligkeit strahlenden Mienen, mehreres von diesem großen Meister vor.**)

---

*) Nissen Seite 329.

**) Vogler legte in späteren Zeiten seine Ueberschwänglichkeiten ab, und ward — auf den rechten Weg zurückkehrend — ein tüchtiger und geschätzter Componist. Seine Extravagancen um jene Zeit aber sind geschichtlich wahr.

Die Weihnachtsbescherung.

Der Winter war unterdessen mit voller Macht hereingebrochen. Der Rhein trieb gewaltige Schollen Eises, die Schiffbrücke, die Mannheim mit der Rheinschanze und dem jenseitigen Ufer verbindet, war abgefahren, die Straßen der Stadt lagen voll Schnee, wer da konnte flüchtete hinter den warmen Ofen und auf den breiten Gassen sah man nur einzelne Raben, Sperlinge und Goldammern, die der Hunger von draußen hereingetrieben und die nun ängstlich hin und herflogen und hüpften, um ihr spärliches Futter zu finden.

Aber war es auch da außen frostig und kalt, so war es doch in gar manchen Herzen warm und Frühlingsmilde geblieben; wie z. B. in allen, die im Weber'schen Hause schlugen, . . . und in dem des jungen Mozart. Und im Kreise der Weber'schen Familie, in den Amadeus auch

längst seine treue, für ihn so besorgte Mutter eingeführt, bewegte er sich am liebsten. Hier war alles so einfach, schlicht und recht, so herzlich und treu; — hier waren die Menschen so aufrichtig, gut und wahr, so liebevoll und doch auch wieder so anspruchslos. Zwei Monate waren noch nicht verstrichen und schon bildete Wolfgang fast einen integrirenden Theil der Familie; ja durch ihn hatte sich das Leben in derselben auf eine, sonst dem Weber'schen Hause ganz fremde Weise vergrößert, indem Wendling's und Cannabich's jetzt mehr denn je mit demselben verwachsen waren.

Aber Mozart und die Weber'schen verstanden sich auch so gut! Er brachte einen neuen Umschwung in die musikalischen Leistungen Aloysias, die jetzt gestand, daß sie jetzt erst wisse, was Gesang sei. Auch Constanzen, Johanna und Marien ertheilte er freiwillig und unentgeldlich Unterricht im Clavierspiele und schuf gar manchen der langen Winterabende zu einem kleinen, häuslichen Concerte um. Dabei fesselte Alle sein Frohsinn, seine heitere und liebenswürdige Hingabe an das Leben und die Kunst, sein immer sprudelnder Witz und seine fröhlichen Launen. Eine freundliche Physiognomie, heitere Stirne, helle Augen, lächelnder Mund und zuvorkommendes Wesen erheitert ja stets unsere Umgebung, wie ein schöner Tag die Welt. Die Herzen der Kinder waren daher ganz sein, so daß der kleine Hermann oft noch im Schlafe von „Onkel Wolfgang" phantasirte.

Es ist aber eine ausgemachte Sache, daß man nie so

bekannt und vertraut wird, als wenn man erst herzlich mit einander gelacht hat; wie denn auch im jugendlichen Frohsinn der Grund davon zu suchen ist, daß Jugendfreundschaften am längsten .... oft bis in das greise Alter dauern. Fröhliche Menschen sind dabei nicht blos glückliche sondern auch in der Regel gute, wohlwollende Menschen, ohne Neid und Grämelei, ohne Klatscherei und Verleumdung, die recht gerne so weit möglich den Bösen aus dem Wege gehen. Dies war denn auch so recht auf die Erwähnten anzuwenden, die gerade in diesem Wesen den Schlüssel zu ihrem kleinen Paradiese fanden, daß sich außerdem auf körperlicher und geistiger Gesundheit, auf immer frischer Thätigkeit, einem warmen Antheil an allem Schönen und Guten und auf der Beherzigung der weisen Lehre aufbaute: Glücklich ist nicht der, welcher besitzt, was er wünscht; sondern der, welcher nicht wünscht, was er nicht besitzt!

Was aber Mozart gleich von Anfang an das Weber'sche Haus fesselte, — waren vor allen Dingen, die beiden ältesten Mädchen: Aloysia und Constanze. Beide waren so liebe Erscheinungen und selbst durch Schwesterliebe so innig verbunden, daß sie Amadeus in den ersten Zeiten fast wie ein Wesen vorkamen. Sie füllten in der That sein Herz aus, ohne daß er sie von einander trennte. Indessen ward dies, ihm selbst noch nicht klar bewußte Gefühl bald zu einem bewußten, das Wolfgang mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Mädchen hinzog: er liebte! .... Aber welche? .... Eine war ja

so lieb, wie die andere . . . . und doch krönten beide so verschiedene Reize.

Wenn er Aloysia auf der Bühne in einer seiner Lieblingsrollen sah und hörte, oder wenn er zu Hause am Claviachord saß und sie neben ihm stand und mit ihrer götterschönen Stimme so seelenvoll und hinreißend sang, dann war es ihm oft, als müsse er sie an sein Herz drücken und mit einem flammenden Kusse auf ihre frischen Lippen ausrufen: „O du süßer Engel, du . . . . du bist es, den ich liebe! Ohne dich kann ich nicht leben!"

Wenn er dann aber wieder Constanze beobachtete, das herzige, kindliche Wesen mit der stillen Seelenheiterkeit, die der leise Hauch einer unbestimmten Sehnsucht so manchmal gar zaubrisch wie ein leichter, duftiger Schleier überdeckte; — — — wenn er sah, wie sie — die doch noch so jung — alle häuslichen Arbeiten mit dem ruhigen Anstande, der so lieblich zu ihrer kindlichen Unbefangenheit stand, verrichtete, und seine Blicke nun den ihren begegneten, die so frisch und hell . . . . und doch auch wieder so wonnevoll tief dareinschauten, als ob sie ihm das Dasein einer verborgenen Zauberwelt verrathen wollten: — — — dann war es ihm wieder, als müsse er Constanze an sich ziehen und ihr in das Ohr flüstern: „O laß sie mich finden, diese so still-freudig geahnte Zauberwelt; — laß sie mich bei dir . . . . an deinem Herzen finden!"

Riß ihn häufig die sprudelnde lebensfrische Heiterkeit Aloysia's, wie in einem himmlischen Rausche mit fort, so zog ihn doch auch gar manchmal die sinnige Theilnahme

an, die Constanze für Alles bewies, was ihn betraf, und es kam ihm dann wohl vor, als sei das übersprudelnd heitere Wesen der älteren Schwester gleich dem Champagnerschaume, der gar lieblich in duftendem Gischte aufzischt, aber von dem nichts im Glase bleibt, wenn er verflogen ist. Aber welche begeisterte Kunstjüngerin war dafür Aloysia wieder, wie schön ging ihr Streben mit dem des jungen Mannes Hand in Hand: schienen sie nicht für einander geschaffen? Er . . . . vielleicht bald Churpfälzischer Kammer-Componist, oder Capellmeister an irgend einem bedeutenden Theater; — sie, die gefeierte Primadonna für die der Geliebte die herrlichsten Arien schreibt! — — Welch ein Gedanke! welch' eine Zukunft gemeinsamen Kunststrebens, gemeinsamer Begeisterung, gemeinsamen Ruhmes! . . . . und das alles verklärt durch die Seligkeit der Liebe!

Bei solchen Gedanken mußte freilich das Bild Constanzens wieder zurücktreten; auch war diese doch noch gar jung und selbst körperlich weit weniger entwickelt, als die Schwester, deren schöne jugendliche Gestalt und anmuthiges Wesen bereits ganz Mannheim entzückte.

Dieses Schwanken dauerte indessen bei Mozart doch nicht lange. Einer so kräftigen inneren Natur wie der seinen, war jede Unentschiedenheit zuwider; — die Kunst siegte auch hier, und wie nach längerem Kämpfen des Nebels mit der Sonne, diese oft plötzlich durchbricht, so war ihm die Thatsache mit einemmale klar geworden: Du liebst Aloysia!

Und wie stand es mit dieser? . . . . Ach, sie war sich längst recht klar und deutlich bewußt geworden, wie es in ihrem Herzchen aussah. Da thronte schon seit dem verhängnißvollen Kusse an dem ersten Abende: Herr Wolfgang Amadeus Mozart . . . . als einziger und unumschränkter Herr!

Auch hier hatte zumeist die Musik das Amt des kleinen schalkhaften Gottes Amor übernommen; wie denn Aloysia ebenfalls der Gedanke an eine gemeinschaftliche große musikalische Zukunft nicht ferne geblieben. Dazu kam noch, daß Amadeus, — so liebenswürdig bei näherer Bekanntschaft, — auch der erste junge Mann war, der ihr nahe getreten, ... kein Wunder, daß sich ihm ihr empfängliches Herz bald erschloß.

Erschloß? . . . . wohl! . . . . aber doch nur im Geheimen. Keines von Beiden — weder Aloysia noch Amadeus — hatten bis jetzt ihrer Liebe auch nur den leisesten Ausdruck, geschweige denn Worte verliehen. In beiden Herzen brannte die Flamme; aber sie nährten sie nur mit der stillen Seligkeit einer ersten, verborgen aufkeimenden Liebe.

So war Weihnachten herbeigekommen 'und streute bereits die leuchtenden Blumen der Erwartung, der Hoffnung und des frohen Gefühles, Anderen Freuden bereiten zu können, in die kalten Dezembertage. Vater Weber hielt auf die Feier solcher und ähnlicher Feste, wie Hochzeits- und Geburtstage, sehr viel; denn wenn sie auch in seinem Hause noch so bescheiden begangen wurden, waren

sie doch immer Lichtpunkte, die ihre Strahlen erleuchtend und erwärmend über das Familienleben ausgossen, und die zarte Pflanze der gegenseitigen Liebe zu neuer schönerer Blüthe trieben. Kein Wunder also, daß auch in dem kleinen Hause am Rheinthore mit der Annäherung der Weihnachten jene ganz eigenthümliche geheimnißvolle Regsamkeit anhub, die so vielen verführerischen Zauber für die demnächst Gebenden und Nehmenden hat.

Am Tage freilich blieb den Kindern — der guten alten Hausordnung wegen — wenig Zeit an die Anfertigung ihrer kleinen Geschenke für Vater und Mutter zu denken. Sobald aber die Zeit zum Schlafengehen gekommen, die jugendliche Schaar mit einem herzlichen Kusse von den Eltern geschieden und Aloysia und Constanze ihr schlichtes Kämmerlein in den Mansarden erreicht hatten, begann die ebengedachte geheimnißvolle Thätigkeit.

Und wie behaglich ließ es sich in diesem so äußerst nett und rein gehaltenen Stübchen arbeiten.

Die Lampe gab Licht, der kleine Ofen Wärme genug, und durch die runden Scheiben blitzte von dem jenseitigen Ufer herüber das Wachtstubenlicht der Rheinschanze, die in jenen Zeiten noch als ein stark befestigter Brückenkopf zu der damaligen Festung Mannheim gehörte.

Johanna und Maria nähten dann mit zierlichen Stichen an Hemden für den Vater, zu deren Leinwand der weibliche Theil der Familie das Garn im vorigen Winter gesponnen; Aloysia und Constanze aber, schon weiter

in künstlichen Frauenarbeiten, stickten und häkelten den Eltern kleine Geschenke.

Warum erhob sich aber Constanze auch des Morgens schon so frühe? — warum stahl sie sich so leise aus ihrem Bette und ließ Aloysia ihren gesunden Morgenschlaf so ruhig weiter genießen, während sie behutsam die Lampe wieder anzündete und — der Kälte wegen in einen alten Schwal der Mutter eingewickelt — an einer Brieftasche stickte?

Es war eine gar nette Arbeit, die in feiner Stickerei aus Seide und Chenille eine Landschaft vorstellte, in deren Mitte unter einem Rosengebüsche ein Altar stand. Auf dem Altar aber lag ein Lorbeerkranz und um das Ganze schlangen sich oben die Worte: „Dem Verdienste die Krone!" während unten nur: „Aus treuem Herzen" stand.

Ob dies Geschenk für den Vater war? Niemand erfuhr etwas davon, denn ehe Aloysia des Morgens von ihrem gesunden Schlafe erwachte, war keine Spur mehr von Constanzens Arbeit zu sehen.

Endlich erschien das Fest, und wie überall, so war auch im Weber'schen Hause die Freude nicht klein. Mama hatte zum Ueberfluß Kuchen gebacken, Aepfel und Nüsse gab es auch und Jedes war von den empfangenen kleinen Liebesgaben hoch erfreut .... aber noch glücklicher durch das, was es selbst hatte geben können.

Auch der junge Mozart war nicht ausgeblieben. Er brachte einige, für Aloysia's Stimme eigens componirte, Gesangsstücke, gar schön und zierlich ausgeschrieben, und

ein Rondo für das Clavier, das er für Constanze gesetzt.

Vater Weber dagegen erhielt zu seiner großen Freude einen ächten Salzburger Pfeifenkopf, so schön als je einer in Mannheim war, und Mama Weber eine neue seidene Sonntagsschürze, ringsum in Falten gar sauber eingelesen. Dagegen erwarteten ihn und die Mutter hohe Teller voll Aepfel und Nüsse und große mächtige Stücke Festkuchen. Andere Geschenke zu geben wäre gegen Sitte und Gebrauch gewesen, zumal Amadeus noch unverheirathet war und man aus Geschenken auf Nebenabsichten hätte schließen können.

Und doch war Wolfgang nicht so ganz leer ausgegangen, was schon sein freudestrahlendes Gesicht und sein übersprudelnder Humor bewiesen.

Als es nämlich am heiligen Abende zu dunkeln angefangen, war bei Cannabichs, wo er noch wohnte, von einem kleinen Mädchen ein Päckchen für ihn abgegeben worden. Neugierig öffnete er es, und siehe da, es enthielt eine wunderschön gestickte Brieftasche von lichtblauem Seidenzeuge, oben eine Landschaft in deren Mitte ein Altar unter Rosenhecken, der einen Lorbeerkranz trug, und um das Ganze die Worte: „dem Verdienste die Krone!“ und: „Aus treuem Herzen!“

„Aus treuem Herzen!“ — rief er entzückt und überselig — „o das kommt gewiß von Aloysia! von wem könnte, von wem sollte es anders sein?! . . . . und

wenn es von ihr kommt, so liebt sie mich! . . . . . so liebt sie mich!"

Und er sprang jubelnd wie ein Kind durch das Zimmer und küßte das Geschenk tausendmal.

Endlich fiel es ihm ein, auch in die Brieftasche zu sehen. Da lag denn ein Zettelchen, auf dem mit verstellter Hand geschrieben stand: „Niemand darf von dieser Gabe wissen, und mit Niemand dürfen Sie darüber sprechen, auch nicht mit dem Geber, wenn Sie ihn errathen sollten."

„Das treue Herz."

„Errathen?" — wiederholte Amadeus — „auf wen sollte und könnte ich rathen, als auf Aloysia? O so habe ich mich doch nicht getäuscht, wenn ich so manchmal ihren süßen Blick auffing und Gegenliebe in ihm zu lesen glaubte, so schnell sie die Augen auch niederschlug. — Und ist sie in der letzten Zeit nicht immer roth geworden, wenn ich eintrat oder mit ihr sprach? — Hat ihre Hand nicht erst gestern beim Abschiede in der meinen gezittert?"

Und jetzt fielen Wolfgang eine Menge Dinge ein, die ihm die klarsten Beweise ihrer Gegenliebe lieferten. Da war es ihm, als habe sich der Himmel für ihn erschlossen. Er hätte die Welt umarmen können; . . . . er bebte vor Seligkeit, und es war gut, daß er allein war, sonst hätte er sich den Augenblick verrathen. Doch nein! . . . . er war ja nicht allein! . . . . . da stand ja sein liebes Instrument, sein vertrauter Freund in Leid und Freud, und prächtig, zauberhaft strömte er auf ihm jetzt seine Gefühle aus.

Was waren das für Töne, für Harmonien und Me-

lodien? O wer sie aufgefaßt und der Nachwelt bewahrt hätte, ihm gebührte ewiger Dank! — Aber es hörte sie Niemand als sein eigenes Herz, das sich ausjubelte in dem Gedanken: Aloysia liebt mich! — Und Melodien strömten auf und nieder, und er schwamm auf diesem Strome der Töne in ein niegeahntes Paradies der Seligkeit.

Endlich sprang er auf, es drängte ihn nach dem Weber'schen Hause; aber, indem er aufsprang, fiel etwas auf den Boden; — er bückte sich darnach, und . . . seltsamer Zufall . . . es war das kleine goldene Kreuz, das ihm einst, beim Abschiede von Rom, Giuditta gegeben, und das er bis dahin an einem Schnürchen als Amulet auf der Brust getragen. In seiner Aufregung war er mit der Hand in den Busen gefahren und hatte die etwas mürbe gewordene Schnur zerrissen.

Der Zufall bewegte ihn doch unangenehm. Er wurde etwas ruhiger, legte das Kreuz auf das Instrument und ging ein paarmal auf und ab.

Giuditta's Bild glitt an seiner Seele vorüber; er gedachte der schönen Tage zu Rom, des Abschiedes in der Grotte der heiligen Cecilie, des eigenthümlichen Zusammentreffens in Mailand und der Worte: „Auf Wiedersehen!"

Aber waren denn nicht sieben Jahre seitdem vergangen? Arme Giuditta, wo mochte sie nun weilen?

„Wir werden uns wohl nie wiedersehen!" — sagte er jetzt leise — „aber deinem Andenken treue Seele, die du mein Schutzgeist in Mailand warst, will auch ich

treu bleiben. Du bist und bleibst mir eine liebe ferne Schwester!"

Und mit diesen Worten nahm er das kleine goldene Kreuz, band es wieder an der Schnur fest und barg es von Neuem auf seiner Brust. Aber dieser Zufall blieb doch ein Mißton in der göttlich reinen Harmonie, in der er eben geschwelgt. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren: Wenn das eine Warnung deines Schutzgeistes gewesen sein sollte, der dich auf irrigen Wegen sieht! Amadeus setzte sich abermals an das Instrument. Anfangs entlockten ihm seine Finger eine ernste, fast wehmüthige Melodie, dann stürmte es unwillig auf, aber es ward auch wieder ruhig — bis plötzlich sein Auge auf die Brieftasche fiel. Da stoben die Töne wieder wie Funken auf, und die Funken wurden Blitze und alles jubelte wieder in ihm: „Sie liebt mich doch! — Meine Aloysia liebt mich!" und vergessen war Kreuz und Giuditta; er aber sprang zum zweitenmale empor, holte die Mutter — die ganz erstaunt über sein seliges Wesen war — und eilte mit ihr nach dem Hause am Rheinthore.

Der Christbescherung, die hier Groß und Klein mit der reinsten Freude erfüllte, haben wir erwähnt. Als sich der erste Jubel der Kinder gelegt, mußte Aloysia unter Wolfgangs Begleitung die Gesangstücke vortragen, die sie von dem jungen Hausfreunde heute Abend erhalten.

Mozart ergriff zuerst eine Arie. Es war jene Arie: „Non sò d'onde vienne etc.," die Bach so schön componirt, die aber Amadeus — nur mit Beibehaltung

des Textes — ganz neu geschaffen, und zwar für seine Aloysia!*)

Aber wie entzückend war auch diese, von einer stillen, kaum selbstbewußten Liebe dictirte Tonschöpfung! wie eigenthümlich in Form und Behandlung,**) — wie einfach und wahr der Ausdruck dessen, was er selbst empfand, was er Aloysia, durch den Vortrag derselben, so gern empfinden lassen wollte. Ach! es wurden ja hier durch den Gesang der Geliebten, die Worte Metastasios zum Selbstgespräch eines jungen Herzens, das zum erstenmale die Regung der Liebe fühlt und staunend über die neuen Gefühle, welche im Kampfe gegeneinander sich mächtig erheben, nicht wagt, sich selbst zu gestehen, wodurch es so tief gerührt und erschüttert werde. Das war ja der Zustand seines Herzens und was er selbst empfand das legte er in die Seele seiner Geliebten und — weil er Künstler war — auf ihre Lippen.

Und rein und unendlich schön drückte diese Arie die Empfindung eines jungen Mädchens aus, die in voller Unschuld in Staunen und Zweifel über die Regungen ihres Herzens geräth, . . . die sich selbst nicht versteht. Sie findet in sich, in der Vergangenheit keinen Grund zu aufregender Besorgniß; noch ist die Neigung, welche in ihr aufgekeimt, nicht zur allesbeherrschenden Leidenschaft geworden; . . .

---

*) Jahn: II. Thl. S. 168.

**) Jahn: II. Thl. S. 168 Anmerkung 9.

aber . . . . sie steht an dem Wendepunkte, das fühlt sie, der über ihr inneres Leben entscheiden wird.*)

Und wie sang nun Aloysia diese Arie? Sie sang sie . . . . mit dem Zauber eines unbeschreiblichen Wohllautes und einer Innigkeit des Gefühls die alle Anwesenden hinriß und Amadeus vor Seligkeit erbeben machte. Und doch! lag nicht bei all dieser Tiefe der Erregung auch wieder die Ruhe und Klugheit der Unschuld über dem Ganzen, wie der leichte Duft des Morgens über der aufblühenden Rose?

Ob und wie weit Amadeus es sich selbst klar gemacht hatte, daß die Worte Metastasios seine eigene Situation aussprachen, — wer will es sagen? Daß aber seine Empfindungen das bewegende Element für diese künstlerische Gestaltung wurde, und ihr den individuellen Charakter aufprägte ist unzweifelhaft; sie war so recht eine Schöpfung der Begeisterung, die die Liebe ihm eingehaucht, sonst wäre sie nicht dies vollendete Kunstwerk geworden.**)

O wie göttlich schön umschlangen sich doch hier die beiden Himmelsschwestern Kunst und Liebe. Und war denn nicht gerade bei Beiden die Liebe aus der Bewunderung einer gegenseitigen ungewöhnlichen musikalischen Begabung erwachsen? Und schlug sie nicht um so leichter Wurzel, als das junge Mädchen unter Amadeus liebendem Einfluß die Blüthe ihres herrlichen Gesanges so reich

---

*) Jahn: II. Theil, Seite 171 — 172.

**) Jahn: II. Theil, Seite 174.

und voll entfaltete, daß alle Welt staunte? — war es nicht Wolfgang, durch den zugleich ihr Herz in Liebe bewegt wurde, während sein musikalisches Genie sie zum Bewußtsein ihres Talentes brachte?

So ward für beide die Kunst der Dolmetscher der Liebe, und die Liebe die Seele der Kunst!

Amadeus glühte, sein Herz schlug hörbar und seine Hand zitterte, als er jetzt ein, ebenfalls für diesen Abend componirtes Duett ergriff. Es war auch dies eigens für ihn und Aloysia geschrieben. Letztere hatte zu beginnen und sang ihren Theil reizend; nur an einer Stelle zitterte ihre Stimme auffallend und eine tiefe Gluth bedeckte ihr hübsches Gesichtchen. Es war die Stelle, in welcher die Geliebte ihrem Herzensfreunde in süßen Tönen zuflüsterte: „Ja, so wisse, mein Geliebter, daß mein Herz auf ewig dein!“ — Sie konnte fast nicht mehr stehen, so wankten ihre Knie und die Stimme drohte zu versagen. Da fiel glücklicherweise Amadeus ein; als aber auch er mit einem unaussprechlichen Ausdrucke der Wahrheit dieselben Worte wiederholte: „Ja, so wisse, o Geliebte, daß mein Herz auf ewig dein!“ und beide Stimmen in Jubeltönen auf dieser Stelle länger verweilten, da war für beide ihr heiligstes Geheimniß ausgesprochen: Sie wußten, daß sie sich einander liebten!

Es war recht gut, daß nach Beendigung dieses Tonstückes, das von allen Anwesenden das lauteste Lob erndete, das Abendessen herein gebracht wurde. Indessen herrschte eine ganz eigene Stimmung bei demselben. Frau Weber

war plötzlich in Gedanken verloren, — Wolfgang strahlte in Seligkeit und sprudelte in Witzen, — Aloysia machte in einer ihr sonst ganz fremden Zerstreuung alles verkehrt, und gab dem Vater Pfeffer, wenn er Salz verlangte, und die Schnupftabaksdose statt der Weinflasche. Nur der Vater und Constanze — die während des Gesanges in der Küche gewesen, blieben gleich freudig. Ersterer lächelte schmunzelnd vor sich hin, während Constanze mit einem Ausdruck stiller Seligkeit an des jungen Mannes Blicken hing.

Endlich kam die Stunde des Scheidens. Aloysia eilte, um im Nebenzimmer die „Enveloppe" der Frau Mozart zu holen, auch Amadeus mußte dort seinen Mantel nehmen.

Aber wunderbar! .... ehe man in dem dunklen Zimmer Mantel und „Enveloppe" fand, fand man sich selbst. „Aloysia!" — flüsterte es leise: „Amadeus!" antwortete es ebenso, und zwei Glückliche lagen sich in den Armen, und zwei Herzen schlugen an einander, und ein inniger feuriger Kuß sagte: „Ja, so wisse, daß mein Herz auf ewig dein!"

Aber Umarmung, Kuß und Geständniß waren nur das Ergebniß eines Momentes. Im nächsten Augenblicke legte Aloysia die „Enveloppe" der Frau Mozart um. Kaum aber war dies geschehen, als ein helles Gelächter im Zimmer erschallte. Die Zerstreute hatte die „Enveloppe" verkehrt übergehängt, und Frau Mozart stand, wie eine Chinesin, in geblümtem Zitz-Cattun da.

Mama Weber schüttelte bedenklich den Kopf. Aloysia bat tausendmal um Vergebung, die Anderen scherzten und lachten. Endlich waren die Gäste fort, und nach kurzer Zeit suchten auch Weber's, abgespannt von Freude und Jubel — die Ruhe.

Nur Eine war ungemein aufgeregt, ... und diese Eine war Aloysia.

Selbst Constanze fiel es auf. Als beide Mädchen daher ihr Zimmer erreicht, frug diese:

„Warum bist du denn heute Abend nur so zerstreut und so aufgeregt, Aloys?"

„Warum?" — entgegnete die Gefragte mit einem Blick, in dem alles Sonnengold einer glücklichen Liebe lag.

„Nun?"

Aber jetzt konnte das Herz Aloysias die Fülle der Seligkeit, die es einschloß, nicht mehr allein tragen, und gewohnt, der treuen, so innig geliebten Schwester alles mitzutheilen, was es an Freud und Leid trug, sank die Glückliche Constanzen mit den Worten an die Brust:

„Constanze! .... ich liebe ihn, und er liebt mich wieder!"

Constanze glaubte zu träumen.

„Du liebst ihn?!" — wiederholte sie gedehnt — „wen? wen liebst du?"

„O wie kannst du fragen!" — rief Aloysia — „wen anders, als Amadeus!"

Da zuckte es wie ein dreischneidiges Schwert durch die

Seele Constanzens. Blässe bedeckte ihr Gesicht und mit bleichen, bebenden Lippen frug sie leise:

„Und er liebt dich wieder?"

„Ja!" ....

„Und hat es dir selbst gestanden?"

„Heute Abend, ... vorhin! O ich bin namenlos glücklich!" und Aloysia umarmte die Schwester stürmisch und herzte und küßte sie. Aber plötzlich fuhr sie zurück und rief entsetzt:

„Constanze! was ist dir? deine Stirne ist kalt .... du bist blaß wie der Tod!"

„Es ist nichts!" — versetzte jene. — „Uebermüdung .... zu große Aufregung .... und dann .... die Ueberraschung!" ....

„Soll ich dir Thee kochen?" — frug Aloysia besorgt.

„Nein, Liebe!"— sagte diese leise — „lege dich zu Bett, und laß mich noch einige Augenblicke hier ruhig sitzen."

„Aber du erkältest dich, es ist kein Feuer im Ofen."

Constanze schüttelte mit dem Kopfe. — „Es ist mir schon besser!" — sagte sie dann, und in der That hatte ihre gute und kräftige Natur auch schon wieder den Eindruck überwunden, den die für sie so schmerzliche Nachricht auf sie gemacht.

Aloysia entkleidete sich daher unter seligem Geplauder. Was hatte sie nicht alles zu erzählen — wie malte sie ihr Glück in Gegenwart und Zukunft aus!

Sie merkte in ihrem Wonnerausch gar nicht, daß ihr Constanze mit keinem Worte antworte. Selbst im Bette

noch ging es fort . . . . bis der Schlaf sie übermannte und in süße Träume einwiegte.

Am Fenster aber saß Constanze. In ihrem stillen, tiefen Auge glänzte eine Thräne, während die Blicke durch die kleinen runden Scheiben in die Nacht hinaus starrten, die schwarz und schwer über dem Rheine lagerte. Nur das Wachtlicht da drüben in der Rheinschanze schimmerte noch matt herüber, sonst war alles Leben in Stille und Dunkelheit versunken.

Und still und dunkel war es auch in ihrem jugendlichen Herzen geworden, das gerade heute einen so schönen Tag feiern wollte, — das gerade diesen Abend über ein holdes Geheimniß so freudig geschlagen!

Constanze saß lange schweigend da; endlich erhob sie sich, kniete nieder und verrichtete mit Demuth und Inbrunst ihr Abendgebet. Was dies kindliche Herz gebetet? . . . . wer weiß es, außer Gott?! Vielleicht bat sie den himmlischen Vater um Vergebung, daß sie — zum erstenmale in ihrem Leben — hinter dem Rücken ihrer treuen, guten Eltern und ihrer lieben Schwester etwas gethan. Vielleicht küßte sie im Geiste reumüthig die strafende Hand, die so wunderbar aus den Wolken herniedergelangt und augenscheinlich das eigene Geheimniß gegen sie gewandt.

Als sie sich erhob, war es stiller und friedlicher in ihrem Herzen; — aber schlafen konnte sie lange, lange nicht. Als ihr aber gegen Morgen die Augen zufielen; ruhte das müde Haupt des lieblichen Kindes auf einem naßgeweinten Kissen.

Wieder Nichts.

Von jenem Tage an war der junge Mozart ein neuer Mensch. Er selbst kam sich männlicher vor, weil er jetzt mehr denn je daran dachte, sich eine feste Existenz zu gründen, um so bald als möglich Aloysia sein nennen zu können. Vater Weber sah dies mit Freuden; denn war das Verhältniß der beiden jungen Leute bis jetzt auch noch, wie sie glaubten, ihr Geheimniß, so wußten doch der alte Weber und seine Frau recht gut darum. Sie hätten ja auch taub und blind sein müssen, wenn sie die gegenseitige Neigung ihrer Lieblinge nicht aus dem Vortrage jenes Duettes am Weihnachtsabende und dem Benehmen beider errathen haben würden.

Freilich war die Mutter lange sehr besorgt; aber des Vaters Vorstellungen beruhigten sie doch endlich. Der junge Mozart war ja ein so braver und sittlich guter Mensch, er besaß ja so eminente Talente, daß wohl von

keiner Seite etwas zu befürchten sein konnte. Und welche Aussicht, wenn sich nun noch die schönen Gaben ihrer Tochter mit den seinen verbanden: vielleicht auf Kunstreisen, — vielleicht auch bei gegenseitiger fester Anstellung.

Uebrigens waren die Schößlinge dieser aufkeimenden Liebe noch so zart, daß sie sich nicht an das Licht der Welt getrauten. Kein Wort der Liebe kam über beider Lippen, und was ihr Herz empfand, sagten nur freundliche, innige Blicke, oder verrieth höchstens ein leiser Druck der Hand. Außerdem richtete es die kluge Mutter auch so ein, daß sie ohne alles Auffallen immer zugegen war, wenn die beiden Leutchen sich sahen. Selbst zu den Proben und Aufführungen begleitete sie jetzt, der Schicklichkeit halber, die Tochter; was sie um so eher thun konnte, als Constanze das ganze Hauswesen übernommen. Die Mutter konnte es ihr aber auch, trotz ihrer Jugend, anvertrauen, denn sie war ernster, geschäftiger, anstelliger als je, und hätte — der Führung der Haushaltung nach — für ein Mädchen von achtzehn Jahren gelten können. Und mit welcher Milde, Liebe und Freundlichkeit begegnete sie Jedem: den Eltern, Aloysia und den jüngern Geschwistern. Alle trug sie auf den Händen und erfreute sie durch Aufmerksamkeiten wo und wie sie konnte. Auch dem jungen Mozart begegnete sie so; nur kam es diesem vor, als ziehe sie sich bei seinem Erscheinen etwas mehr als früher zurück und wenn er sie unerwartet freundlich ansah, so glaubte er manchmal einen feuchten Glanz in ihren Augen zu bemerken. Zu solchen Bemerkungen blieb Amadeus in=

dessen wenig Zeit; er mußte sich jetzt endlich mit Ernst um eine Stelle bewerben.

„Apropos, Sie bleiben in Mannheim?“ — hatte erst jüngst die Gouvernante der Churfürstlichen Kinder, Frau von Zoller, zu Mozart gesagt, und zwar in einem Tone, welcher in dem Munde dieser, seiner freundlichen Gönnerin, eine angenehme Nachricht unter der Form einer Frage errathen ließ.

Mozart war davon nichts bekannt, obgleich die Thatsache seinen liebsten Wünschen entsprochen hätte. Er äußerte sich also in diesem Sinne, worauf die Dame mit Erstaunen ausrief: „Das wundert mich. Mir sagte es neulich der Churfürst selbst. „„Apropos,““ — sagte er, — „„der Mozart bleibt den Winter hier.““

Das war nun freilich eine sehr freudige Nachricht. In der That eilte denn auch Wolfgang voll der glänzendsten Hoffnungen sofort zu dem Grafen Saviola. Da der Churfürst ihn zurückbehalten wollte, so konnte dies doch gewiß nicht in der Absicht geschehen, daß der junge Mann sein Geld in Mannheim verzehre, sondern damit er den Unterricht bei den churfürstlichen Kindern fortsetze, den er seither aus freien Stücken und unentgeltlich ertheilt hatte.

Beim Eintritt in das Palais des Intendanten begegnete Mozart dem Abt Vogler, der eben vom Grafen Saviola kam. An seiner Seite ging ein fein gekleideter Mann, dessen hohe Stirne und geistreichen Augen, trotz des leidenden und etwas melancholischen Aussehens den

bedeutenden Menschen verriethen. Vogler sprach sehr verbindlich mit ihm, und stellte ihn, en passant, dem jungen Künstler mit der Miene eines Gönners, als den zukünftigen Director des Mannheimer Theaters, den herzoglich Wolfenbüttel'schen Bibliothekar Dr. philosophiae Lessing vor.*)

Mozart war entzückt den berühmten Verfasser der „Emilie Galotti" und der „Minna von Barnhelm" kennen zu lernen, für den er längst in jugendlichem Enthusiasmus schwärmte. Als er diesem aber in dem Ueberströmen seines Herzens die Hoffnung aussprach: ebenfalls hier eine Anstellung am Hofe oder an dem Theater zu finden, flog ein so eisiges, spöttisches, ja diabolisches Lächeln über die Züge des Abtes, daß — hätte es Mozart gesehen — ihm aller Muth und alle Hoffnung vergangen wäre. Aber Wolfgangs Blicke ruhte glücklicherweise auf dem edlen Antlitze des deutschen Dichters, während seine kühne Phantasie ihm schon ein herrliches Zusammenleben mit diesem großen Manne ausmalte.

Abt Vogler ließ indessen keinem längeren Gespräche Raum. Er hatte eben Lessing gewürdigt, zu erfahren,

---

*) Der Versuch, Lessing für die Direction des Mannheimer Theaters zu gewinnen, scheiterte, weil er bei Hofe die Gesinnung nicht fand, wie er sie wünschte. Statt seiner überkam sie dann den Händen Wolfgang, Heribert, Baron von Dalberg's, eines Bruders des berühmten Coadjutors Karl Theodors, späteren Fürsten Primas, und Vaters des von Napoleon creirten Duc de Dalberg.

daß er sich mit der Untersuchung der philosophisch-musikalisch ästhetischen Frage beschäftige: „Ob sich die Töne in einem weißen Zimmer besser ausnehmen als in einem schwarzen?“ und setzte nun, — Mozart mit einem leichten Neigen des Hauptes entlassend — seinen Weg mit Lessing fort.

Amadeus lachte über den Abt und eilte doppelter Hoffnung voll, die Stiege hinauf.

Der Herr Intendant war sehr beschäftigt. Er sagte indessen doch in den verbindlichsten und artigsten Worten, daß er sich glücklich schätzen werde, seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des Schützlings der Frau Gouvernante in Bewegung zu setzen. Ja er ließ Mozart hoffen, daß er möglicherweise den Titel und die Anstellung als Kammer-Componist erhalten werde, da die beiden Capellmeisterstellen schon besetzt seien.

Wer war seliger als Amadeus! Seine Angelegenheiten standen ja ganz nach Wunsch. Es handelte sich jetzt nur noch um die Unterschrift des Churfürsten, der doch sicher vor Begierde brennen mußte, dieselbe unter ein Decret zu setzen, welches ihm die Acquisiton des jetzt schon so berühmten Künstlers sichern sollte.*)

Indessen es vergingen wieder mehrere Tage und keine Antwort kam. Da meldete sich Mozart — auf Cannabich's und Weber's Zurathen — zu einer persönlichen Audienz bei dem Churfürsten. Aber es war, als ob

*) Oulibicheff I. Theil, Seite 100—101.

ihn sein guter Geist verlassen: erst traten einige Gallatage hindernd in den Weg, an denen es dem Intendanten unmöglich wurde, mit Sr. Durchlaucht zu sprechen. Nach diesen verzögerte eine Jagd den Abschluß der Sache; — und dann wieder kam ein Ausflug des Hofes nach Kirchheim-Boland, zu der dort wohnenden Prinzessin von Oranien dazwischen.

Da verlor endlich Mozart die Geduld. Ach! während er sich die Sohlen ablief, um eine seit Monaten erbetene entscheidende Antwort zu erhalten, hatte der Charlatan Vogler, der zwar ein Nichts gegen Mozart war, dafür aber den Hof und die Weiber an demselben besser kannte, die Gunst, die sich Mozart immer mehr zuzuwenden schien, zu unterminiren gewußt.

Man hatte Karl Theodor's väterliche Liebe zu beunruhigen gesucht, indem man auf die ungünstigen Folgen aufmerksam machte, welche die Veränderung des Lehrers auf die Schüler stets hervorzubringen pflege. Weiter setzte man mit giftiger Zunge hinzu: „Wer ist denn dieser Mozart, dem man den seitherigen Lehrer, der ein alter erprobter Diener ist, opfern will? Ein kleiner Abenteurer, mit zwölf Gulden Gehalt, den der Erzbischof von Salzburg aus seinem Dienste gejagt hat, weil er nichts kann, und den er hätte nach Neapel schicken sollen, um in dem Conservatorium daselbst die Musik zu erlernen."*)

---

*) Worte des Erzbischofs selbst, die Leopold Mozart dem

„Und ein solches Subjekt sollte Kammer-Componist an einem churfürstlichen Hofe werden?! Er sollte, was er selbst nicht versteht, Clavierspielen, die Kinder Sr. Durchlaucht lehren?!“

Diese und ähnliche Redensarten, durch Abt Vogler ausgestreut und Damen von Einfluß in den Mund gelegt, erreichten vollkommen den Zweck, den man beabsichtigte.

Mozart bemerkte auch in der That bald, daß der Graf Saviola, der früher so freundlich gewesen, ihm auszuweichen anfing. Er begab sich also wieder zu demselben und wieder begegnete ihm, diesmal im Vorzimmer, wie Unheil verkündend Abt Vogler. Der Abt grüßte kaum, Mozart that dasselbe. Bei dem Intendanten aber drang Wolfgang jetzt kategorisch auf eine Antwort. Der Graf zuckte die Achseln. Da aber war es aus mit Mozart's Geduld.

„Was?“ — rief er — „noch keine Antwort?“

Saviola schob abermals die Schultern in die Höhe, als wolle er mit dem Kopfe wie eine Schildkröte in das Haus schlupfen, rieb sich die Hände ganz verlegen und sagte:

„Bitte um Vergebung, aber leider Nichts?“

Da schoß dem jungen Manne das Blut zu Kopfe:

„Eh bien!“ — rief er, seinen Hut zerdrückend, in gerechter Indignation — „das hätte mir der Churfürst auch eher sagen können. Uebrigens bitte ich Sie, Herr Graf,

---

Pater Martini in einem Briefe mittheilte. Oulibicheff I. Thl., S. 101. Nissen S. 346.

in meinem Namen dem Churfürsten zu danken, für die zwar späte, doch gnädige Nachricht."*)

Und sich leicht verbeugend verließ er in höchster Aufregung das Haus.

Also abermals eine schmerzliche Täuschung! Abermals ein ganz unnöthiges Monate langes Hinhalten; abermals ein vollkommnes Mißkennen seiner Fähigkeiten und ganz ungewöhnlichen musikalischen Kenntnisse und Leistungen!

Dort stand das schöne große Haus in dem Abt Vogler, der churpfälzische Vice-Capellmeister — wie ein kleiner Fürst eingerichtet und behandelt — wohnte. Er, den Mozart so schnell in seinen Schwächen durchschaut, der ein Nichts als Componist, Clavier- und Orgelspieler gegen Mozart war, dessen lächerliche musikalische Charlatanerien Amadeus aus dem Grunde seines Herzens verachten mußte .... dort wohnte er, in den glänzendsten Verhältnissen, geschätzt bei Hofe, gepriesen von der Welt, angestaunt von der geblendeten Menge. Und hier stand Mozart auf der Straße, ohne Amt und Anstellung, weggewiesen wie ein Stümper von drei deutschen Fürsten, die nicht wußten, daß er schon vor sieben Jahren von der ganzen italienischen Nation als bewunderter Liebling auf den Händen getragen worden, — die die Siege vergessen, welche dies glänzende Genie schon als Kind in Wien, München, Mannheim, Paris, London, in Holland

---

*) Mozart's eigene Worte.

und ganz Deutschland, als Knabe in Bologna, Rom, Neapel und Mailand gefeiert.

Da stand endlich Mozart, um alle seine schönen Hoffnungen getäuscht; — dem Hohne und dem Spott eines Menschen, wie Vogler, ausgesetzt, von dem — wie er jetzt fest überzeugt war — sein ganzes Mißgeschick in Mannheim ausging!

Es bedurfte in der That einiger Zeit, ehe sich die gerechten Wallungen seines Blutes legten. Er fühlte dies und ging daher, trotz Schnee und Eis, nach dem benachbarten Orte Neckarau.

Der Tag war schön. Die Sonne leuchtete herrlich am rein-blauen Himmel und gab der weitausgedehnten Schneelandschaft einen ganz eigenen Reiz. Dabei wehte, von der in gefälligen Linien sich in der Ferne hinziehenden Bergstraße her, eine frische kräftige Luft, die das Blut kühlte und dem Körper Frische und Elasticität mittheilte.

Hätte Amadeus nicht das Verhältniß mit Aloysia gehabt, er wäre schon nach der ersten Viertelstunde von seinem Aerger und Mißmuthe geheilt gewesen; . . . . stand ihm denn nicht die ganze Welt offen? Sagte ihm denn nicht das Bewußtsein seines inneren Werthes, du wirst sie einst doch noch Alle überragen? — Bei der Neigung zu Weber's hübscher Tochter aber, war ihm ein Weggehen von Mannheim jetzt ebenso peinlich, als er sich — Weber's Cannabich's und Wendling's gegenüber — der Abweisung schämte.

Kein Wunder daher, daß weder der schöne blaue

Himmel, noch die freundliche Sonne und die reizende Winterlandschaft die Falten seiner jugendlichen Stirne so schnell glätteten. Mit ungewöhnlichem Ernst schritt er vorwärts und es läutete gerade Mittag, als er in Neckarau einbog. Da nun sein Magen, wie es schien, so ziemlich neutral geblieben war, und es zum Mittagessen in Mannheim zu spät geworden wäre, kehrte er im Schwanen ein und verlangte ein Glas Wein und etwas zu essen.

Auch ein Genie!

Das Wirthshaus „Zum Schwanen" in Neckarau war damals nichts mehr und nichts weniger als eine ganz gewöhnliche Dorfkneipe. Es gehörte schon Muth dazu, in das Haus zu treten, da dasselbe jeden Augenblick mit Einsturz drohte. In der Wirthsstube, die von Rauch und Dampf schwarz war, konnte ein großer Mann kaum aufrecht stehen; jedenfalls mußte er sich vor den Durchzugsbalken der Decke bücken. Dabei nahm ein großer viereckter von einer Bank umgebener Kachelofen, in den ein halber Wagen Holz hineinging, einen großen Theil des Zimmers ein, während den anderen rohe Holztische und Bänke ausfüllten. Auch litt das Zimmer nicht an übermäßiger Helle; denn obgleich die Einfachheit des damaligen Besitzers noch nichts von Vorhängen wußte, so hatte doch die Zeit durch das Erblinden der kleinen runden Scheiben von schlechtem

Glase dafür gesorgt, daß hier Niemanden das Sonnenlicht zu grell in die Augen falle. Ja, um etwas auf der Straße sehen zu wollen, mußte man nothwendigerweise die Fenster zurückschieben. An irgend eine Verzierung des Zimmers war nicht gedacht, man müßte denn ein paar schlechte Holzschnitte dafür nehmen, die, in altmodische Rahmen gefaßt, an den schwarzbraunen Holzwänden hingen. Das einzige Möbel aber, außer den Tischen und Bänken, war ein Schenktisch und hinter demselben eine Art Buffet mit Gläsern und sonstigen Wirthschaftsgeräthen. Hühner sorgten dabei — als malerische Staffage — für Belebung, indem sie, theils auf dem Boden, theils auf Tischen und Bänken, nach Nahrung pickten, während die Katze behaglich unter der Ofenbank schlief und schnurrte. Solch' patriarchalische Einfachheit herrschte hier, und doch war an Sonn- und Festtagen der „Schwanen zu Neckarau" schon in jener Zeit das Ziel der Mannheimer auf ihrem Lieblingsspaziergange. Aber es war auch — trotz dem engen, niederen und düsteren Wirthszimmer — alles gar frisch und gut, was man hier bekam: Butter und Käse, Kuchen und Braten, Kaffee und Wein. Ansprüche auf Eleganz machte der Bürgersmann in jenen Tagen ja keine; Einfachheit und Gediegenheit waren sein Motto, und eine ganze Familie verausgabte damals bei einem Sonntagsspaziergange weniger, als jetzt der Einzelne, der — getrieben von der Unruhe unseres Jahrhunderts — auf den Flügeln des Dampfes seine Festfreude in tageweiter Entfernung sucht und doch — ohnerachtet der herrlichsten

Gärten, kostbarer Säle und rauschender Musiken — gelangweilt und unzufrieden heimkehrt. Heute, als an einem Werktage und zur Mittagsstunde, war es freilich leer in den kleinen aber gastlichen Räumlichkeiten des „Schwanens"; denn außer Mozart und der freundlichen Wirthin saß nur noch eine Person auf der Bank am Ofen. Aber diese eine Person, fiel Mozart gleich, als eine höchst merkwürdige Erscheinung, in die Augen! Es war ein ganz junger Mann, mit einem bildschönen Gesichte und feinen Zügen, prachtvollen blauen Augen und einem reichen blonden, lockigen Haare, wie man es selten findet. Auch war das Haar weder gepudert noch in einen steifen Haarbeutel zusammengeflochten, sondern prangte in natürlichem Wuchse und voller Ursprünglichkeit auf dem Haupte des Jünglings dessen schlanker Wuchs gar trefflich zu der feinen Gesichtsbildung paßte. Was aber auf den ersten Blick auffallen mußte, war seine Kleidung, die trotz der Kälte da draußen gewaltig sommerlich erschien. Zwar bedeckten hohe Stiefel die unteren Theile der Beine, aber die Strümpfe erlaubten sich hie und da aus unverzeihlicher Neugierde etwas hervorzuschauen. Die kurzen Beinkleider von sehr abgetragenem hellgelbem Caschmir, machten jeden schon bei dem ersten Ansehen frieren, und auch der dünne — einst sehr schön gestickte, jetzt gewaltig fadenscheinige Rock, mit diversen defecten Stellen an den Ellenbogen und die verblaßte seidene Weste erhöhten das Gefühl der Behaglichkeit bei dem Anblicke des jungen Menschen eben nicht. Von der Wäsche konnte man nichts sehen, da die Weste bis unter

das Kinn zugeknöpft war, die Halsbinde aber, mit einer gewissen genialen Leichtigkeit in einen kühnen Knoten geschürzt, beliebte an ihren Enden in vielen Theilen auseinander zu gehen, d. h. sie war, wie der gemeine Mann sagt, an den Enden sehr zerrissen und zerfetzt. Ein kleiner, vom Wetter mißhandelter Hut und so etwas von einem alten Mantel lagen neben dem jungen Manne auf der Ofenbank. Sonst sah man ebensowenig von Gepäcke zu seiner Seite, als etwas von Speise und Trank vor ihm auf dem Tische. Die Wärme des Ofens schien das einzige, an dem er sich erquickte. Erfroren genug sah er freilich aus, und doch lag, ohngeachtet der Blässe, die sein Gesicht bedeckte, ein gewisser heiterer Lebensmuth — ja man hätte beinahe sagen können: ein gewisser Spott über sich selbst und seine Verhältnisse in diesen Zügen.

Der junge Mozart war gewiß nichts weniger als ein Menschenkenner, aber das sagte ihm doch gleich nach den ersten Blicken sein gesunder Menschenverstand, daß er hier keinen so ganz gewöhnlichen Vagabunden vor sich habe. Schon der Eindruck den die ganze äußere Erscheinung machte, war der von etwas Abstoßendem und Anziehendem zugleich. Man fühlte: daß hier eine, von der gewöhnlichen abweichende Gemüthsstimmung und darauf gegründete eigene Art zu denken und zu handeln herrsche, wie sie oft genialen Taugenichtsen eigen ist. Aber gerade das war es auch, was Mozart, der unter des Vaters Obhut so streng erzogen war, peinlich berührte. Dazu kam seine eigene verdrießliche Stimmung, die ihn mit sich und seinen An=

gelegenheiten genug beschäftigte, und so gab er denn wenig auf den jungen Wanderer acht; denn daß der junge Mann von weit herkomme und zwar zu Fuße, bewiesen seine beschmutzten, von geschmolzenem Schnee noch ganz nassen Stiefel nur allzusehr.

Es war daher Wolfgang sehr angenehm, als die freundliche Wirthin eine Serviette vor ihm ausbreitete und eine Schüssel mit Braten nebst einem Glase Wein vor ihn hinsetzte. Und . . . . wie herrlich duftete der Braten in die Nase des hungrigen Amadeus, der — o glückliche Jugend! — über denselben den Abt Vogler, Saviola und den Churfürsten sammt dem fatalen „Nichts" vergaß. Es schmeckte ihm vortrefflich, und eben würzte er einen leckeren Bissen mit einem kräftigen Schlucke Wein, als seine Blicke unwillkürlich auf seinen Mitgast am Ofen fielen. Aber welch' Gesicht!

Wäre Wolfgang nicht von Natur aus so gutmüthig gewesen, er hätte laut auflachen müssen, so tragisch-komisch war der Ausdruck desselben. Auch hier mochte der Duft des Bratens gar verführerisch auf einen leeren Magen gewirkt haben; denn der junge Mann schien das Aufschreien desselben dadurch unterdrücken zu wollen, daß er beide Hände auf demselben zusammenpreßte. Aber er verhinderte dadurch nicht, daß seine Nasenflügel sich unwillkürlich schnuppernd hoben, seine Augen groß und sehnsüchtig nach der Schüssel blicken mußten, die Augenbrauen hohe Bogen machten und ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg.

Dennoch mußte auch er lächeln, als jetzt seine Blicke

mit jenen aus Mozarts Augen zusammentrafen. Er fühlte die traurig-komische Figur, die er spielte und sagte:

„Es ist doch etwas jammervolles um den menschlichen Leichnam und seine Schwächen! Die innere Regsamkeit eines frohen Genius ist wie ein schöner Maientag, der alles Aprilwetter verdrängt und mit Allem spielt, mit dem Leben und seinen Neckereien, wie mit allen Schwierigkeiten und Gefahren. Aber vierundzwanzig Stunden ohne zu essen, machen gleich wieder aus dem schönsten Maientag einen Decembermorgen."

Mozart schaute erstaunt auf; das war nicht die Sprache eines Vagabunden, und dann: wie lange hatte der arme Mensch gehungert?

„Ich will nicht hoffen!" — sagte er rasch — „daß Sie wirklich vierundzwanzig Stunden nichts gegessen haben?"

„Auch ich hatte es nicht gehofft, daß es so kommen würde," — entgegnete der Andere — „aber ein altes Lustspiel sagt: „Der Hoffnung traun und einem Liebesschwur, das kann im Traum ein Träumer nur!"

Aber jetzt wußte Amadeus auch zweierlei: einmal mit wem er es zu thun, und dann, was er zu thun habe.

Er forderte noch eine Portion Braten und noch ein Glas Wein und lud dann den jungen Mann ein, mit ihm zu speisen. Aber wer beschreibt nun die Verklärung, die bei dieser Einladung über das hungrige Gesicht des jungen Mannes lief! Es war das plötzliche Auffinden einer Oase mitten in einer Wüste, nach Wochen langer Entbehrung — ein grünes Plätzchen zwischen Gletschern! eine Gold-

küste nach tausend Stürmen auf hoffnungslosem Wrak! Ziereieien und Complimente kamen daher nicht vor — aber ein freudiger und dankbarer Blick traf Wolfgang, als sich sein vagabundischer Gast mit vielem natürlichen Anstande erhob und neben ihm niedersetzte.

Jetzt aber folgte eine stumme und doch äußerst beredte Scene. Es war die Consumation des Bratens und Weines. Ein strahlenderes und glücklicheres Gesicht, als das, des hier Speisenden, hatte Mozart noch nicht gesehen. Der Glückliche sprach kein Wort, aber sein Mienenspiel war während des Kauens und Schluckens so beredt, daß Engel in seiner „Mimik" ein ganzes Kapitel darüber hätte schreiben können. Eine Ode an den freundlichen Geber und eine Hymne an den Genuß sprachen sich in dem Spiele der Gesichtsmuskeln und dem wechselnden Ausdrucke der Augen aus, so daß Wolfgang überzeugt war, einen vortrefflichen Schauspieler vor sich zu haben.

Endlich war die Schlacht geschlagen und der Jüngling setzte das geleerte Glas zu dem leeren Teller mit dem Ausrufe:

„So hat es mir in meinem Leben noch nicht geschmeckt!"

Selbst die Wirthin mußte hier lachen, und zum Beweise, daß auch sie ein Herz im Busen trage, schenkte sie jetzt freiwillig dem hübschen jungen Gaste ein zweites Glas ein. Er kneifte sie dafür in die Wangen und sagte, mit seinen strahlenden blauen Augen sie anblitzend:

„Es gibt doch noch immer gute Seelen, und ich habe

recht, wenn ich behaupte: man muß von dem Leben das Leben ertragen lernen."

Ein tüchtiger Zug auf das Wohl der freigebigen Wirthin bekräftigte diesen Ausspruch; Wolfgang aber, der nun doch auch gern wissen wollte, mit wem er es zu thun habe, sagte lächelnd:

„Ihr scheint mir ein ganz absonderlicher Philosophe zu sein."

Der Angeredete schüttelte mit jovialer Miene den Kopf, dann rief er:

„Kennt Ihr den Wallfisch des Asmus, Herr?"

„Nein!" — sagte Amadeus.

„Nun seht! wie dieser bald durch die Tiefe des Meeres fährt, daß den Wassergeschöpfen kaltes Fieber ankommt, bald heraufstößt in die Höhe und mit Dreimastern spielt; wie ihm das Alltagpack der Gewässer ein Gerippe ist, das der Wind hin und her treibt, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären, die — über Eisschollen kommend — hungrig daran nagen, ... so bin ich ein Junge, nicht gerade ein gelungener, aber ein fideler, ... und ..... und so sind mir die Menschen Witterung und Futter der Alltäglichkeit!"

„Aber!" — sagte jetzt Mozart heiter — „eines scheint Euch doch an Eurer Fischnatur zu fehlen, die Flossen, sonst würdet ihr euch mehr über Wasser halten."

„Allerdings!" — versetzte jener mit einem humoristischen Blick auf seinen abgeschabten und zerrissenen Rock und sein altes kahles Hütchen — „ich und meine Freunde

da, wir haben Haare lassen müssen. Aber mein Herr, das ist in der ganzen Welt so — das ist Naturgesetz! Die Lerche schwebt singend zwischen Himmel und Erde .... aber .... sie muß doch wieder herunter, und da fängt sie in neblichen Tagen das Unglück in seinem Netze!"

„Und wollt ihr mir nicht etwas von eurem Geschicke mittheilen?" — frug Wolfgang weiter.

„Sehr gerne!" — sagte der junge Mann. — „Der Hauptfehler des Menschen ist, daß er so viele kleine Fehler hat. Diese kleinen Fehler aber lernen wir nie besser kennen, als wenn wir unser Leben im Spiegel der Erinnerung betrachten. Da liegt Selbsterkenntniß! Sie sehen also, mein freundlicher Herr, daß Sie recht haben, und ich gewissermaßen Philosophe bin."

„Dann werden Sie auch der Wahrheit beipflichten ohne Selbsterkenntniß keine Besserung!" — meinte Mozart.

„Besserung?" — rief jener achselzuckend. — „Mein Verehrter, ich gebe mich immer in meiner wahren Gestalt, und da muß ich denn gleich vornherein gestehen: auf Besserung halt' ich verflucht wenig. Thut was Ihr wollt, der alte Adam kommt doch immer wieder! .... und wie sagt der große Shakspeare?

„Was ihr da sprecht, ich glaub es, denkt ihr jetzt;
„Nur bricht man oft, was man sich vorgesetzt.
„Vorsatz ist an Erinnerung gebunden,
„Kommt stark zur Welt, wird schwächer mit den Stunden!"

Und so mag es denn auch gekommen sein, daß aus meinem Vorsatze: Philosophe zu werden — wenn auch nur

in der Weise eines Diogenes — nichts ward; weßwegen ich mich, da am Ende die ganze Welt doch nur eine Bühne ist, dem Schauspielfach widmete."

„Also Schauspieler sind Sie? und Ihr Name?"

„Lange."

„Und wo engagirt, wenn ich fragen darf?"

„Im Augenblick nur bei unserem Herrgott, und zwar als sehr schmaler Kostgänger, wie Sie sehen."

„Aber von was leben Sie?"

„Ich mache es wie die Nachtigall: sie unterbricht ihre schmelzenden Töne, wenn sie Hunger hat und sucht Würmer. Ein solches Würmchen, was ich suche, ist die Aussicht auf ein neues Engagement und wenn es auch vor der Hand das unbedeutendste wäre!"

„Aber so, wie Sie sind . . . . ."

„Kann ich nicht in die Stadt, das weiß ich!" — rief Lange lachend, indem er aufsprang und sich in seiner ganzen so komischen als jämmerlichen Erscheinung Mozart zeigte.

„Aber was thun?"

„Ja!" — sagte die freundliche Wirthin jetzt, die mit großer Theilnahme dem Gespräche bis dahin zugehört — „wenn man nur bis morgen für einen anständigen Anzug sorgen könnte. Ueber die Nacht könnte ich den Herrn schon unentgeldlich beherbergen, da mein Mann über Land gegangen und seine Kammer also frei ist."

„Göttliche!" — rief Lange und ein Feuerblick flog nach der Sprecherin: — „Ich rufe mit Romeo's Julia:

„Mein Danken und mein Lieben ist an gränzenloser Tiefe dem Meere gleich; ich habe desto mehr, je mehr ich gebe; Beides ist unendlich!"

Mozart hatte, in Gedanken verloren, den letzten Theil des Gespräches überhört. Vernunft und gutes Herz waren in seinem Inneren in ein kleines Scharmützel gerathen, aus dem indessen das Letztere siegreich hervorging.

„Ich will Ihnen morgen" — sagte er daher jetzt zu Lange — „einen Anzug von den drei Anzügen, die ich besitze, herausbringen. Versuchen sie dann in Mannheim ihr Heil!"

Lange war äußerst erfreut und nahm natürlich dies Anerbieten mit offenen Armen auf, obgleich er weder große Complimente dabei machte, noch etwas von Zurückgabe des Anzuges sprach, da es sein Grundsatz war: nichts zu versprechen, was man nicht halten könne; nur bat er seinen freigebigen neuen Freund, nicht zu vergessen, auch ein feines Hemde beizulegen, denn er liebe namentlich feine Wäsche, und die sei auch das Empfehlendste bei Besuchen. Mozart versprach es gutmüthig; der arme Mensch war ja gar zu sehr abgebrannt und er hatte dann immer noch fünf andere. Daran dachte er übrigens nur im Fluge. Lange's heiteres und dabei wirklich geniales Wesen gefiel ihm zu sehr, als daß er an etwas anderes hätte denken können. Er ließ daher abermals die Gläser füllen und sagte im glücklichen Vergessen des eigenen Mißgeschickes:

„Aber jetzt, mein Herr, auch die versprochene Erzählung über die Art und Weise, wie Sie hieherkamen!"

„Gut denn!“ — rief jener. Die Wirthin setzte sich näher und Lange begann:

„Ich war von jeher ein sonderbarer Kautz, der sich nicht von der Meinung Anderer oder von der Gewohnheit einschränken ließ, sondern alles sagte und that, was ihm in den Sinn kam. Andere Menschen verschließen ihre wahre Denkungsart und ihr innerstes Wesen in sich, oder richten sich nach klug berechneten Absichten ein, oder fügen sich den Gesinnungen und Launen Anderer. Das konnte ich von jeher nicht; es ist eben meiner Natur zuwider, die ungebundene Freiheit verlangt. Im Gegentheile: bei mir treibt so zu sagen, die Seele jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, daß er nicht nur gesagt werden, sondern auch als That ins Leben treten muß. Bei Leuten von gemeiner Seele führt ein solcher Charakter — das begreife ich wohl — zu alltäglichem, niederem, abgeschmacktem und unerträglichem Zeug, für sie ist Politesse und Zwang der Gewohnheit so nothwendig, wie Kleider für häßliche Körper; wem aber Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzt, da darf man sich schon seinen Eingebungen überlassen und gewöhnlich sind solche Menschen besser, als so gar manche, die die Maske des Anstandes tragen.“

„Völlig einverstanden!“ — sagte Mozart. — „Ich fühle die Wahrheit dieses Ausspruches in mir selbst.“

„Nur scheint doch bei Ihnen ein solideres Wesen den Extremen vorgebeugt zu haben!“ — meinte Lange. — „Ich habe leider durch meine Erziehung nie etwas von so-

genannten guten Grundsätzen erfahren, und so bin ich bei dem besten Herzen von der Welt — denn wahrhaftig, ich habe ein gutes Herz! — zu einem gränzenlosen Leichtfuße geworden, der bis jetzt mit dem Motto: „Man muß nicht sich den Sachen, sondern die Sachen sich unterwerfen!" leicht wie eine Feder durch das Leben flog. Daß mir unter solchen Umständen der Schauspielerstand am meisten zusagte, ist natürlich. Von Außen und Innen dazu begabt, gefiel ich auch; und als vor einigen Monaten der Winter heranrückte, hatte ich schon im Voraus den Contract für ein Engagement in Ulm in der Tasche, wo eine gewisse Madame Garve die Direction des Theaters übernommen. Aber .... weiß der Teufel! mit Geld verstand ich nie umzugehen und noch weniger mich einzutheilen oder einzuschränken. In Heidelberg fand ich Jugendfreunde; da gab es denn — im Vertrauen auf den Contract in der Tasche und das Aufgeld, was ich erhalten, ein Götterleben. Die Tage, die ich hier bleiben wollte, wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten .... und mein Geld ....." — Lange blies hier mit unübertrefflicher Komik über die flache Hand — .... „zu Null und Nichts!" ....

„Aber was that das? .... Mildorus sagt in „Carthagos Fall:

„Gold ist ein Nichts, und eines Krösus Schatz ein Hauch,
„Wenn zwanzig Jahr', vereint mit kühnem Geist,
„Die Thore einer Welt vor deinen Augen öffnen!"

„Ich hatte aber die Welt nicht zu durchreisen, sondern nur die alte ehrwürdige Reichsstadt Ulm aufzusuchen,

dort war ich, laut meines Contractes, Krösus! Ich that's, und bis nach Heilbronn ging's auch vortrefflich. Aber hier war es eben wieder so schön, und als ich endlich abermals an's Weiterreisen dachte, da fanden sich — o Schrecken der Schrecken — noch ein Gulden und einige Pfennige vor."

„Was war zu thun? — Man muß nicht sich den Sachen, sondern die Sachen sich unterwerfen! dachte ich. Ein junger Kerl, wie du, kann auch marschiren, und Ulm lag ja nicht aus der Welt. Es wäre am Ende auch ganz vortrefflich gegangen, hätte ich nur nicht zwei Gefährten gehabt."

„Und die waren?" — frug die Wirthin hier neugierig, ihre Blicke mit Vergnügen auf der schönen Gestalt und den schönen Zügen des Jünglings ruhen lassend.

„Hunger und Durst!" — rief Lange lachend, und ein frischer Zug aus dem vollen Weinglase bewährte, daß er diese Bekanntschaft noch nicht aufgegeben. „Mit einem Wort, in Geislingen waren noch achtzehn Pfennige der Rest meines Vermögens, und die gingen als Trinkgeld auch zum Teufel, als mich ein gutmüthiger Schwabe, der mit seinem Viehwäglein leer nach Ulm zurückfuhr, aus gutem Herzen auflud und mitnahm. Da lag ich nun, ein Sohn der hehren Kunst, wo sonst das Kälblein blökend ausgestreckt: ein elend Nichts, vom Hunger wehgekrümmt und von dem Durst" .... und Lange schlug hier mit lauter, wohltönender Stimme an und sang mit so seligem Ausdruck, daß die beiden Andern laut lachen mußten:

„Sein Glück für einen Apfel geben,
„O Adam! — — Wie? wenn Saft der Reben
„Die Probefrucht gewesen wär? — —
„Das Paradies wär' auch nicht mehr."

Es war wirklich ein so liebenswürdiger Leichtsinn, der aus dem jungen Manne sprach, daß Wolfgang längst jede Zurückhaltung abgeschüttelt und den neuen Bekannten in der That lieb gewonnen hatte. Er reichte ihm daher jetzt auch die Hand, schüttelte sie treuherzig und rief:

„Sie sind ein Götterjunge!"

„Weiß nicht!" — entgegnete Lange — „damals wenigstens empfand ich nichts von Göttlichkeit in mir; philosophirte aber desto mehr über die Schwächen der menschlichen Natur. Endlich, endlich! kamen wir, bei einbrechender Nacht in Ulm an, und da mein Schwäblein im Pflug einkehrte, that ich es auch."

„Aber" — rief jetzt Lange, die rechte Hand wie ein Fürst zwischen den Knöpfen seiner abgetragenen seidenen Weste in die Brust steckend, mit der Miene und Würde eines Königs: — „Ulmer Pflaster unter den Füßen und ich war wieder Krösus! — In der Tasche stack ja mein Contract und Madame Garve konnte Vorschuß nicht verweigern. Im Pflug war es denn auch nicht übel, obgleich es ein Wirthshaus untergeordneten Ranges. Die Wirthin mit sechs Töchtern, von denen immer eine netter wie die andere war, empfingen mich ganz artig; denn ein schmuckes Kerlchen bin ich eben doch — und damals sah ich auch im Aeußeren flott aus, obgleich ich nichts mein

nannte, als was ich auf dem Leibe trug. Gestehe ichs aber: jenen Abend hatte ich nicht einmal für die Schönheit der sechs Wirthstöchter Sinn. Wenn man so weit gegangen ist, wie ich in jenen Tagen und von Heilbronn bis Ulm von einem Gulden sechs Pfennigen gelebt hat, so kennt man nur noch drei Sterne am Himmel des Lebens: essen, trinken und schlafen. Ich ließ mir also flott auftragen — versteht sich alles im Bewußtsein des Contractes in der Tasche — und da ich immer nobel war, so regalirte ich auch mein Schwäblein, das mich so edel auf seinem Vieh-wäglein in den Hafen meines Glückes spedirt. Erkundigungen einzuziehen war ich zu müde und mein linkes Bein schlief schon, als mein rechtes noch vor dem Bette stand."

Lange hielt hier einen Augenblick inne; aber seine Gesichtsmuskeln spielten fort, wie die Musik in einem Zwischenacte. Man sah in seinen Zügen Abspannung, Ruhe . . . . dann aber ein plötzliches Aufblitzen — gleichsam die Vorbereitung zu einem großen Schlage: die Augen öffneten sich mit einem tragisch-komischen Ausdrucke weit, die Stirnhaut mit dem schönen blonden Haare hob sich, während die Lippen, dicht aufeinander gepreßt, gleichsam die Rede noch zurückhielten. Das alles war indessen nicht gemacht, sondern ganz unbewußter Gedankenausdruck und das Spiel eines Momentes.

Aber auch dieser Moment war der Ungeduld und Neugierde der Wirthin zu lange; sie rief also ein anspornendes: „Nun?!" und Lange fuhr fort:

„Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich den

anderen Tag erwachte! Natürlich war mein erster Gedanke: Victoria! du bist in Ulm .... in Ulm, wo man bald deinen Talenten Vorbeern streut, ... in Ulm, wo die Madame Garve mit Sehnsucht auf dich wartet .... in Ulm, wo die gute Garve dir noch heute Morgen einen Vorschuß zahlt! Ich würde in diesen wonnigen Gefühlen und rosigen Träumen noch länger im Bette geblieben sein, wenn nicht die Sehnsucht nach einem tüchtigen Frühstücke — ich war niemals Idealist — überwogen hätte. Rasch also heraus, ... sich vor dem Spiegel so schön und liebenswürdig gemacht, als möglich .... und dann hinab. Da saß die alte Henne vom „Pflug" mit ihren sechs Küchlein beim Frühstück. Ich mußte gestern schon gefallen haben, denn ich wurde sogleich eingeladen mitzufrühstücken, was ich natürlich nicht ausschlug. Daß ich dabei den Galanten machte, versteht sich von selbst. Aber alles Irdische vergeht, auch Rom und Karthago sanken .... und so kam gar rasch auch die Zeit der völligen Vernichtung alles dessen, was zum Frühstücke aufgetragen war. Nun wollte aber auch die gute Alte gern ihre Neugierde befriedigt haben und frug daher: wer ich denn sei und was ich in Ulm zu thun gedenke. Jetzt war ich auf dem rechten Pflaster, es galt meiner Ehre als Künstler .... und Ehre .... was sagt der große Britte:

„Ein zehnfach wohl verschloß'nes Kleinod heißt
In einer treuen Brust ein kühner Geist.
Ehr' ist mein Leben, Beid in Eins verwoben;
Nimm Ehre mir .... mein Leben ist zerstoben.

Laß sie mich drum bewähren mit dem Schwerte,
Zu der ich leb', für die ich sterben werde!"

„Ich warf mich also in die Brust und sagte: Madame, ich bin Schauspieler und zwar Mitglied der Gesellschaft der Madame Garve hier. Bei diesen Worten sahen sich Mutter und Töchter an, und in ihren sanften Blicken lag die stille Frage: fehlt's oben, oder ist's Schwindel? — Ich verstand das freilich damals nicht und hielt es nur für ein stummes Anstaunen meiner Größe, wunderte mich aber sehr, als die Wirthin fragend wiederholte:

„Bei welcher Gesellschaft?"

„Nun," — sagte ich zum zweitenmale: — „Bei der Gesellschaft der Madame Garve."

„Garve? Kennt ihr eine Frau Garve hier?" — frug nun die Mutter die Töchter und sechs edle Häupter antworteten mit Kopfschütteln. Das verletzte mein Künstler-Bewußtsein."

„Sie scheinen mit den hiesigen Theaterverhältnissen wenig bekannt!" — sagte ich daher.

„Ja, da ist auch wenig bekannt zu sein!" — rief die Alte — „denn das alte Rattenloch von Theater steht ja seit Jahren ungebraucht da!"

Ich verbiß, des Frühstücks wegen, das „Rattenloch" und sagte nur mit noch stolzerem Tone:

„Aber diesen Winter wird dafür das „Rattenloch" zu Thaliens Tempel werden. Madame Garve ...."

„Kommt nicht!" — sagte in diesem Momente die

tiefe Stimme eines ältlichen Mannes, der unter der Zeit unbemerkt eingetreten war.

„Kommt nicht?!?" — wiederholte ich mit erstarrenden Lippen — „und warum nicht?"

„Weil sie abgeschrieben hat. Sie ist auch bereits nach Insprucḱ und Tyrol abgereist."

„Wenn die Posaunen des jüngsten Gerichtes über mir zusammengeschmettert hätten, ihr Ton würde mich nicht so furchtbar berührt haben, als diese Nachricht."

„Die Garve kommt nicht!" — rief es in mir .... „und dein Contract! .... und der Vorschuß: .... und keinen Kreuzer Geld mehr! .... und gestern Abend hier im „Pflug" schon Pump von einer doppelten Portion Spätzel, zwei Portionen Rinderbraten, zwei Kannen Bier und Nachtquartier! .... und die Garve kommt nicht?! — — — — und du, eben noch Krösus, was bist du jetzt?" ....

Lange hielt inne. Entsetzen stand in seinen Zügen, als ob dieser fürchterliche Schlag ihn eben getroffen. Sein Antlitz glich dem Gorgonenhaupte, und selbst seinen beiden Zuhörer schlug das Herz ängstlich, als wären sie in der erwähnten verwünschten Lage.

„Ich konnte das Ding nicht glauben!" — fuhr Lange nach einer kleinen Pause fort. Sprach dies auch lächelnd aus und sagte, ich wolle mich erkundigen. Eine der Töchter, deren Herz am mitleidigsten und deren Verstand am schärfsten — denn sie erkannte gleich meine Lage — nannte mir nun die Wohnung verschiedener Leute, die die Sache genau

wissen mußten: eines alten kranken Souffleurs von früheren Jahren, eines lahmen Musikers des Theaters, respective „Rattenloch-Verwalters" u. s. w. Ich ging .... nein ich lief. Bei dem Souffleur, der, als ich kam, gerade im Sterben lag, gab's nichts mehr zu souffliren und zu berichten. Der lahme Musiker bestätigte. Nun — dachte ich — das wird schön! — also nach dem „Rattenloch" selbst. Der Herr Verwalter bestätigte. Noch schöner. .... Die Polizei bestätigte abermals. .... Am schönsten!"

„Was nun machen!? — Es war Mittag .... nach Hause gehen? .... nicht um die Welt; ich spürte auch zum erstenmale in meinem Leben keinen Hunger. Aber wie nach einer durchtanzten Nacht die Musik, so gingen mir unaufhörlich — einem Mühlrade gleich — die Gedanken durch den Kopf: „**Die Carve kommt nicht! .... und dein Contract!** .... und der erwartete Vorschuß! .... und auf Pump schon eine doppelte Portion Spätzel, zwei Portionen Rinderbraten, zwei Kannen Bier und ein Nachtquartier! .... und was nun? .... und was morgen und die nächste Zeit?!"

Lange hatte im Eifer Mozart's Arm gefaßt und drückte ihn krampfhaft; Mozart aber — in seiner Herzensgüte ganz vergessend, daß es sich von vergangenen Zeiten handle — wollte eben sagen:

„Kommen Sie zu mir!" Als er sich noch zur rechten Zeit besann und seine Verlegenheit mit einem Schlucke

Wein hinunterspülte. Die Wirthin aber, dem Erzähler näher rückend, rief ungeduldig:

„Nun? und weiter?"

„Ja!" — sagte Lange jetzt wieder lachend — „weiter? Das wußte ich eben nicht, wie's weiter gehen sollte. Ich lief daher wenigstens zwanzigmal um die Stadt herum, um einen guten Gedanken zu erwischen . . aber mein Kopf war leer wie mein Beutel! Endlich mußte ich aber doch nach Hause. Ich faßte Muth, rief: Man muß nicht sich den Sachen, sondern die Sachen sich unterwerfen! und faßte den einzigen vernünftigen Entschluß, der zu fassen war: meiner guten Wirthin und deren Töchtern die reine Wahrheit zu sagen!"

„Diese aber hatten bereits alles errathen und fürchteten schon, ich hätte Bekanntschaft mit der Donau gemacht. Denn als ich mich dem „Pflug" näherte, stand ein Mädchen nach rechts und eines nach links auf der Straße als Wache ausgestellt, und als die rechte mich sah, erfüllte der Freudenruf: „Er kommt!" das ganze Haus. Jetzt ging's an ein Fragen und Vorwerfen, warum ich nicht doch zum Tische gekommen sei, bis ich mit meiner Beichte herausrückte. Da war denn freilich guter Rath theuer, bis ich auf den guten Gedanken kam: ich wolle, wenn man mich einige Wochen auf mein ehrliches Gesicht hin auf Pump behalte, jede Woche eine Abendunterhalung geben. Richtig:

„Ich bin der Meister!" spricht das Schicksal, — „aber ich nicht dein Sklave!" spricht der Mensch, und dem

Schicksal war der Stachel abgebrochen, man acceptirte mich auf mein ehrliches Gesicht hin."

„Und die Abendunterhaltungen?" — rief Mozart erstaunt — „brachten Sie die allein fertig?"

„Wollen ist zwar noch nicht vollbringen!" — entgegnete Lange, jetzt wieder im vollsten Humor, — „aber: in magnis voluisse sat est!" — sagte immer mein alter Schulmeister, was — so viel ich weiß — heißt: Bei großen Unternehmungen genügt auch schon der Wille! Ich lieh' mir eine Guitarre, sang, declamirte, führte Scenen aus dem Gedächtnisse aus, improvisirte kleine Lustspiele, in welchen ich selbst zwei oder drei Rollen spielte und siehe da .... es ging einige Monate vortrefflich, bis die guten Ulmer das Ding müde und mein Geld wieder alle ward. Als aber nun gar die „Gutmüthige" von den sechs „Pflug-Töchtern" anfing, mich platonisch zu lieben und in kleinen Briefchen von Liebe und .... von Heirath sprach, — die zweite mich mit süßem „Ach!" und „Oh!" bestürmte und die jüngste mit mir durchgehen wollte, da war meines Bleibens nicht mehr! da erblickst du

„Geduld, du junger, rosenwangiger Cherub,
„Und blickest gräßlich wie die Hölle!"

Mein edles „Ich!" empörte sich:

„Sollt ich Verrath in jene Wohnung tragen,
„Die mir so freundlich ihren Schooß erschloß?
„Wo ich des Guten, ach! so viel genoß;
„Sollt ich die Güte denn mit Undank schlagen?"

Nein! — dachte ich — — bezahlte mit meinem letzten Heller meine Zeche .... mit einigen Dutzend Küssen all' die Liebe .... und schied von Ulm, wie ich gekommen war .... all' meiner Hab', all' meines Geldes baar!"

Lange hatte in humoristischem Pathos geschlossen und leerte jetzt mit einem Zuge sein Glas. Dann rief er lustig:

„Das ist die Geschichte, die mich hier hergebracht und mir das Vergnügen verschafft hat, auf's neue eine liebenswürdige Wirthin und einen uneigennützigen Freund kennen zu lernen."

„Nun," — sagte Mozart, der jetzt erst bemerkte, daß es schon spät geworden sei, mit heiterer Miene. — „Sie sind zwar, wie mir dünkt, ein sehr lockerer Zeisig, mein lieber Lange, aber doch ein netter, genialer Kerl. Ich bringe Ihnen morgen den versprochenen Anzug." ....

„Und das Hemde!" — fiel Lange ein.

„Und das Hemde!" — bestätigte Wolfgang lachend — „und dann will ich Sie mitnehmen und dem Intendanten vorstellen. Hoffentlich findet sich etwas für Sie, und dann denke ich, werden Sie auch etwas solider!"

„Glaub's kaum!" — entgegnete Lange mit komischer Gutmüthigkeit; dann rief er im Pathos, wie Horatius in seinen fünf bekannten Versen:

„Der Jüngling ohne Bart, von seinem Hüter endlich
„Befreit, hat Lust zu Pferden und zu Hunden;
„Er liebt im sonnenreichen Circus sich herum
„Zu tummeln, nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an,

„Weist guten Rath und Warnung trotzig ab,
„Denkt immer an das Nützliche zuletzt,
„Verstreut sein Geld wie Sand, ist stolz und rasch
„In seinen Leidenschaften: aber läßt,
„Was er mit Hitze kaum geliebt, gleich schnell
„Für etwas Neues, das ihn anlockt, fahren.

...... Indessen," — fügte er hinzu — „man kann's ja mit der Solidität einmal probiren!"

Mozart lachte, bezahlte jetzt und ging.

„Ein netter Mann!" — sagte Lange, ihm nachsehend — „und eine edle Natur! ... Aber da hab' ich nun wieder in meinem Leichtsinn vergessen zu fragen: wer er ist und wie er heißt! Doch — was liegt an Namen und Stand ..... er ist ein guter Mensch, und das ist genug!" und er sang der Wirthin, die sich auf die Ofenbank gesetzt, manch' Schelmenliedchen, bis diese das Licht nahm und ihm die Kammer ihres Mannes zeigte.

Mißtöne.

Mozart hatte den kommenden Tag eigenhändig, in einem kleinen Bündel zusammengepackt, seinen zweitbesten Anzug, benebst einem seiner feinen Hemden, Herrn Lange nach Neckarau in den „Schwanen" gebracht. Auch einen besseren Hut hatte er unaufgefordert beigelegt und freute sich nun herzlich, als sein neuer Bekannter so ausstaffirt aus des Schwanenwirthes Kammer trat. Der bildschöne junge Mann sah in der That sehr stattlich aus, und jetzt erst zeigte sich, wie fein und anmuthig er sich zu bewegen wußte.

Die Wirthin verschlang ordentlich mit triumphirenden Blicken die schöne Gestalt, und es war ausgemachte Sache, daß Lange jetzt allen unbewachten Frauenherzen sehr gefährlich werden konnte. Mozart aber freute sich über sein Werk wie ein Kind. Die edle, gute Seele war ja so

uneigennützig, daß sie bei dem Anblick des fremden Mißgeschickes gar nicht an die eigenen schwierigen Lebensverhältnisse dachte!

Ach! hätte seine Mutter gewußt, was er hier im Uebermaß der Güte gethan, sie wäre verzweifelt, und zwar um so mehr, als sie der kluge Vater ja gerade dem Sohne mitgegeben, weil er dessen übertriebene Herzensgüte und Freigebigkeit neben seiner völligen Nichtachtung alles Geldes und Geldeswerthes kannte. Aber die gute Frau erfuhr die Sache erst, als sie nicht mehr zu ändern war, und nachdem sie Anzug und Hemd stundenlang gesucht und sich bis zur Nachhausekunft Wolfgangs über den Diebstahl die Augen roth geweint hatte. Was half es nun, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug, Amadeus küßte sie so lange und war so zärtlich, sprach auch so schön von wiedergeben, daß die gute Mutter endlich schweigen mußte; aber sie ging doch noch den ganzen Tag herum und schüttelte den Kopf.

Freund Lange war unterdessen kreuzfidel. Von Mozart dem Intendanten vorgestellt, hatte er demselben durch sein gewinnendes Aeußere sogleich gefallen, und der Mann, der gestern das erste musikalische Genie seiner Zeit mit Achselzucken abgewiesen, engagirte heute ohne alles Weitere und nur auf eine kleine Probe hin, den ihm sonst ganz unbekannten Lange.

Ein anderer Mensch wie Mozart würde sich sowohl durch dies Benehmen des Grafen Saviola, als auch durch diese Ironie des Schicksals aufs Tiefste gekränkt und

verletzt gefühlt haben. Amadeus nicht! . . . . seine Freude an Lange's Anstellung war von kindlicher Unbefangenheit, und als ihn dieser nun — auf sein neues Engagement hin — auch noch um ein kleines Anleihen in Geld bat, so gab er ihm auch dies noch.

Aber wie stand es denn nun mit seinen eigenen Angelegenheiten? Er hatte sie über den neuen Bekannten ganz vergessen! . . . . vergessen, und doch galt es nun vor allen Dingen hier Rath zu schaffen. Aber da war freilich guter Rath theuer!

Von dem Churfürsten abgewiesen, lag allerdings die Weiterreise nach Paris am nächsten. Mozart hätte sich darüber auch — trotz der ungünstigen Jahreszeit — gar nicht besonnen, wenn . . . . ja wenn ihn sein Herz nicht an Mannheim gekettet hätte! Aber der Gedanke, sich jetzt schon wieder von Aloysia und der Familie Weber, die er so lieb gewonnen hatte, trennen zu müssen, war ihm unerträglich.

Wolfgang machte es also, wie wir Menschen es immer machen, wenn wir etwas thun sollen, und es doch nicht thun wollen! Er sah sich nach allen nur möglichen Entschuldigungsgründen um, warum er Mannheim jetzt noch nicht verlassen könne, und deren fanden sich genug, da das Benehmen des Hofes alle seine dortigen Bekannten empört hatte und machte, daß diese sich nur enger an ihn anschlossen. Cannabich versprach ihm Schüler; bei Hofkammerrath Serarius, einem anderen Freunde und Verehrer, sollte er und seine Mutter für die Zukunft freie

Wohnung, bei Wendling's freien Tisch haben. Ein reicher Holländer endlich der ein großer Musikfreund war, bot ihm zweihundert Gulden für drei kurze und leichte Clavier-Concerte und zwei Compositionen für die Flöte. Auch suchte man ihn zu veranlassen, einige Duette für Clavier und Flöte zu schreiben, die auf Subscription herausgegeben werden sollten. Das gab nun freilich Arbeit für wenigstens zwei Monate, und da die Anerbietungen ihm annehmbar zu sein schienen, (und sein Herz nicht von Mannheim lassen mochte) so entschloß er sich zu bleiben. *)

In der That gestaltete sich die nächste Zeit auch recht angenehm. Die Prinzessin von Weilburg-Oranien, die damals in Kirchheim-Boland wohnte und deren Vorliebe für Musik und dramatische Kunst allgemein bekannt war, lud Mozart zu sich ein. Er brachte, in Gesellschaft Aloysia's und deren Mutter, die — ebenso wie Lange — auch geladen waren, acht glückliche Tage dort zu. Das war ein Musiciren, Declamiren, Aufführen von kleinen Opern und Lustspielen! und alles so nobel, so fein, so tactvoll und zugleich wieder mit so großer Freigebigkeit und Gastfreundschaft, daß man sich in das Elysium träumen konnte, zumal wenn man eine Geliebte, wie Aloysia, und einen Freund, wie Lange, zur Seite hatte. Auch im Weber'schen Hause wurde das Leben immer angenehmer

---

*) Oulibicheff: Mozart's Leben I. Thl. S. 113. Nissen: Biographie Mozarts: S. 338. Jahn: II. Thl. S. 131.

und behaglicher, wozu nicht wenig beitrug, daß Aloysia nun auch eine recht hübsche Gage vom Churfürsten bewilligt worden war, während sie das Publikum, als seinen Liebling, auf den Händen trug. Allerdings wurde dadurch Aloysia unmerklich und nach und nach der Haushaltung mehr entrückt. Die Proben und Aufführungen mehrten sich und die Anfängerin ward zur Hof-Sängerin!

Aber wenn dann auch Aloysia — durch die Proben oder durch Einladungen zu Hofe und in vornehme Cirkel verhindert — manchen Abend nicht mehr in dem kleinen, freundlichen Familienkreise zubringen konnte, so fand doch Mozart immer Constanze, die so ganz die alte geblieben war: die Seele des Hauswesens und doch dabei noch das kindliche, liebe, einfache Mädchen, mit dem tieffühlenden Herzen und dem offenen Sinn für alles Schöne und Gute. Bei ihr ward es denn auch Wolfgang immer so recht heimisch, still und behaglich. Es war ein ganz eigenthümlicher glücklicher Friede, der mit ihrer Nähe über ihn kam. Indessen hätte ein feiner Beobachter fast dasselbe bei Constanze gefunden. War Aloysia zugegen, zog sich die Schwester still zurück; ja sie schien dann immer mehr mit der Haushaltung beschäftigt und kam selten in das Zimmer. War aber Aloysia nicht zugegen, so widmete sie sich mit zarter Aufmerksamkeit dem lieben Gaste; behauptete jedoch immer die mädchenhafteste Zurückhaltung, so daß Wolfgang gar manchmal über diese reizende Vereinigung von kindlicher Scheu und jungfräulicher Liebenswürdigkeit staunte.

Nur eines wollte Amadeus bei seinem jetzigen Aufenthalte in Mannheim nicht behagen: und dies war das regelmäßige Stundengeben. Dafür war denn auch freilich seine freie geniale Seele nicht geschaffen. „Verwünscht sei das Schulmeistern!“ rief er oft, wenn er von einem seiner Schüler kam, der sich in stümperhaftem „Lernen“ auf dem Claviere fort zu arbeiten suchte.

In solchen Momenten fühlte er denn auch im tief Innersten seiner Seele, daß er sich in einer für sein großes Talent unpassenden Lage befand.*) Sein kühner Geist schwang gewaltig die Flügel, aber der Käfig war zu enge, um sie frei bewegen zu können. Es ergriff ihn dann wohl auch momentane Reue, daß er nicht gleich nach des Intendanten Antwort nach Paris gegangen, und Amadeus war verständig genug in diesem peinlichen Gefühle die Dornen zu erkennen, welche sich unter der Rosenkette einer allzufrühen Liebe bargen.

In einem solchen Momente schrieb er denn auch an seinen Vater: „Ich bin Compositeur und bin zum Capellmeister geboren, kann auch mein Talent im Componiren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat (ich darf ohne Hochmuth so sagen, denn ich fühle es nun mehr als jemals) nicht so vergraben und das würde durch die vielen Scholaren der Fall werden. Das Opernschreiben steckt mir stark im Kopfe, französisch lieber als deutsch, und italienisch lieber, als französich und deutsch!“ **)

---

*) Jahn: II. Thl. S. 155.

**) Nissen: S. 349. Jahn: II. Thl. S. 156.

Versteht sich von selbst, daß der kluge Vater — der ohnedem keine Ahnung von Wolfgangs Verhältniß zu Aloysia hatte — in seinem umgehenden Briefe zur Weiterreise nach Paris rieth. Dennoch würde sich der junge Mozart schwerlich losgerissen haben, wenn nicht plötzlich zwei Ereignisse einen schrillen Mißton in sein Mannheimer Leben geworfen hätten.

Schon in Kirchheim-Boland bei der Prinzessin von Oranien*) hatte Aloysia den jungen Lange näher kennen lernen, wie dies bei einem achttägigen Aufenthalte in einem und demselben Schlosse, ja bei gegenseitigem Zusammenwirken in den Concerten und Aufführungen gar nicht anders sein konnte. Ebenso sah sie ihn, als jetziges Mitglied der Mannheimer Bühne, sehr häufig, ohne jedoch hier mit ihm weiter in Berührung zu kommen. Obgleich nun Lange des jungen Mozarts Freund war, und alle Damen in der Stadt und am Theater für ihn, als einen Adonis, schwärmten, so war der erste Eindruck, den er auf Aloysia gemacht, doch durchaus kein guter. Vater Weber's einfache, stille und streng-sittliche Erziehung hatte in der Tochter Herzen die edelsten und würdigsten Grundsätze befestigt; in dem kleinen Hause an der Rheinbrücke war alles solide, streng geordnet und bürgerlich schlicht. Lange war nun — trotz der unbestrittenen hinreißenden Liebenswürdigkeit, die er entfalten konnte — von allem Dem gerade das Gegentheil. Sein Wesen erschreckte

---

*) Jahn: II. Thl. S. 164.

daher anfangs das Mädchen und beängstigte es, obgleich auch sie ihn, wie es ja nicht anders sein konnte, bildschön fand. Dazu kam der entschiedene und laut ausgesprochene Widerwillen den Vater und Mutter gegen dieses „leichtsinnige Genie" hegten; denn Lange war noch keine vier Wochen in Mannheim, als auch schon die ganze Stadt von seinen tollen und leichtsinnigen Streichen und Abenteuern erzählte. Mozart selbst ward von den Eltern Aloysias, ob seiner allzugroßen und übertriebenen Güte gegen den „Landstreicher," ausgescholten, zumal Lange natürlich gar nicht daran dachte, den geliehenen Anzug, benebst Hemde und Geldvorschuß zurückzugeben. In das Weber'sche Haus durfte der junge Schauspieler also gewiß keinen Fuß setzen, und doch schien es Mozart nach gerade, als ob sein leichtfüßiger Freund ein Auge auf Aloysia geworfen hätte. Er suchte ihr in dem Theater und auf der Straße zu begegnen, wenn er konnte, und zeigte sich, vermochte sie einem Zusammentreffen nicht auszuweichen, in der ganzen Fülle seiner bezaubernden Heiterkeit.

Freilich gab Aloysia dazu nicht im allerentferntesten Veranlassung; sie ging Lange sogar entschieden aus dem Wege und beobachtete gegen ihn noch weit mehr Zurückhaltung als gegen jeden anderen Menschen. War damit aber festgestellt, daß der neue „Adonis" nicht endlich doch durch seine Schönheit und bezaubernde Liebenswürdigkeit ein noch so unerfahrenes Mädchenherz gewinnen werde? Und Wolfgang fühlte recht gut, wie weit er, in der

äußeren Erscheinung, hinter dem Freunde zurückstand. So kam es denn, daß sich, ohne alle Veranlassung von Aloysia's Seite, dennoch eine leise Regung von Eifersucht in Wolfgangs Herz einschlich. Eifersucht aber ist — wie einer unserer geistreichsten Schriftsteller sagt — die Hypochondrie der Liebe. Sie, die selbst Jupiter auf dem Gipfel seiner Macht beschränkte, hat tausend Augen, und sieht mit denselben oft noch weit mehr, als wirklich zu sehen ist. Von ihr also ging der eine Mißton aus, der Wolfgangs Verhältnisse in Mannheim unangenehm berührte. Aber zu den Regungen der Eifersucht sollte sich nun auch noch ein Zweifel gesellen, der die bisherige Harmonie in Mozarts Seele ganz aus dem Gleichgewichte brachte.

Amadeus trug die schöne Brieftasche, die er zu Weihnachten auf so geheimnißvolle Weise erhalten, als ein theures Pfand der Liebe, stets bei sich. Dennoch hatte er bis jetzt der Mahnung des damals beiliegenden Zettels aus Pietät Rechnung getragen und nicht nur gegen Jedermann über dies ihm so liebe Geschenk geschwiegen, sondern sogar — was gewiß viel heißen will — desselben nie mit einem Worte gegen Aloysia erwähnt. Es war ja der Wunsch des „treuen Herzens." Heute aber überkam ihn in dieser Beziehung eine Versuchung, der er nicht widerstehen konnte.

Er hatte bei Webers zu Mittag gegessen. Aber trotz des gesunden Appetits, den er sonst zu diesen einfachen Mahlzeiten mitzubringen pflegte, schmeckte es ihm nicht, auch war er einsylbig geblieben, so daß sich eine Mißstim-

mung nicht verkennen ließ. Mozart hielt diese Mißstimmung aber auch für sehr begründet; denn er hatte erfahren, daß Lange diesen Morgen auf der Probe seiner angebeteten Aloysia ein allerliebstes Blumensträuschen überreicht habe. Das Geschenk eines feinen Bouquets mitten im Winter war nun allerdings etwas auffallend und vielsagend. Dabei wußte er freilich ebenso wenig, wie sehr Aloysia sich geweigert es anzunehmen, als er ahnen konnte, daß Lange es keinesweges für dieselbe absichtlich angeschafft, sondern — als Andenken an ein süßes Rendezvous mit einer allerliebsten Dame vom Hofe — heute Morgen erst mitgebracht. Aber um Erforschung der näheren Umstände bekümmert sich Eifersucht nie. Der leiseste Verdacht macht sie gegen alle Vernunft blind und öffnet ihr eine Welt des Argwohns.

Mozart hatte die Sache wenigstens verstimmt und zweifelhaft gemacht. Als er daher nach dem Essen mit Aloysia und Constanze einen Augenblick allein im Zimmer war, kam ihm der Gedanke: die Geliebte an jenen seligen Weihnachtsabend zu erinnern.

Er trat daher mit ihr in eine Fensternische, um von Constanzen, die den Tisch abdeckte, nicht gehört zu werden und sagte:

„Sie frugen mich eben, warum ich heute bei Tisch so still gewesen sei?"

„Ja!" — versetzte Aloysia mit der ihr eigenen Freundlichkeit. — „Man ist das gar nicht an Ihnen gewöhnt."

„Nun denn," — flüsterte Mozart, — „wissen Sie,

daß Sie mich durch die Annahme des Sträußchens aus Langes Hand, recht gekränkt haben?“

„Das wäre mir sehr leid!“ — versetzte Aloysia, und der Ton ihrer Stimme bewies die Wahrheit dieses Ausspruches. — „Aber ich konnte es, ohne ihn geradezu zu beleidigen, nicht abweisen. Geweigert habe ich mich lange.“

„Wenn Sie noch so dächten, wie an dem Weihnachtsabend . . . . .“

„Amadeus?! . . . .“

„Und wenn Sie wüßten, wie heilig ich Ihr liebes süßes Geschenk halte.“

„Mein Geschenk?“

„Nun, ich habe bisher geschwiegen, wie mir das „treue Herz“ gebot; aber in dieser Stunde lassen Sie mich desselben gedenken. Es hat mich so unendlich glücklich gemacht . . . .“

„Ja, was denn?“

„Nun, mein Gott!“ — sagte Mozart leise — „die schöne Brieftasche, die mir Ihre liebe Hand gestickt, und die Sie mir am Weihnachtsabend so geheimnißvoll sandten.“

„Eine Brieftasche?“ — wiederholte Aloysia halblaut.

„Ja! O verstellen Sie sich nur nicht!“ — bat Amadeus.

„Nein!“ — rief jene mit der größten Unbefangenheit — „das thue ich auch nicht. Aber von einer Brieftasche weiß ich kein Wort.“

„Wie?“ — rief jetzt Mozart, sich vergessend, indem er dieselbe aus der Brusttasche zog. — „So wollen Sie wirklich dies, ihr eigenes liebes Geschenk verläugnen?“

Aber in diesem Momente schracken beide zusammen. Constanze hatte eine Schüssel zur Erde fallen lassen, die unter lautem Krachen in viele Stücke zerbrach. Jetzt stand sie bleich und zitternd an einen Stuhl gelehnt. Als aber Mozart auf sie zuging, und sie die Brieftasche noch in seiner Hand gewahrte, wich die Blässe plötzlich einer dunkelen Gluth. Sie hatte nicht mehr die Kraft aufrecht zu stehen und sank weinend auf einen Stuhl.

„Sie sind erschrocken, liebe Constanze!“ — sagte Mozart jetzt theilnehmend.

„Ja!“ — versetzte diese leise — „der Fehlgriff . . . . . mit der Schüssel meine ich!“

„Nun!“ — rief Aloysia — „das ist ja kein so entsetzliches Unglück!“

„Doch!“ — rief Constanze in einem ganz eigenen unendlich schmerzlichen Tone und verließ rasch das Zimmer.

Mozart und Aloysia sahen sich betroffen an; sie begriffen die Schwester nicht. Wolfgang aber ging Wichtigeres im Kopfe herum, er kam daher auf sein Gespräch zurück und sagte:

„Aloysia! Ich frage Sie auf Ihr Ehrenwort: ist diese Brieftasche von Ihnen oder nicht?“

„Sie ist nicht von mir!“ — entgegnete diese bestimmt.

„Aber, mein Gott! . . . .“

In diesem Augenblicke trat die Mutter wieder ein und

das Gespräch war abgeschnitten. Mozart blieb von dem Momente an noch stiller als vorher und verließ bald das Haus. —

„Also nicht von Aloysia?!“ — rief er auf seinem Zimmer angekommen und ging mit großen Schritten auf und ab: — „Aber von wem alsdann?“

Plötzlich blieb er überrascht stehen, — es fiel ihm Constanzens sonderbares Benehmen wieder ein. War es doch schon auffallend, daß dem sonst so vorsichtigen Mädchen eine Schüssel aus der Hand geglitten, ... und dann ihr Erbleichen und Erröthen .... ihr Antworten und Forteilen? .... und das alles in dem Momente, in dem Mozart die verhängnißvolle Brieftasche herausgezogen ......

„Unmöglich!“—rief er jetzt.— „Sollte sie von ihr sein?“

Er fand keine Antwort; nur ein namenlos unbehagliches Gefühl bemächtigte sich seiner. In demselben Augenblicke brachte der Postbote einen Brief von Salzburg: der Vater bestand mit aller Energie auf der schleunigsten Weiterreise nach Paris.

Da ward es Amadeus plötzlich helle vor den Augen. Es kam ihm vor, als habe die Stimme des Schicksals gesprochen — — als rufe sein Genius: „Ja! fort nach Paris! Dort in der Weltstadt, die dir schon einmal zugejubelt, dort ist dein Platz! Du liebst Aloysia und sie liebt dich wieder. Bewahre ihr die Treue .... aber vergiß über die Liebe die Sendung nicht, die dir von Gott geworden!“

Und sein Entschluß war gefaßt. Vater Weber, Cannabich, Wendling und die übrigen Freunde konnten ihn jetzt nicht mehr tadeln, und so ungern sie den lieben Gast verloren, sahen sie doch Alle ein, daß der junge Mozart zu etwas anderem geboren sei, als in Mannheim an „Stundengeben" zu vertrocknen. Weber namentlich bestärkte ihn in seinem Vorhaben, indem er nicht undeutlich durchblicken ließ, daß Amadeus, der ihm jetzt schon fast zum Sohne geworden, sobald er eine Stellung in der Welt einnehme, die die Gründung einer Haushaltung zulasse, als Schwiegersohn doppelt willkommen sei.

Schmerzlich freilich war der Abschied von der Geliebten; aber die heiligsten Schwüre von beiden Seiten garantirten ja eine glückliche, stolze Zukunft. Constanze war seit jenem Unfall mit der Schüssel unwohl, Wolfgang mußte ihr also — in Begleitung der Mutter und der Schwester — an ihrem Bette Lebewohl sagen. Sie that es mit Herzlichkeit; aber jener Schleier sanfter Wehmuth, der so häufig über ihr lag, war jetzt noch tiefer herabgesunken. Wolfgang zitterte, als er ihr die Hand reichte und wußte doch nicht warum, Sie hielt sie einen Moment fest, drückte sie leise — und preßte dann ihr Haupt in die Kissen.

„Ich weiß nicht, was das ist!" — sagte die Mutter im Herausgehen — „das Kind war nie nervös und jetzt erfaßt sie Alles so gewaltig."

Zwei Stunden später waren Mozart und seine Mutter auf dem Wege nach Paris. Lange, auf einem feurigen

Nappen an der Seite des Wagens reitend, gab ihnen, da sie über Frankfurt gingen, bis nach dem lieben Heidelberg das Geleite. Hier hatte dieser schon im Ritter ein „famenses Frühstück" im Voraus bestellt. Gläser klangen, Witze sprudelten, — noch einmal gedachte man lachend des Zusammentreffens in Neckarau .... und dann ..... ein „Hoch auf die Zukunft!" und fort nach links und rechts.

Der Ruf zur Heimath.

O Jugend! goldene, herrliche Jugend! — du schöne Zeit glühender Phantasie: flattert nicht in dir die Einbildungskraft im Schimmer künftiger Größe? streut sie nicht das Sonnengold des Glücks über die ganze Erde? ebnet sie nicht alle Berge auf dem Wege der Zukunft und legt lächelnd Lorbeerkränze und Schätze, Ruhm und Ehre, Liebe und Freundschaft . . . . ja selbst Kronen auf unseren Pfad? Die ganze Welt ruht im Rosendufte eines schönen Morgens und die ganze Zukunft ist eine Blumenkette von Freuden, kühnen Thaten und noch stolzeren Hoffnungen. Ja gewiß, die Jugend ist die glücklichste Zeit unseres Daseins, denn in ihr leben wir in einer selbstgeschaffenen Welt, die nichts oder wenig von Täuschungen weiß und daher im Paradiese! Und ist es nicht göttlich schön! „arm an Menschenkenntniß und reich an Idealen“ zu sein? Wie herrlich schaukelt der

Kahn auf den vom Morgenwinde bewegten Wellen .... schaukeln, schaukeln wir! denn ach! auch die stolzen Wogen legen sich, und nur zu bald wird aus dem donnernden „Forte“ der Jugend das „Piano“ des Alters! Xerxes überschwemmte Griechenland mit einer Million Krieger, wollte selbst dem Meere Fesseln anlegen .... und wie gedemüthigt eilte er, still und geheim, in einem Fischerkahne nach Hause!

Wie viele Menschen gleichen ihm, träumen in jener goldenen Zeit von überschwenglichen Großthaten .... und besteigen Charons Nachen arm und leer, einen Friedhof geknickter Hoffnungen in der ausgehöhlten Brust.

Mozart war einundzwanzig Jahre alt, als er von Mannheim zum zweiten Male nach Paris ging .... nach Paris, ... in welchem seine ruhmvolle Kindheit so viele Lorbeeren geerntet hatte. Und doch war er damals nur ein „Wunderkind,“ während jetzt so manche bedeutenden Tonschöpfungen seine Größe als Musiker bewährt hatten, und sowohl Deutschland als Italien seinen Namen mit Stolz und Freude nannten. Durfte er da seine Erwartungen von Paris nicht hoch spannen? War es nicht ganz natürlich, daß die schönsten Jugendträume ihn erfüllten und die kühnsten Hoffnungen sich wie Feenpaläste bis in den Himmel aufbauten .... in den Himmel, in dessen Allerheiligstem das Bild seiner Aloysia thonte?

Waren doch schon in Mannheim alle seine musikalischen Freunde darüber einig gewesen, daß seine Compositionen in der Hauptstadt Frankreichs außerordentlich

gefallen würden; während er selbst die Fähigkeit in sich fühlte, alle Arten und jeden Styl von Compositionen nicht nur annehmen, sondern genial und originell wiedergeben zu können. Wie weit zurück war außerdem damals die französische Musik! Lully hatte sie in ihrer Kindheit angetroffen, ward aber durch sein unbestrittenes Talent der Schöpfer eines eigentlichen französisch-musikalischen Nationalgeschmacks. Er führte zuerst kühnere Dissonanzen in der Musik ein und componirte neunzehn Opern, deren Chöre meist festlich groß sind. Auch im Recitativstyl war er Meister, so wie er den Gesang verstand und durch eigenes Gefühl Gefühle weckte. Mit seinem Tode aber zerfiel die französische Musik wieder gar gewaltig, da es durchaus an Genie's fehlte, das Begonnene zeitgemäß weiter zu führen.

Selbst Rameau, der 1733 in seinem fünfzigsten Jahre mit seiner ersten Oper: „Hippolyte et Aricie“ auftrat, und dieser zweiundzwanzig andere Compositionen derselben Art folgen ließ, drang für die Dauer nicht durch. Er durchbrach zwar den engen Kreis, den sich die früheren Tonsetzer gezogen hatten, wußte durch Feuer und Kenntniß der Harmonie und Mittel große Wirkungen hervorzubringen, aber er überlud seine Musik und wurde aus Sucht nach Originalität gar oft geschmacklos und barock. Rousseau bekämpfte ihn heftig; indessen ward alles Nationale durch die Vorliebe für die Italiener erdrückt, denn schon die Prachtliebe Ludwig XIV. hatte unter Mazarin eine italienische Oper geschaffen. Es gab sich

daher um die Zeit, von der wir sprechen, in Paris derselbe Kampf fund, der in der Musik damals auch Deutschland bewegte: die Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten rangen mit der Süprematie Italiens. Die Italiener führten in Paris die Werke Pergolesi's, Jomelli's und Leo's auf, wogegen die Opéra comique unter Philidor und Monsigny den französischen Nationalgeschmack vertrat.

Mehr aber als irgend etwas Anderes schien der kühne Geist eines Deutschen Einfluß auf die französische Musik üben zu sollen, und dieser Deutsche war .... Ritter von Gluck.

Gluck kam in seinem sechszigsten Jahre 1774 — also vier Jahre vor der Zeit von der wir schreiben — nach Paris. Sein eigenthümlicher Sinn, die Alles mit sich fortreißende Beredsamkeit seiner Tonsprache, die Hoheit seines Styles, die ergreifende Wahrheit seines Ausdrucks, riefen auch dort bei Vielen Begeisterung hervor. Dennoch vermochte er nicht durchzudringen, gab indessen die Veranlassung zu einem höchst interessanten aber wüthenden Kampfe zwischen der neueren und der bisher allgewaltigen italienischen Musik. Sein Gegner war Piccini, dessen Talent sich allerdings in den reizendsten und lieblichsten Melodien zeigte. Der Kampf wurde indessen so heftig, daß sich ganz Paris mit hineingezogen sah, und sich bald in Gluckisten und Piccinisten theilte. Dennoch wirkten beide Größen nicht bleibend auf den Nationalgeschmack der Franzosen, der nach wie vor Chansons und Vaudevilles

aller Art den tieferen Compositionen und dem größeren Gesangstyle vorzog.

Aber konnte denn hier nicht vielleicht das reiche Genie eines Mozart segensvoll und glücklich wirken?

Xerxes, sagten wir oben, wollte dem Meere Fesseln anlegen .... warum sollte der einundzwanzigjährige Wolfgang Amadeus Mozart nicht daran denken dürfen, den musikalischen Geschmack der Franzosen veredeln zu können? Fühlte er doch wie es immer mächtiger und mächtiger in seinem Innern in gewaltigen Schöpfungen rang, — wie er vergehen müsse, wenn dieser Drang nicht bald Befriedigung finde. Es waren die nahenden Geburtswehen großer Thaten, die ihn zerrissen, beunruhigten, anfeuerten und stürmisch vorwärtstrieben. Die Churfürsten von Bayern und der Pfalz hatten es verschmäht, ihm an ihren Höfen den Boden zu gönnen, auf dem sein schöpferischer Geist Wurzel schlagen könne, um sich dann gleich einer Ceder Libanons bis an den Himmel zu erheben; jetzt galt es, sich diesen Boden in Frankreichs Hauptstadt zu erobern.

Mit solchen Gedanken, Hoffnungen und Wünschen beschäftigt, fuhr denn auch Mozart jetzt, an der Seite seiner Mutter, Paris zu, und jemehr er sich dieser Weltstadt näherte, desto fester ward in ihm die Ueberzeugung: hier werde er eine glänzende Carriere machen. Und waren ihm nicht von früher eine Unmasse von begeisterten Beschützern gewiß? Grimm, d'Allembert, Baron von Holbach, Madame d'Epinay, die Gräffin Tessé, Noverre,

Le Gros, Mylord Bedford, Fürst Gallizin, die Prinzessin von Bourbon, die Königin selbst und eine Menge der höchstgestellten Personen? — Die schöne Espinasse freilich war gestorben; der unerbittliche Tod hatte sie in ihrem einunddreißigsten Jahre hinweggerafft, und ihm dadurch allerdings eine Hauptstütze geraubt; aber wie viele neue Verehrer waren dafür vorauszusehen. Es konnte ja gar nicht fehlen!

Mozart's Hoffnungen schienen sich aber auch in der That gleich bei seiner Ankunft in der großen Stadt verwirklichen zu wollen. Fortuna, die in Deutschland vor ihm geflohen war, schien ihn an den Thoren von Paris zu erwarten. Ein Gesicht von guter Vorbedeutung, das eines bewährten Freundes, war eines der ersten, das ihm aufstieß, als er den Ort wieder betrat, in welchem er in seiner Kindheit so große Triumphe gefeiert.

Es war Grimm. Man kann sich die Freude denken, als sich beide wiederfanden. Grimm hatte sich in den fünfzehn Jahren, die sie sich nicht gesehen, kaum verändert, nur etwas corpulenter und stattlicher war er geworden; aber Amadeus?! . . . er, der damals ein Kind, stand jetzt als junger Mann, zugleich aber als bewährter Künstler, vor dem damaligen Secretair des Herzogs von Orleans.

Was aber Wolfgang mehr als alles andere freute, war, daß Freund Grimm sich gegen ihn auch nicht im Inneren verändert hatte, obgleich seine sociale Stellung jetzt eine ganz andere war. Der Schriftsteller, der unterdessen Gesandter, und der Bürgerliche, der baronisirt

worden, liebte Mozart noch immer und war gegen ihn ganz der Gleiche, wie früher. Auch machte er sofort seinen Einfluß und seine Verbindungen in der großen, so wie in der musikalischen Welt von Neuem für den jungen Musiker geltend.

Mozart wurde der Tischgenosse der anmuthigen und geistreichen, ihm schon von früher bekannten Frau von Epinay, von Noverre und Le Gros, der nicht weniger berühmt als die beiden Ersteren, aber für Wolfgang — als Director des Concert spirituel — eine ungleich wichtigere Person war. Auch ein Theil der anderen Freunde empfing den jungen deutschen Künstler freundlich, und doch mußte sich Wolfgang schon nach den ersten Tagen eingestehen, daß er auch hier wieder auf eine bittere Täuschung gestoßen sei. Er erwartete die alte, dem Kinde gewährte herzliche Freundlichkeit, und fand .... einen artigen aber meist ziemlich kalten und ceremoniellen Empfang. Der Enthusiasmus für das „Wunderkind" war verrauscht, die weiteren Erfolge des heranwachsenden Künstlers mußten die Bewohner einer Weltstadt wie Paris, die Genossen eines Hofes, wie der zu Versailles — die Tag für Tag von einem Genusse zu dem anderen taumeln und in dem Wogenschlage des ewig Neuen, das gestern neu Gewesene schnell vergessen — bald aus den Augen verlieren. Viele entsannen sich seiner kaum mehr und hatten für den jungen Mann nur die bekannte Protectormiene, die überall vornehme Nichtswisser gegen Männer der Kunst und der Wissenschaft anzunehmen pflegen, um damit die eigene

Hohlheit verbergen und sich alle Ansprüche fern halten zu können.

Ach! warum ist das Geschick gerade so reich an Dornenkronen für die Häupter der edelsten Menschen? Auch Amadeus sollte es an Demüthigungen nicht fehlen.

Baron von Grimm wollte Mozart der Prinzessin von Bourbon in das Gedächtniß zurückrufen, die ihn ja bekannterweise als Kind gekannt und geschätzt hatte. Er übergab ihm also zu diesem Behufe ein Empfehlungsschreiben an die Herzogin von Chabot*) eine der Damen der Prinzessin. Der Brief wurde übergeben und Wolfgang auf acht Tage später beschieden.

Am bezeichneten Tage nun fand er sich ein. Es war sehr kalt und unfreundlich, dennoch mußte er eine halbe Stunde in einem ungeheizten Zimmer warten. Er ging verdrießlich auf und ab und that, was er jetzt immer zu thun pflegte, wenn er mißstimmt war, er suchte das Gleichgewicht seiner Seele durch den Gedanken an Aloysia wieder zu finden. Zu ihr flog auf jetzt sein Herz und sein Geist. Er sah ihre reizende, jungfräuliche Erscheinung, er hörte ihrer Stimme zauberhaften Klang, er saß in der kleinen Erkerstube in dem lieben Hause am Rheinthore zu Mannheim neben ihr und schaute ihr selig in die Augen. Aber auch diese reine Stimmung blieb nicht lang. Er erinnerte sich zugleich auch des Vorganges mit der Brieftasche, — — Constanzen's seltsames Benehmen und beunruhigende

*) Oulibicheff S. 117 u. f. Jahn: II. Thl. S. 274.

Zweifel und Vermuthungen füllten seinen Kopf. Auch Langes gedachte er. Und seine Seele marterte der Gedanke: „Wird mir Aloysia auch treu bleiben?“

Endlich erschien die Frau Herzogin. Sie empfing Wolfgang mit der größten Höflichkeit; bat aber um Vergebung, daß kein besseres Clavier da sei, als das, was in diesem Zimmer stehe, — die übrigen seien nicht gestimmt, Mozart möge es also nur mit diesem versuchen, und bei diesen Worten deutete sie auf ein schlechtes Instrument, das Wolfgang bis dahin gar nicht angesehen. Diese Zumuthung war bei dem Zustande des Claviers und der Kälte allerdings etwas stark. Mozart erklärte denn auch in der That, daß er von Herzen gern Etwas vortragen würde, jetzt aber wäre es ihm unmöglich, da seine Finger vor Kälte ganz steif seien. Man möge ihn doch wenigstens in ein Zimmer führen, wo ein Kamin mit Feuer sei.

„O oui, Monsieur, vous avez raison!“ — rief die Herzogin; aber das war auch ihre ganze Antwort. Dann setzte sie sich nieder und fing an en compagnie mit verschiedenen jungen Herren, die sich alle in einem Kreise um einen großen Tisch niederließen zu zeichnen. Da hatte Mozart nun die Ehre eine ganze Stunde zu warten. Fenster und Thüren waren dabei offen; er starrte an den Händen und zitterte am ganzen Leibe vor Frost, auch der Kopf fing ihm an wehe zu thun.

Welche Situation für einen Künstler, wie Mozart! Und Niemand wandte auch nur das Haupt nach ihm. Man

schwatzte, lachte, zeichnete .... aber für den deutschen Componisten hatte Niemand Auge oder Ohr.

Mozart's Galle stieg, schon griff er nach dem Hute .... da fiel ihm ein, daß er durch ein barsches Weggehen seinen edlen Freund Grimm compromittiren könne, und .... Amadeus blieb.

Endlich um auf eine anständige Weise fortzukommen, spielte er auf dem elenden Clavier eine Fischer'sche Variation. Da aber auch jetzt weder die Frau Herzogin noch die Herren Acht gaben, sondern im Schwätzen und Zeichnen ungestört fortfuhren, stand er mitten im spielen auf. Aber er biß die Zähne zusammen, als es nun von allen Lippen tönte.

„O, c'est un prodige!“ — „C'est inconcevable!“ — C'est étonnant!“*)

Die Worte klangen ihm wie Hohn, obgleich sie nur leeres Artigkeitsgewäsch waren, wie man es so oft im Leben hört.

Er aber sagte, was hier zu sagen war: daß er an diesem Clavier keine Ehre einlegen könne, die Frau Herzogin möge daher die Gnade haben, einen andern Tag zu wählen und dann ein besseres Instrument zu seiner Verfügung stellen. Sie aber gab nicht nach, Mozart mußte noch eine halbe Stunde warten, bis der Herzog von Chabot selbst kam. Glücklicherweise war dieser einsichtsvoller als seine Gattin. Er setzte sich mit freundlichen

*) „O, es ist ein Wunder!“ — „Es ist unfaßlich!“ — „Es ist erstaunlich!“

Worten neben Amadeus und hörte ihm mit der vollsten Aufmerksamkeit zu; und Mozart? . . . . ach, die edle Seele! . . . er vergaß darüber Kälte, Kopfweh und Beleidigung und spielte auf dem miserablen Claviere so schön, so herrlich, so hinreißend, wie er zu spielen pflegte, wenn er in bester Laune war!

Mir scheint — sagt bei dieser Gelegenheit Dulibicheff — die naive Art des Berichtes unter mehr als einem Gesichtspunkte ein helles Schlaglicht auf den Charakter Mozart's zu werfen. Noch nie war ihm wahrscheinlich eine solche Aufnahme zu Theil geworden. Man läßt ihn wie einen Lakaien warten, sagt ihm kein Wort über die Veranlassung seines Besuches, sondern deutet nur mit dem Finger nach einem Meubel im Zimmer, das ein Clavier vorstellt. Man schien ihm damit andeuten zu wollen: Sie verstehen doch Nichts als dies; gehen Sie dorthin, während wir uns mit anderen Dingen beschäftigen wollen. Er beklagt sich über die Kälte; man verlacht ihn und läßt ihn sich erkälten. Und zu was für einer Zeit nahm sich die Herzogin von Chabot heraus, einen berühmten Künstler auf solche Art zu behandeln? zu einer Zeit, in welcher der Adel in Frankreich stolz darauf war, sich Gelehrten und Künstlern beizugesellen, deren Ruhm er thörichter Weise theilen wollte, und die lächerlichen Ansprüche machte, diesen durch ein vierzeiliges Verschen, ein Pastellbildchen oder ein Liedchen sich anzueignen. Man denke sich einen französischen Musiker von Ruf an Mozart's Stelle, und stelle sich die in höflicher Form vorgebrachten epigrammatichen Redens-

arten, die ehrerbietigen Sarkasmen vor, mit denen die Frau Herzogin ihre Unverschämtheit hätte abbüßen müssen. Ein anderer deutscher Musiker hätte ihr seine Meinung weniger höflich gesagt, oder hätte ihr, ohne ein Wort zu verlieren, den Rücken gekehrt. Und Mozart, der unter allen Menschen das geringste Talent zum Hofmanne besaß, Mozart, der eine so hohe Meinung von der Würde der Kunst und ein so lebhaftes Gefühl von seiner persönlichen Würde hatte, was thut er, als er sich wie einen musikalischen Automaten behandelt sieht? Er wartet eine Stunde lang geduldig. Was verhinderte ihn wegzugehen, oder eines jener schneidenden Worte hören zu lassen, die er selbst Souverainen nicht schenkte, wenn er glaubte, daß sie es verdient hätten? Befürchtete er, der Herzogin zu mißfallen; war ihm bange, der Audienz und des Geschenkes der Prinzessin von Bourbon verlustig zu gehen? Nein, Mozart schluckt die Beleidigung hinunter, — weil er seinen Freund Grimm zu betrüben oder zu compromittiren fürchtet. Einen jener Gründe vorzuschützen, die Niemanden fehlen, wenn man eine Gesellschaft verlassen will, die einem mißfällt; ein so einfaches Mittel, die Rücksichten, die man der Freundschaft schuldet, mit den Pflichten gegen sich selbst in Einklang zu bringen, kam entfernt nicht in seinen Sinn. Jede Art von Lüge, selbst wenn sie unter dem verführerischen Gewande einer unschuldigen List sich ihm aufdrängte, und wenn das Verbergen der Wahrheit fast unumgänglich nothwendig wird, verschmähte seine reine Seele. Der Ausgang dieses Abenteuers ist aber noch

charakteristischer. Man weiß, was in der Regel die Eigenliebe eines Künstlers zu bedeuten hat, die Herren Künstler sind an dieser Stelle so leicht verwundbar, daß ein abgemessenes Lob, ein Compliment ohne Uebertreibung, eine Vergleichung, die man für schmeichelhaft für sie hält, sie zuweilen wie eine offenbare Beleidigung verletzen können. Sie besitzen namentlich für Leute ein sehr getreues Gedächtniß, die ihnen nicht mit der Aufmerksamkeit zugehört haben, wie sie sie erwarteten. Es ist sehr schwer, oft unmöglich, dieses Versehen bei ihnen wieder gut zu machen. Hier haben wir nun einen Künstler, der in der guten Meinung von sich keinem anderen seiner Genossen nachsteht, und nur darin sich unterscheidet, daß er sich über diesen Punkt weniger täuscht, als viele Andere. Dieser Künstler wird auf alle Arten grausam gedemüthigt, und zu dem moralischen Dulden, dem er sich unterwerfen muß, gesellt sich noch physisches Unbehagen. Gewiß hatte er alle Ursache zu grollen; aber da kommt Jemand, der Vergnügen daran zu finden scheint, den Künstler zu hören, und der Künstler vergißt sein Unbehagen, ja selbst die Beleidigungen, die ihm seit zwei Stunden zu Theil werden, und setzt sich zum Spiele an einem schlechten Spinet nieder und spielt, wie wenn er es that, wenn er in bester Laune war. Erkennt man darin nicht ein Kind vom glücklichsten Naturell, das ungerecht gezüchtigt, zwischen seinen Thränen hindurch, dem nächsten besten Vorübergehenden zulächelt, der es liebkost. Hiebei muß man bedenken, daß das Vergnügen, seine Zuhörer zu fesseln, bei Mozart weit mehr eine Sache des

Gefühles, als der Eigenliebe war. Es war dieß, wie wir an anderer Stelle sehen werden, eine Folge von seiner Leidenschaft für die Musik, die ihm selbst mehr Genuß machte, wenn er Anderen welchen verschaffte. —

Aber es gefiel überhaupt diesmal Amadeus nicht in Paris. Unter allen jungen Reisenden, welche Neugierde oder Geschäfte je nach Paris führten, gibt es vielleicht keinen, den die Freuden dieses Ortes schneller und mehr anekelten, als Mozart. Die Pariser Sitten sagten seiner deutschen Geradheit nicht zu; er fand die Franzosen weit weniger liebenswürdig, als sie es vor fünfzehn Jahren waren; ihr Nationalcharakter schien ihm voller Fehler, die, als in einer Hauptbeschwerde gegen sie zusammenlaufend, sich in dem kurzen Satze aussprechen ließen: daß die Franzosen die Musik nicht verstünden. Es gab Alles in Paris, außer einer Oper, in der gesungen wurde und einem Publikum, das keine Ohren von Horn hatte; — für Mozart gab es also nichts. Häufige und energische Klagen verrathen die Unbehaglichkeit, die er fühlte. So schreibt er unter Anderem an seinen Vater:

„Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig von der Musik verstünden, so würde ich von Herzen zu allen diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Bestien (was die Musik anbelangt). Wie kann es aber anders sein? Sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nicht anders — es gibt ja keinen Ort in der Welt, wie Paris. Sie dürfen nicht glauben, daß ich übertreibe,

wenn ich von der hiesigen Musik rede. Wenden Sie sich, an wen Sie wollen — nur an keinen gebornen Franzosen — so wird man Ihnen (wenn es Jemand ist, an den man sich wenden kann), das Nämliche sagen. Nun bin ich hier. Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Geschmack davon komme. Ich bitte auch alle Tage Gott, daß er mir die Gnade gibt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammen kommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können."

Bei den letzten Worten dachte er freilich auch an sich und Aloysia, obgleich sich in der That schon allmälig die Hoffnungen, die er auf Paris gesetzt, bedeutend abkühlten. Vom Hofe ließ sich nichts vernehmen, die Zeit verstrich, der Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs kostete viel Geld und so mußte er sich abermals begnügen einige Schüler anzunehmen.

Aber die Täuschungen sollten sich noch gewaltig mehren, die freudigen Erwartungen immer mehr sinken, — ja es war, als habe das Schicksal diesen Aufenthalt in Paris zu einer wahren Prüfungszeit unseres armen Freundes ersehen.

Capellmeister Holzbauer in Mannheim hatte kurz vor Amadeus Ankunft ein Miserere von seiner Compo-

sition dem Concert spirituel zugeschickt, damit es in der Charwoche aufgeführt würde. Der Componist hatte nun aber seine Musik dem Personale von Mannheim angepaßt, wo die Choristen schlecht und in kleiner Anzahl vorhanden waren, in Paris waren sie dagegen zahlreich und vortrefflich.

Le Gros, der Director jenes Institutes, forderte daher Mozart auf, andere Chöre zu componiren, die mehr im Verhältnisse zu den Mitteln stünden, über die das Concert spirituel zu verfügen habe. Wolfgang that es mit Freuden und der Director, wie alle Kunstgenossen, waren von seiner Schöpfung entzückt. Was aber geschah?

Als der Tag erschien, an welchem das Miserere aufgeführt werden sollte, stand Mozart's Name nicht einmal auf dem Anschlagzettel, und von seinen vier neu componirten Chören, ließ man die zwei schönsten weg!

Auch eine Symphonie-Concertante hatte man bei ihm von Seiten jenes Institutes bestellt. Sie hatte ein noch viel unglücklicheres Geschick .... sie kam, trotz ihrer Schönheit, gar nicht zur Aufführung.

Aber wo lag nun der Grund zu all diesem Unglück? Wo er in Mailand, in Wien, in München und Mannheim gelegen ..... in dem stets gleichen Schicksale aller großen Männer .... in dem Neide und in der Angst kleiner Seelen, verdunkelt zu werden! Ruhm und Neid entstehen ja aus einem und demselben Ei; nur daß der Ruhm wie ein Adler zur Sonne emporsteigt, der Neid

aber wie eine Schlange im Staube dahinkriecht, bis er den Feind in die Ferse sticht. Neid folgt dem Verdienste, wie der Rauch der Flamme und der Schatten dem Körper; ja er kann bis zum Haß wachsen, der das Leben des Beneideten vergiftet und nach dem Tode noch sein Grab mit Geifer übergießt. Hatten in Mailand Fioreni und Grimani, in Mannheim Abt Vogler die Rolle der Schlange übernommen, so thaten dies in Paris Piccini und Gretry. Beide erkannten gar bald den Riesengeist, der — in musikalischer Beziehung — in diesem jungen Deutschen wohnte; beide ahnten instinktartig die geniale Allgewalt, die seine Schöpfungen immer mehr und mehr entfalten würden. Es galt daher, — zumal jetzt, wo der Kampf der national selbstständigen Musik mit der italienischen so wüthend begonnen hatte — diesem neuen Nebenbuhler und Kämpen alle Wege zu versperren. Was Gluck nicht gelungen ..... Mozart konnte es ja vielleicht erreichen!

Aber Piccini und Gretry waren in Paris anerkannte Größen, während Mozart — selbst von den meisten seiner früheren Beschützer und Verehrer im Stiche gelassen — fast vereinzelt in der ungeheuren Stadt dastand. Piccini und Gretry hatten Einfluß, Anhang und Vermögen — Mozart stand nichts zu Gebote als sein Talent und dieses verhinderten seine Feinde zur Geltung zu gelangen.

Mit welcher Sehnsucht, eine Oper für Paris zu schreiben, war Wolfgang hiehergekommen. Seine Feinde wußten auch dies zu vereiteln. Nicht einmal einen

ordentlichen Text konnte er erlangen! Sein Herz wollte springen, seine Seele blutete .... aber warum war er auch so ein Thor: Talent und Genie zu besitzen, mit den Flügeln der Begeisterung der Sonne des Ruhmes entgegenzustreben, — Großes, Edles, Erhabenes zu wollen? — Wäre er ein Tropf, ein Alltagsmensch, ein Schmeichler, ein Kriecher gewesen, Niemand hätte ihm etwas in den Weg gelegt, — ja man hätte ihn vielleicht gehoben ..... um ihn als Folie zu benutzen. Aber woher denn, um Gottes Willen, der Unterschied, zwischen dem, von so ungeheueren Erfolgen begleiteten, ersten und diesem zweiten Aufenthalte in Paris, bei dem Mozart fast so ganz unbeachtet blieb?

Was sah man — wir sagen nicht: was hörte man — im Jahre 1763?

Ein Kind, einen allerliebsten kleinen Jungen, der auf dem Claviere die außerordentlichsten Kunststücke ausführte, über einer Serviette spielte und die geschicktesten Männer in diesem Fache zu Schanden machte; mit einem Wort: „ein Wunder!" Das mußte in Paris Effekt machen, begeistern, hinreißen! Das war etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes, etwas Piquantes! Hof und Stadt wollten, — ja sie mußten des guten Tones wegen das Kind sehen, das für sein Alter so Ungeheueres leistete. Man feierte ihn in Versen und Prosa; man verfertigte sein Bild, wie man vor einigen Jahren, das der Giraffe machte, und um diesem Bilde noch mehr Charakter zu geben, malte man auch seinen Führer mit seiner Violine in der Hand dazu.

Wie ganz anders nach fünfzehn Jahren! Unter welchen Veränderungen zeigt sich nun jenes sehenswerthe und unterhaltende Ding wieder?

Unter der Gestalt eines keineswegs ansehnlichen jungen Mannes; — eines Mannes, der zwar einen Orden hat, ihn aber aus Bescheidenheit nicht trägt; — der sich Ritter von Mozart nennen kann, aber, weil er das Schlichte liebt, diesen Titel nie gebraucht; — der kaum zu grüßen versteht, Niemanden Schmeicheleien sagt, um keine Gunst buhlt, weder kriecht noch prahlt . . . . . mit einem Worte Nichts für sich hat, als . . . . ein eminentes Talent!

Aber die Franzosen waren wohl im Stande sich von Orden und Titel blenden, von Feinheit und Gewandheit gewinnen zu lassen . . . . nicht aber jenes Talent zu beurtheilen, während Mozart es unter seiner Würde fand zu Intriguen seine Zuflucht zu nehmen. Wer die Wahrheit sagt, Lüge und Charlatanismus verachtet, die Cabale haßt, und Edles will, ist in der socialen Welt immer verloren, wie hätte Mozart ein anderes Schicksal werden sollen?

So waren bereits sechs Monate vergangen und Amadeus sah sich in Nichts gefördert. Er hatte sich für Le Gros und Noverre beinahe zu todte gearbeitet, ohne auch nur einen Pfennig von diesen zu erhalten. Alle Hoffnungen waren gescheitert und nun blieben — was ihn noch mehr quälte — auch die Briefe Aloysias mehr und mehr aus. Ach! das gelobte Land, das er suchte, fand er nicht! nicht einen festen Boden, auf dem er sich

wie ein Riese erheben konnte, — nicht eine Heimath für sich und die Geliebte, — nicht einen Wirkungskreis, wie er ihn so sehr bedurfte.

Da traf ein neuer furchtbarer Schlag sein Haupt: seine Mutter, die er auf das Zärtlichste liebte, starb in seinen Armen. Aber mit diesem Schlage war auch das Maaß des Widerwillens gegen den Aufenthalt in Paris überfüllt. So liebevoll Baron Grimm und Frau von Epinay sich seiner annahmen ..... er vermochte nicht mehr zu bleiben. Und als ob auch das Schicksal sich endlich einmal seinen Wünschen fügen wollte, kam ihm ein Ruf in die Heimath zu: sein treuer alter Vater hatte ihm bei dem Fürstbischof von Salzburg die Stelle eines „Hof- und Dom-Organisten“ mit vierhundert Gulden Gehalt .... erobert!

Das also, großer Mozart, war die Frucht all dieser Reisen! Könige und Völker hätten sich um deinen Besitz streiten, auf ihn stolz sein sollen. .... und .... du kehrst als „Organist“ nach Salzburg zurück!

Und doch, wie leicht schüttelst du den pariser Staub von deinen Füßen! Ja, wenn du nicht einen Hügel zurückgelassen, der dir unendlich lieb und theuer, du hättest gejauchzt, als das Weichbild der Weltstadt hinter dir lag.

Und vor dir, vor dir! was lag da? .... Immer noch eine Welt der Ideale, ... und zunächst ein süßes Wiedersehen in Mannheim!

Und wieder Täuschung.

Es hatte sich unterdessen in der Pfalz viel geändert. Mannheim war mit dem Verluste des Hofes bedroht, und da für diesen Fall auch die Mitglieder der Oper dem Churfürsten zu folgen hatten, so war selbst im Weber'schen Hause eine peinliche Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, eingetreten. Die Sache aber verhielt sich wie folgt: Karl Theodor, Churfürst von der Pfalz, war der Erbe des Churfürsten von Bayern: Max Joseph.

Anderthalb Stunden nach Max Joseph's Verscheiden, am 30. December 1777, noch vor Sonnenuntergang, hatte der Staatskanzler Kreitmayr aus dem nur ihm bekannten Kästchen mit dem Testamente des Churfürsten eine schon ausgefertigte Verkündigung von dem Regierungsantritte des Churfürsten von der Pfalz auch über Bayern durch einen

Herold in den Straßen von München ausrufen lassen und darauf erst den Courieren der Gesandten die Thore geöffnet.

Der Courier von München, welcher dem dreiundfünfzigjährigen Karl Theodor die Nachricht von der Erbfolge in Bayern zu überbringen hatte, traf ihn, als er gerade dem Schlußgottesdienste des Jahres 1777 beiwohnte. Die Kunde berührte ihn schmerzlich. „Nun sind deine guten Tage vorüber!“ — sagte er halblaut zu sich selbst, und ganz Mannheim wiederholte diesen Ausspruch für sich, und .... es hatte nur zu sehr recht.

Karl Theodor ging — wie dereinst Georg I. von Hannover nach England — nur ungern aus seiner geliebten Pfalz weg; reiste aber doch, da es sein mußte, noch dieselbe Nacht ab. Sein Geschäftsträger, Baron Hammerstein, kam ihm unterweges entgegen, um ihn zu beglückwünschen; aber er erwiederte unwillig: „Allzuhastig! Allzuhastig!“

Am 2. Januar 1778 zog er in München ein. Da aber auch Oesterreich Anspruch auf Bayern machte, so waren schon österreichische Occupationstruppen im Lande erschienen .... und zwar schon nach den ersten Erkrankungsnachrichten des dahingeschiedenen Churfürsten, die zwei hinter einander abgefertigte Couriere des Freisinger Domherrn, Grafen Lehrbach, nach Wien gebracht hatten.

Karl Theodor's erstes Auftreten in München bezeigte sogleich seine volle Abneigung gegen das neue Land.

Er unterzeichnete schon am 14. Januar einen Vertrag mit Oesterreich, den sein Gesandter, Baron Ritter, bereits am 3. Januar, also vier Tage nach Max Joseph's, des letzten Churfürsten von Bayern Tode, zu Wien abgeschlossen hatte, kraft dessen bedeutende Abtretungen von Bayern an Oesterreich gemacht wurden. Die Gegenleistung dafür Seitens Oesterreichs waren reichliche Versorgungen für Karl Theodors natürliche Kinder.

Nicht also das neue Land, sondern diese natürlichen Kinder, die Fürstin Caroline von Isenburg-Offenbach-Birstein*) und die Grafen und Gräfinnen von Bretzenheim, — lagen dem neuen Herrn vor allem Andern am Herzen.

Da trat zur Rettung der Integrität Bayerns eine Frau auf, die energische Schwester der Gemahlin Karl Theodor's, Maria Anna, Gemahlin des 1770 verstorbenen Herzogs Clemens, des Sohnes Ferdinand's, eines Bruders Kaisers Karl VII. Eiligst schrieb sie an ihren Freund, Friedrich den Großen:

„Ich altes Weib muß jetzt ein Mann sein, weil aus allen unseren Männern alte Weiber geworden sind."

---

*) Sie war ein Kind einer früheren Maitresse des Churfürsten: der schönen Mannheimer Bäckerstochter, Huber, welche er später zur Gräfin von Bergstein (Parkstein) erhob. Caroline heirathete 1776 den pfälzischen Oberhofmeister, General und Hofgerichtsraths-Präsidenten Fürsten Friedrich von Isenburg-Offenbach-Birstein.

Friedrich dagegen schrieb zurück:

„Ah, Madame, que n'étiez vous Electeur, nous n'aurions pas vu arriver les honteux événemens, dont tout bon allemand doit rougir jusqu' au fond du coeur!“*)

Maria Anna trat denn auch sofort in Verbindung mit dem geheimen Agenten Friedrichs, dem weimar'schen Obristhofmeister Grafen Görz, sowie mit dem Gesandten des Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken in München, Baron Hohenfels. In Folge dieser Unterhandlungen aber wurde Pfalzgraf Karl von Zweibrücken bestimmt, seine Einwilligung zu dem österreichischen Vertrage zu versagen, worauf er München verließ und bei dem Reichstage feierlich protestirte. Man suchte darauf Hohenfels zu bestechen, aber umsonst. Obgleich er nicht vermögend war, schlug er eine halbe Million Gulden, die schon auf dem Tische aufgezählt war, kaltblütig und ehrlich aus.

Friedrich der Große ließ nun, da die Unterhandlungen fehlschlugen, sein Heer an die böhmische Gränze vorrücken, es kam zu dem sogenannten „bayerischen Rummel,“ dem einjährigen Kriege, und im Frieden zu Teschen, mußte Oesterreich statt eines Länderbesitzes von einigen hundert Quadratmeilen mit einigen vierzig zufrieden sein.

---

*) Ach, Madame, warum sind Sie nicht Churfürst, wir würden keine so beschämenden Ereignisse haben eintreten sehen, über die jeder gute Deutsche bis in die Tiefe seines Herzens erröthen muß.“

Diese Thatsache war indessen zur Zeit als Mozart Paris verließ, noch nicht eingetreten, — obwohl der Churfürst sich schon in München befand — wurde aber in der ganzen Pfalz und namentlich in deren Hauptstadt bereits sehr befürchtet. Auch in die Familien Weber, Wendling und Cannabich warf diese bewegte Zeit Unruhe und Besorgniß, da sie bereits durch das Uebersiedeln des Hofes zerrissen worden waren, und für alle die Existenz mehr oder weniger auf dem Spiele stand.

Mozart wußte von allem dem wenig. Zwar war er selbst noch in Mannheim gewesen, als der Churfürst zur Besitznahme Bayerns nach München abgereist; seitdem er sich aber in Paris befand, kümmerten ihn die Welthändel gar nichts mehr, und Aloysia hatte in ihren wenigen Briefen, die zuletzt ganz ausblieben, derselben natürlich auch nicht gedacht.

Wie schlug daher sein Herz, als er — von Straßburg kommend — sich Mannheim näherte. Geflissentlich hatte Wolfgang Bruchsal, wo er das letztemal übernachtet, recht früh am Morgen verlassen, um ja noch vor Mittag bei Webers zu sein. In der That schlug es denn auch eilf Uhr, als er die Schelle an dem bekannten freundlichen Hause am Rheinthore zog.

Die alte Kathrine öffnete und ein Freudenschrei entfuhr ihr, als sie den jungen Herrn Mozart erblickte.

„Wie gehts? wie gehts!“ — rief dieser, der treuen Dienerin herzlich die Hände schüttelnd; flog aber dann, ohne nur eine Antwort abzuwarten der Treppe hinauf. Rasch

öffnete er die Thüre des Wohnzimmers . . . . aber, siehe da, es waren nur die beiden jüngsten Weber'schen Kinder, die kleine Sophie und der sechsjährige Hermann zugegen.

Als sich der erste Jubel der Kleinen — die an Wolfgang, wie an einem Bruder hingen — gelegt, frug dieser nach der Mutter:

„Sie ist auf den Markt!“ — antwortete mit geschäftiger Miene das Mädchen.

„Und der Vater?“

„Auf dem Amte.“

„Nun, und Aloysia und Constanze?“

„Aloysia und Constanze?“ — wiederholten beide Kinder erstaunt. — „Weißt du's denn nicht?“

„Was denn?“ — frug Amadeus, und schon diese Frage machte sein Herz beben.

„Die sind in München.“

„Wo?!“ — rief der junge Mann wie vom Donner gerührt.

„In München!“ — wiederholte Sophiechen. Dann fuhr sie mit wichtigthuender Miene und jener naiv-altklugen Geschwätzigkeit, die kleinen Mädchen so eigen ist, eifrig fort:

„Du weißt doch, daß der Churfürst jetzt in München wohnt. Da hat er denn viele Beamte und den ganzen Hof mitgenommen, so daß es ganz leer und langweilig hier in Mannheim geworden ist. Und vor ein paar Wochen kam auch der Befehl, daß alle, die am Theater angestellt sind, auf der Stelle nach München reisen sollten.“

„Und das ist sehr weit!!“ — unterbrach sie der kleine Hermann wichtig.

„Geh! schweig doch!“ — rief Sophiechen — „als ob das der Herr Mozart nicht wüßte. Nun sollte die Mutter mitgehen, Constanze aber bei uns die Haushaltung führen. Aber weil ....“

„Die Mutter sich erst ein Kleid machen mußte ....“ rief Hermann.

„Warum nicht gar!“ — sagte das Mädchen mit einem verweisenden Blick auf den kleinen Bruder — „weil die Mutter uns kleine Kinder, den Vater und das Haus nicht lassen wollte, so ....“

„Und Aloysia wegen Herrn Lange nicht allein reisen sollte ....“ fiel Hermann ein.

„Wegen Herrn Lange?“ — frug Amadeus erbleichend. — „Warum, wie so?“

„Ach, er schwätzt dummes Zeug!“ — sagte das Mädchen.

Aber jetzt kam der kleine Mann in die Hitze:

„Dummes Zeug?“ — rief er — „ich schwätze kein dummes Zeug! Hat der Vater nicht oft genug gezankt?“

„Ueber was denn?“ — frug Mozart fast athemlos.

„Daß der Herr Lange ....“

„Er hat gar nicht gezankt, er hat Aloysia nur gesagt ....“

„Glaub's nicht!“ — rief wieder Hermann — „seit du weg bist, hat der Vater mehr gezankt, als sonst jemals.“

„Aber worüber denn?“

„Ueber den Herrn Lange, sag' ich dir ja, der immer am Haus vorbei gegangen ist. Ich hab's immer gesehen, wenn ich mich auf den Stuhl an das Fenster stellte. Er hat auch oft die Aloys nach Haus geführt. . . ."

„Wer sagt denn das?" — rief jetzt eifrig Sophiechen.

„Vater sagt das!" — entgegnete der kleine Hermann, sich in der Hitze des Streites vorbeugend, — „meinst du ich hätt's nicht gehört, wenn wir Abends im Bett lagen."

„Das ist aber unrecht!" — eiferte die Schwester — „da hättest du schlafen sollen."

„Wenn ich aber nicht kann!"

„So hättest du wenigstens nicht hören dürfen."

„Der Vater sprach aber im Nebenzimmer so laut, daß ich's hören mußte. Ich konnte mich doch nicht taub machen."

„Nun!" — sagte Wolfgang hier, und es war ihm, als hätte man ihm die Brust zugeschnürt: — „Laßt es jetzt gut sein, Kinder. Ich kenne das. Aloysia trägt daran keine Schuld. Geht es ihr denn recht gut?"

„O!" — rief Sophiechen strahlend — „sehr gut! Du glaubst nicht, wie sie die Mannheimer gern haben. Sie hat oft ganze Körbe voll Blumen und Kränze aus dem Theater mitgebracht."

„Hat sie denn auch manchmal an mich gedacht und von mir gesprochen?" — frug Wolfgang trübe.

„Da hat sie keine Zeit dazu gehabt." — rief Hermann. — „Sie war immer auf der Probe, oder bei der Aufführung, oder eingeladen!"

„Aber,“ — sagte Sophiechen freundlich. — „Dafür hat Constanze desto mehr von Dir gesprochen. Wenn wir so die Winterabende zusammensaßen, der Vater im Colleg, die Mutter mit Aloys im Theater war, und jedes von uns seine Arbeit vor sich hatte, da sprach Constanze gar oft von Dir: .... was Du nun wohl in der großen Stadt Paris machen würdest, ... wie Du in Concerten die Leute durch Dein herrliches Spiel gewiß bezaubertest .... wie wohl der König und die Königin Dich einlüden, auch vor ihnen zu spielen und Dich dann mit Ehren und Geschenken überhäuften .... und das hat sie alles so schön erzählen können, wie die schönsten Geschichten aus unserem rothen Buch.“

„Ist's denn auch so gewesen?“ — frug Hermann neugierig.

„Nein!“ — sagt Wolfgang mit trübem Lächeln — „nicht ganz so. Die gute Constanze hat sich getäuscht, ... wie ich mich getäuscht habe!“ ....

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und Frau Weber, vom Markte heimkehrend, trat ein. Sie wußte durch Kathrine schon von Wolfgangs Ankunft, und ihre aufrichtige und herzliche Freude darüber, beruhigte Mozart einigermaßen. Versteht sich, daß er zu Tische bleiben mußte und von Vater Weber nicht minder herzlich begrüßt wurde. Jetzt erfuhr er denn auch das Genauere über die Veränderungen, die hier vorgegangen. Aber was er erfuhr, bestätigte nur die Aussage der Kinder: auf einen, vor wenigen Wochen eingetroffenen höchsten

Befehl, mußte das Personal der Oper und des Schauspieles plötzlich nach München abreisen. Vater und Mutter waren sehr betrübt über diese Veränderung, die ihr bisheriges stilles häusliches Leben so ganz zerstört hatte: da aber auch eine Versetzung des Vaters nach Bayerns Hauptstadt vorauszusehen war, so blieb ihnen doch die Hoffnung, die Familie bald wieder vereinigt zu finden. Mozart kam es freilich vor, als ob noch eine besondere Sorge das elterliche Herz hier belaste, und er konnte sich auch denken, welche. Der kleine Hermann schien mit seinem unschuldigen Kindergeschwätz doch nicht so ganz unrecht zu haben. Amadeus fühlte sich daher in seinen Zweifeln recht unbehaglich und unglücklich.

Das Schlimmste aber war, daß diese Zweifel auch noch durch Andere in anderer Art bestärkt wurden. Cannabich's konnten Aloysia's Fortschritte nicht genug rühmen:

„Sie ist eine perfecte Sängerin geworden!" — sagte die Frau Capellmeister, deren Mann sich ebenfalls schon in München befand, — „und, wenn sie so fortfährt, wird sie die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen. Sie glauben nicht, lieber Mozart, wie der Hof und Mannheim sie auf den Händen trug. Ich bin überzeugt, daß ihr jetzt schon auch die Huldigungen des bayerischen Adels und Münchens zu Füßen liegen."

Das war eine neue Wunde für Amadeus. War es denn anzunehmen, daß eine Sängerin, welche die erste Zierde der ersten deutschen Bühne war, und die mit Recht

im Vollgenusse eines großen Rufes und in der Hoffnung der glänzendsten Zukunft schwelgen konnte, noch an ihn — den armen „Organisten“ — der nichts als Täuschungen und zertretene Hoffnungen aus Paris mitbrachte, denken sollte?

Aber Mozart war keine Natur für sentimentale Wehmuth; auch haßte er alles Zweifeln und Schwanken in den Tod. Sein Entschluß war daher rasch gefaßt: er mußte ja ohnedem, um nach Hause zu gelangen, über München. Also vorwärts — und dort selbst geschaut! Liebte ihn Aloysia noch, dann war sein Glück begründet und für die Zukunft verbürgt. Liebte sie ihn nicht mehr .... dann weg mit den verwelkten Rosenketten!

Der Wirth vom „Herrgöttle zu Mannheim."

Der Abend war hereingebrochen und Lange hatte eben seine Toilette vollendet. Er wollte in das Theater gehen, nicht um selbst zu spielen, sondern um zu hören und zu sehen, denn Aloysia Weber sang heute in Salieri's „Axur," und Lange, ihr begeisterter Verehrer, verfehlte nie, sie singen zu hören.

Jetzt stand er vor dem Spiegel seines elegant eingerichteten Zimmers in der Kaufingerstraße zu München und warf noch einen letzten musternden Blick auf seinen Anzug. In der That! wer ihn so sah, mußte gestehen, das es kaum einen schöneren jungen Mann geben könne. Die schlanke, zierlich gebaute und doch kräftige Gestalt, die regelmäßigen, feinen Gesichtszüge, die großen blauen Augen voll Feuer und Lebenslust, das blonde lockige Haar, das die edel gebaute Stirne leicht und gefällig umwallte, der geschmack-

volle, nach der neuesten Mode gearbeitete Anzug .... alles dies vereinigte sich, zu einem wirklich verführerischen Ganzen. Bei Gott, sie hatten nicht Unrecht, die Damen von Mannheim, wenn sie Lange den neuen „Adonis" nannten. Die Münchner Frauen und Mädchen aber waren auch nicht mit Blindheit geschlagen und in den vier Wochen, die der junge Mann nun schon in Bayerns Hauptstadt weilte, hatte er bereits mehr Siege gefeiert, als mancher seiner Collegen in vier Jahren.

Dies beeinträchtigte ihn indessen nicht, auch der schönen aber spröden Aloysia Weber den Hof zu machen. Denn wenn er mit den Anderen spielte und an Blumen brach, was sich ihm — mit oder ohne Dornen — gab, so betete er hier an. Nicht als ob er die Absicht gehabt hätte, Aloysia wirklich zu heirathen, — wenigstens hatte er an so etwas noch gar nicht gedacht, — aber er konnte ohne sie und ihre Liebe nicht mehr sein. Ja! dem flatterhaften, leichtsinnigen jungen Menschen schien diese Liebe zu einem braven und edlen Mädchen gewissermaßen wie eine Heiligung seiner selbst. Er flüchtete in ihr Bereich, wenn ihm vor dem eigenen Leichtsinn schwindelte und fühlte sich über den Staub der Trivialität gehoben, wenn er in Aloysia's Augen einen Blick der Gegenliebe zu erhaschen glaubte; denn hier beschränkten sich seine Triumphe bis jetzt auf einzelne solcher Blicke.

Aber heute, heute! .... hoffte er etwas mehr zu erfahren. Das wo und wie, war sein Geheimniß.

Darum hatte er auch heute mit ganz besonderer Auf-

merksamkeit Toilette gemacht; — darum strahlte jetzt, als er sich zum Gehen wandte, sein Gesicht in solch triumphirender Freude. Da klopfte es an der Thüre. Schon den Hut auf dem Kopfe rief Lange: „Herein!“ Die Thüre öffnete sich und vor ihm stand — o! er kannte ihn wohl, den Wirth zum „Herrgöttle“ aus Mannheim, dem er hundert und fünfzig Gulden schuldete.

„Ah!.. — rief jener freudig: — „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!... Da treffen wir ja gerade noch den Herrn zu Hause!“

Aber Lange verlor keinen Augenblick seinen göttlichen Gleichmuth; die rechte Hand in die Brust gesteckt, sagte er mit dem Grafen in Lessings „Minna von Barnhelm“ in feierlichem Tone:

„Mein Herr! wir haben uns nie gesehen.“....

„Doch! doch!“ — rief erschrocken der Wirth, der glaubte, Lange wolle die Schuld abläugnen. — „Ich bin ja der Wirth vom „Herrgöttle“ und da haben Sie jeden Tag....“

Aber Lange fuhr ganz ruhig in seiner Rolle fort:

„Doch bei dem ersten Anblick glaubte ich Sie zu erkennen. Ich wünschte, daß Sie es sein möchten. — Umarmen Sie mich, — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundschaft.“

„Obligirt!“ — entgegnete verlegen der Wirth, der „Minna von Barnhelm“ so wenig kannte, als den Groß-Mogul. —

„Ich wollte nur gehorsamst anfragen“

„Fragen Sie!“ — unterbrach ihn Lange.

„Ob . . . .“

„Ob es mir in München gefällt? Vortrefflich, mein Lieber. Das Leben ist hier äußerst angenehm. Mädchen, sage ich Ihnen, wie Gold, und Gold . . . .“

„Gold!“ — rief der Wirth entzückt. — „Ich nehme Gold oder Silber, es ist mir ganz gleich.“

„Pfui!“ — sagte Lange mit anscheinender Indignation — „das kann ich von Ihnen nicht glauben. Etwas nehmen, heißt stehlen . . . . und das werden Sie, der Wirth vom Mannheimer „Herrgöttle“ doch nicht thun wollen.“

„Ach, wer sagt denn das,“ — versetzte jener — „ich wollte Sie nur bitten, mir Ihre Schuld . . . .“

„Meine Schuld?“ — rief der pathetische Lange. — „Wissen Sie was Major von Tellheim sagt?“

„Nein,“ — versetzte jener — „ich habe das Vergnügen ihn nicht zu kennen.“

„Nun denn, er sagt: Eher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie nur wohin Sie wollen; zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen: welche Bande Sie an mich knüpfen, — aus welchem grausamen Eigensinn Sie diese Bande trennen wollen!“

„Bande?“ — sagte immer verlegener der Wirth — „ich weiß nicht, was Sie damit meinen . . . . ich habe nur diese Rechnung für sechs Monat, die Sie bei mir gespeist haben.“

„Irrthum!“ — rief der junge Schauspieler, — „ich habe nie Monate gespeist!“

„Aber sehr viel zu Mittag und Abend gegessen, während sechs Monaten.“

„Wie können Sie das behaupten? Habe ich nicht noch mehr getrunken?“

„Allerdings!“

„Nun denn, reden wir ernsthaft. Sehen Sie, der Philosoph in Meernis „Cato“ sagt: Der Mensch bedarf täglich Mittel, seinen Hunger und Durst zu stillen; er bedarf in den meisten Himmelsstrichen auch Kleidung, Wohnung und Erwärmung, das sind die Nothwendigkeiten des Lebens, mit welchen die glücklichen Kinder der Natur vollkommen zufrieden sind .... aber .... der Sohn der Cultur bedarf noch mehr, der will noch Bequemlichkeiten, angenehmes Leben, Ueberfluß, und so vermehren sich seine sogenannten Bedürfnisse in's Unendliche!“

„Aber ....“

„Die Natur reicht nicht mehr aus; also greift ihr die Arbeit oder die Industrie unter die Arme.“

„Alles gut, aber ....“

„Nun sehen Sie, mein guter Herr, ich bin auch ein Sohn der Cultur. Meine Arbeit ist die Kunst. Das Unangenehme aber ist, daß bei gar Vielen der Ertrag de Arbeit nicht mit den Cultur-Bedürfnissen übereinstimmt. Hier heißt es so recht:

„Nicht mögen sie das hehe Streben fassen,
„Das zum Olymp den Sohn Apelles zieht,
„Der, Göttern gleich, mit Göttern liebt zu prassen
„Und wie die Hölle stets das „zahlen“ flieht.

„Ja!“ — rief hier der Wirth, dem jetzt die Geduld ausging — „daß Sie das Zahlen fliehen, weiß ich. Sie haben mich immer vertröstet; aber wenn Sie heute nicht herausrücken, so werden Sie, so leid es mir thut, mit dem Schuldthurm Bekanntschaft machen müssen.“

„Bah!“— rief Lange. — „Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier ist die Strenge der Gesetze mit der Achtung gegen unbescholtene Tugend leicht zu vereinigen.“

Aber der „Herrgötteswirth“ ward jetzt in der That unangenehm. Der gutmüthige Ausdruck seines Gesichtes verlor sich und die pfälzer Derbheit, schien die Oberhand gewinnen zu wollen.

„Ich heiße nicht Marinelli,“ — sagte er daher verdrießlich — „sondern Steiner, und was Sie mit Tugend wollen, begreif' ich auch nicht. In Mannheim hat man nichts von dergleichen an Ihnen gespürt.“

„Ei, ei!“ — rief Lange lachend — „kennen Sie denn nicht den Spruch:

„Eine junge Magd ohne Lieb'
„Und ein Markt ohne Dieb,
„Ein junger Mann ohne Schulden,
„Alter Gläubiger mit viel Geduldem,
„Alte Scheunen ohne Mäus,
„Alte Pelze ohne Läus',
„Alte Böcke ohne Bart.
„Sind nicht . . . natürlicher Art!“

„Ich wünschte Sie wären beim Teufel mit Ihren Versen!“ — rief jetzt der Wirth — „so haben Sie es mir auch schon in Mannheim gemacht. Kann man denn gar kein vernünftiges Wort mit Ihnen reden.“

„So viel Sie wollen!“ — entgegnete der Künstler — „aber dann dürfen Sie auch weder von Rechnung noch von Schulden, am wenigsten aber von bezahlen sprechen; denn da finde ich gar nichts vernünftiges darin.“

„Ich aber desto mehr!“ — rief der Wirth — „und ich glaube die Gerichte werden meiner Ansicht sein. Also, wollen Sie zahlen?“

„Ja!“ — sagte Lange fest.

„Nun, das ist schön von Ihnen!“ — versetzte der Wirth vom „Herrgöttle“ beruhigter — „so ....“

„Aber“ — fuhr Lange fort — „wenn ich auch will, ich kann nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich mit dem lustigen Brenner in „Camoens“ sagen muß:

„Frei bin ich, wie der Ar im Aetherblau,
„Frei von der Last der königlichen Bürden,
„Frei von dem Willen einer bösen Frau,
„Frei auch von Geld und Gut und eitlen Würden.
„Stülpt meine Taschen um, laßt nackt mich gehn,
„Auch nicht ein Pfennig ist bei mir zu sehn!“

Lange hatte, während er seine leeren Taschen umstülpte und ausschüttelte, die letzten Worte mit so unnachahmlicher und unwiderstehlicher Komik gesagt, daß der

Wirth vom „Herrgöttle zu Mannheim“ trotz seines Aergers lachen mußte.

„Aber was mach' ich denn da?“ — rief er jetzt — „ich muß doch mein Geld haben.“

„Freundchen!“ — sagte Lange schmeichelnd — „haben Sie noch etwas Geduld. Sehen Sie, Geduld ist eine so schöne ächt christliche Tugend.“

„Aber ich kann doch nicht ewig Geduld haben?“

„Ausgezeichnet wäre dies allerdings, aber wenn „ewig“ zu lange ist, noch ein paar Monate:

„Die Zeit ist reich, oft reicher als man glaubt,
„Wenn sie Minuten, Tage, Jahre raubt,
„Giebt sie die Schätze, Welten, Hoffnungsgrün,
„Ja Silber selbst ... in Deinen Locken hin.“

„Eine schöne Aussicht!“ — sagte der Wirth. — „Aber mit den verdammten Schnacken bringen Sie mich immer herum. Und klagen wird auch nichts helfen, das sehe ich schon, und kostet noch mein gutes Geld! Also Sie versprechen mir ....“

„Was Sie wollen!“

„Und halten?“

„Was ich kann.“

„Nun denn diesmal noch auf einige Monate. Aber dann ....“

„Dann? .... Wie sagt Lodovico in Othello zu Cassio:

„Euch dann, Herr Gouverneur
„Liegt die Bestrafung dieses Teufels ob;

„Bestimmt die Zeit, den Ort, die Art: — O, schärft sie!
„Ich geb' an Bord und will die schwere That
„Mit schwerem Herzen künden dem Senat!"

„Ihr seid ein Narr, mein Herr!" — rief jetzt halb ärgerlich, halb gutmüthig der Wirth, Hut und Stock ergreifend — „ich aber bin jedenfalls noch ein viel größerer, sonst hätt' ich Euch nicht geborgt."

Und mit diesen Worten verließ der Inhaber des „Herrgöttle von Mannheim" das Zimmer des Schauspielers.

Lange lachte ihm, ein Schnippchen schlagend, nach: dann rief er freudig:

„Wieder eine gewonnene Schlacht!" und sich auf den Weg nach dem Theater machend, sang er mit fideler Miene:

„Für Sorgen sorgt das Leben,
„Ein Thor ist der, der sorgt!
„Noch gibt's ja Lieb und Reben,
„Und — manchen Freund der borgt."

Der Traum der Liebe.

Das Theater war zum Erdrücken voll gewesen: Hof und Adel, Militär, Beamten- und Bürgerstand hatten ihre zahlreiche Vertretung gefunden, und Aloysia Weber neue Siege zu den älteren gehäuft. Aber wie herrlich sang sie auch, wie entzückend war ihre Erscheinung! Hier fanden sich Talent, Schönheit, Jugend, Unschuld und Bescheidenheit auf eine Weise vereinigt, wie das sonst sehr selten am Theater der Fall ist. Wußte man doch, daß sich die schönsten und reichsten Cavaliere Aloysia genähert hatten, von ihr aber auf das Bestimmteste zurückgewiesen worden waren.

Ueberhaupt lebte Aloysia, die schon durch die Eltern unter den besonderen Schutz des alten Hausfreundes — des Capellmeisters Cannabich — gestellt war, in München fast so zurückgezogen, wie in Mannheim, wenngleich sie tausendfachen Huldigungen nicht entgehen konnte.

Sich aber an dem Theater zu München in der damaligen Zeit einen guten Ruf zu erhalten, war um so schwerer, als es eigentlich zur Mode und zum bon ton jener Tage gehörte, Ruf und Sitte mit Füßen zu treten. Der erste Impuls dazu ging bekannterweise vom Hofe zu Paris aus, fand aber an den meisten deutschen Höfen ein freudiges Echo: Daß Pfalz-Bayern davon keine Ausnahme machte, wer wüßte dies nicht? Scheute sich doch Karl Theodor seines leichtfertigen Lebens so wenig, daß er in einem seiner Audienzzimmer die Bildnisse seiner sämmtlichen Maitressen aufhängen ließ.

An die Stelle der früheren Favoritinnen aus den niederen Ständen, die er in der Pfalz gehabt hatte, der Mannheimer Bäckerstochter, Húber, nachherigen Gräfin von Bergstein und der Mannheimer Schauspielerin, Josephe Seyffert, nachherigen Gräfin Heydeck, traten jetzt in München ein paar Damen der Aristokratie. Die Gräfin Josephine von Törring-Seefeld und die Freiin Elisabethe Schenk von Castell.

Die Gräfin Törring-Seefeld war eine geborene Gräfin Minuccii, die — sechszehnjährig — sich mit Graf Clemens Törring-Seefeld, dem Sohne des Geheimraths und Oberhofmarschalls Anton Clemens Törring, der den Teschner Frieden schloß, vermählt hatte: er ward Kämmerer und Intendant der Hofmusik und des Theaters, später Oberceremonienmeister und endlich Obersthofmeister.

Freiin Elisabeth Schenk von Castell aber ward

von dem Churfürsten mit dem Freiherrn Carl Theodor von Betschard verheirathet. Er war Landrichter zu Sulzbach gewesen, ein höchst übel berüchtigtes Subject und sogar wegen arger Verbrechen seines Postens entsetzt und zum Tode verurtheilt. Dennoch erhielt er, allerdings gegen große Bezahlung, Begnadigung, ja er ward sogar zum Grafen erhoben und Minister für die Oberpfalz, denn er gab sich dazu her, eidlich zu versprechen, die Schenk nie ehelich zu berühren.

Die Ehe mit dieser Nichtzuberührenden fing denn auch damit an, daß er mit ihr in die Schweiz ging, wo sie ihre Niederkunft abwartete. Später bat die Gräfin Betschard-Schenk den Churfürsten selbst, das früher verschobene Todesurtheil gegen ihren Scheingemahl doch noch vollstrecken zu lassen, denn sie beabsichtigte, einen Grafen Chamisso zu heirathen. Der Churfürst verwandelte hierauf die Todesstrafe in ewiges Gefängniß und ließ Betschard nach dem ungarischen Munkatsch als Staatsgefangenen bringen. Die Heirath der Gräfin mit Grafen Ludwig von Chamisso ward nun vollzogen, doch starb sie bald.

So sah es nach Oben aus, ebenso beim Adel . . . . wie hätten da die bürgerlichen Schichten nicht auch mit fortgerissen werden sollen? Und war die Bühne nicht von jeher ein doppelt schlüpfriger Boden? Aloysia's sittiges und bescheidenes Betragen ward daher auch doppelt anerkannt, und Amadeus hörte zu seiner unendlichen Freude auf seine Erkundigungen hin schon im Parterre die besten Aus-

künste. Wie es in ihrem Herzen aussah, dies war freilich etwas ganz anderes. Er wußte ja selbst, wie liebenswürdig, ja wie bezaubernd Lange sein konnte; und, daß er schön wie ein Apollo war, mußte Mozart sich ebenfalls sagen. Hier war kein Vergleich zwischen ihm und dem Freunde anzustellen. Dagegen fühlte Wolfgang in edlem Stolze, wie sehr er an innerem Werthe jenes leichtsinnige Genie überwog; denn als Genie hatte sich Lange allerdings auf den Brettern bewährt. Er war in seinem Fach ebenso der Liebling des Hofes und der Stadt, wie Aloysia in dem ihren.

Uebrigens wollte Mozart hier selbst sehen und prüfen, wie er es sich schon in Mannheim vorgenommen. Deßhalb hatte er sich auch in das Theater begeben, ohne vorher Lange oder Aloysia aufzusuchen. Jetzt aber, da das Stück beendet, hoffte er die Geliebte wenigstens beim Nachhausegehen auf einen Moment sehen zu können. Von seinem früheren Münchner Aufenthalte her genugsam mit dem Theater bekannt, begab er sich also jetzt in die Gegend der Thüre, die aus den Garderobezimmern der Damen nach der Straße führte. Ihr gegenüber, das erinnerte er sich, stand ein altes, halbverfallenes Häuschen mit einem weit ausspringenden Vordache, unter welchem, für den Fall eines Brandes, Leitern, Feuereimer und sonstige Löschgeräthschaften niedergelegt waren.

Es war hier so dunkel, daß man — stand man unter dem Vorsprunge des Daches — von Niemand gesehen werden konnte; übrigens kannte damals München überhaupt

kaum eine Straßenbeleuchtung, so daß es selbst auf dem breiten Wege der Straße schwer fiel Jemanden zu erkennen. Nur unmittelbar an den Ausgangspforten des Opernhauses brannten Oehllaternen, deren Licht jetzt aber auch schon zu erlöschen drohte.

Wolfgang war daher unter jenem Häuschen vollkommen geborgen und wartete mit klopfendem Herzen der Erscheinung Aloysia's. Mehrere Damen kamen herab und gingen nach Hause, theils von Dienerinnen begleitet, theils von Cavalieren erwartet und unter Schäkern, Kichern und Küssen in Empfang genommen. Alle aber verschwanden in der Dunkelheit wie dahinfliehende Schatten.

Schon diese Scenen verstimmten Mozart. Zum erstenmale traten ihm die Gefahren recht deutlich vor Augen, welchen seine Geliebte ausgesetzt war, und er entschloß sich nicht hervorzutreten, sondern ihr Benehmen hier zu beobachten. Sie blieb sehr lange. „Nun," — dachte er — „sie muß sich ganz umkleiden; vielleicht ist sie auch von der großen Rolle etwas angegriffen, und bedarf einer kleinen Ruhe."

Jetzt kam eine Dame; sie hatte ohngefähr Aloysia's Gestalt .... aber nein! .... so ganz allein ging diese gewiß nicht in der Dunkelheit nach Hause. Und sollte die halblaut hingeworfene Roulade nicht ein Zeichen sein? ... Richtig! eine männliche Gestalt hebt sich auf der entgegengesetzten Seite der Straße aus dem Dunkel der Häuser. Es ist eine Uniform, die in der ärmlichen Beleuchtung hie

und da aufblitzt. Sie naht der Dame und der süße Klang eines Kusses kündet das glückliche Zusammentreffen beider Parteien.

Wolfgang lächelte .... aber dies Lächeln erstarb auf seinen Lippen, als das Pärchen sich nun ebenfalls unter den Schutz des alten Häuschens begab, das ihn barg. Leise zog er sich etwas weiter zurück. Die Beiden merkten nichts bei ihren Zärtlichkeiten und bald sah Amadeus eine so süße Liebesscene, daß ihm das Herz wie ein Hammer im Busen klopfte.

Die Alten zählten dreierlei Arten Küsse: die Basia, unter Verwandten und Freunden; — die Oscula der Ehrfurcht, vorzüglich bei heiligen Leuten, und die Suavia oder Küsse unter Verliebten — was eigentlich die einzig wahren Küsse sind, für die wir auch im Deutschen ein treffliches Wort haben, nämlich „Mäulchen!" Unsere, so sehr den Naturwissenschaften zugewandte Zeit, wird die Küsse wohl als physikalisch-electrische Versuche erklären müssen, wonach die Küssenden recht eigentlich Naturforscher sind, zumal von allen Wissenschaften keine so tief auf den Grund geht, als .... die Physik. Wolfgang war freilich nicht gelehrt genug, um eine solche Betrachtung in seiner jetzigen eigenthümlichen Lage anzustellen; instinktive aber nahm er die Küsse, die er hier hörte, als „Suavia" an; sein besseres Gefühl indessen trieb ihn wie die Engel mit dem feurigen Schwerte aus diesem Paradiese.

Eben schlich er auf den Zehen nach einer anderen Seite des Häuschens .... da .... da erschien Aloysia unter

der Ausgangsthüre. Er erkannte sie auf den ersten Blick, und alle seine Vorsätze vergessend, wollte er eben auf sie losstürzen, als er gewahrte, daß sie nicht allein sei. Sie hatte eine Magd mit einer großen brennenden Laterne zur Seite. Ruhig schritt sie ihrer Wege. Wolfgang folgte ihr in stiller Freude. „Man hat sich also doch getäuscht!" — dachte er — „Lange steht in keiner Berührung mit ihr." Aber noch war dieser Gedanke nicht ausgedacht, als es ihn wie ein Herzschlag traf, denn .... Lange, der unselige Lange, trat in leibhafter Gestalt auf sie zu.

„Sie sind lang geblieben, Aloysia," — sagte er laut und unbefangen. — „Haben Sie vielleicht geglaubt mich zu ermüden und durch Langeweile heimzutreiben?"

„Ich hoffte," — entgegnete Aloysia mit ihrer klangvollen Stimme, die Mozart tief in das Herz drang — „Sie würden so vernünftig sein und meinen Bitten Folge leisten."

„Welchen?"

„Nun, mich Abends ruhig und allein nach Hause gehen zu lassen."

„Bin ich Ihnen so sehr zur Last?"

„Nein; aber diese nächtliche Begleitung schadet meinem Rufe, und der muß auch Ihnen heilig sein."

„Mir ist alles heilig, meine Himmlische," — rief Lange — „was Sie betrifft. Aber wo könnte ich Sie sonst sehen und sprechen, als bei Ihrem Nachhausegehen aus dem Theater. Am Tage begleitet Sie Ihre Schwester und zu Hause bewacht Sie Cannabich. Und doch muß

ich Sie jeden Tag einmal sehen und sprechen, sonst bin ich unglücklich."

Mozart erbebte; also doch.... wenigstens die Sprache der Liebe, wenn auch Aloysia die strengen Grenzen der Schicklichkeit festhielt.

„Und Sie schweigen?" — frug Lange, indem er neben Aloysia und der Magd herging und Amadeus im Schatten der Häuser auf den Zehen folgte.

„Was soll ich sagen!" — entgegnete das Mädchen. — „Sie wissen, daß ich mich für Sie interessire, lieber Lange, aber Sie kennen auch meinen festen Entschluß."

„Mir nicht zu gestatten ein Wort von Liebe zu sagen," — rief dieser mit einem Seufzer — „wenn ich mich nicht ändere und ein solider Mensch werde."

„So ist es!" —

„Ach, Aloysia, das ist viel verlangt:

„Den Mohren weiß zu waschen, wird's dir gelingen?
„Wirst Wasser Du zum Kuß des Feuers zwingen?
„Den Löwen mit des Lammes Sanftmuth krönen,
„Den Neid dem Neid, den Haß dem Haß versöhnen?"

„Lange," — sagte hier Aloysia mit schmerzlichem Tone — „machen Sie sich nicht schlechter als Sie sind; ehren Sie in sich selbst den festen Willen des Mannes und werden Sie gut. Gott hat Ihnen ein herrliches Talent gegeben, Sie sind ein ausgezeichneter Künstler — sein Sie nun auch ein braver Mensch!"

„Und wenn ich mich ändere, darf ich dann auf Ihre Gegenliebe hoffen?"

Aloysia schwieg einen Moment; — Mozart war es, als fühle er ein Richtschwert über seinem Nacken. Endlich sagte Aloysia:

„Mein Freund, ich habe gelernt immer wahr und offen zu sein. Sie wissen, daß ich Herrn Mozart liebte, ... gestehe ich es, daß Ihr Bild das seine aus meinem Herzen verdrängt hat; aber nie und nimmer reiche ich Ihnen die Hand, so lange Sie in sittlicher Beziehung hinter jenem edlen jungen Manne zurückstehen. Es ist vielleicht Unrecht von mir ...." fuhr sie fort; aber hier verhalten die Worte in die Ferne, denn Mozart war stehen geblieben .... starr wie eine Bildsäule mit einem Herzen kalt, wie Eis! .... Er hatte genug gehört, — das Schwert war gefallen!

Auch dieser Traum der Liebe **war eine Täuschung!** *)

---

*) Aloysia Weber heirathete später den Schauspieler Lange, aber diese Ehe wurde eine sehr unglückliche.

Der Zukunft schönster Stern.

Es hat mit den Verhältnissen dieser Welt eine gar eigene Bewandniß. Wie fühlt sich nicht manchmal der geistvolle Mensch beengt und gepreßt durch diese leidigen, sogenannten Verhältnisse; wie muß er nicht um derselben Willen gar oft alles Große und Hohe in sich zurückhalten, so daß er es am Ende gar nicht mehr erhalten kann! Indessen, so wie Reden eine Kunst ist, aber Schweigen eine viel größere, — so wie befehlen schwer ist, aber Gehorchen meist noch schwerer, — so erweckt zwar auch Derjenige oft das Staunen der Menschen, der keck und kühn, frank und frei hinwegtritt über alle die Berge und Schranken der menschlichen Meinung und des Herkommens, wie ein Riese

über die Alpen schreitet, als wären es Ackerbeete; aber unendlich größer ist doch wohl derjenige Mensch, der sich selbst durch inneren Gehalt über alle die kleinlichen äußeren Verhältnisse erhaben fühlt und sie nichts desto weniger achtet und ihnen Rechnung trägt, ohne sich doch von ihnen beherrschen zu lassen. Ein Solcher wird auch nie vergessen, daß der Mensch — aller Verhältnisse ohngeachtet — vermöge seines freien Willens, doch sein eigener Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung sein kann.

Mozart gehörte zu diesen großen und schönen Naturen. In ihm lag auch nicht eine Spur von Egoismus, während Seelengröße, die reinste Herzensgüte, Gemüthsfreiheit und eine unglaubliche Aufopferungsfähigkeit seinen Charakter schmückten. Er hatte Aloysia, in dem Glauben an ihre Gegenliebe aufrichtig geliebt; von dem Momente an, in dem er erfahren, daß diese Liebe für ihn erblaßt und einer anderen Neigung gewichen sei, verzichtete er auf sie. Er begriff die Macht der Verhältnisse, die hier obwalteten; aber indem er ihnen Rechnung trug, erhob ihn zugleich sein Selbstbewußtsein. Konnte Aloysia — ihm gegenüber — Lange den Vorzug geben, so fand er dies in seiner Bescheidenheit sehr natürlich; aber er mußte sich doch auch sagen: daß sie ihn dann weder verstanden, noch sein inneres Wesen erkannt habe.

Freilich würde dieses Loslösen von einem theuren Herzen nicht so leicht haben stattfinden können, wenn sich nicht die Bande, die ihn an Aloysia geknüpft, schon seit längerer

Zeit etwas gelockert hätten. Der erste Stoß war das Geständniß gewesen: daß die Brieftasche, die Wolfgang um Weihnachten so geheimnißvoll erhalten hatte, und die doch ein verhülltes Bekenntniß inniger Liebe war, nicht von ihr herrühre. Dann kam Lange's Annäherung, das allmälige Ausbleiben der Briefe und endlich das Gespräch mit den Kindern. Auch die Zweifel die zwischen seiner Abreise und Wiederkunft nach Mannheim lagen, hatten den Boden des Vertrauens unterminirt; jetzt hatte eine selbsterlebte Thatsache den ganzen Tempel in die Luft gesprengt. Immer bedeckten daher die Trümmer desselben sein Herz mit Schutt und Asche und brannten sich schmerzlich in dasselbe ein; aber er blieb Mann genug, sich über dieselben zu erheben, und dem Winke seines Genius folgend, verbiß Amadeus den Schmerz.

Die Nacht, die er nach jenem Zusammentreffen mit Aloysia und Lange hatte, blieb natürlich eine schlaflose; denn der Kampf mußte immer in der Seele ausgefochten werden. Als er mit sich im Reinen war, blieb nur noch die Frage: ob er gleich ohne jeden Besuch und officiellen Bruch abreisen solle oder nicht?

Anfangs war Wolfgang dafür, Aloysia gar nicht mehr zu sehen; aber er brachte diesen Beschluß doch nicht über das Herz. Einmal hatte er den Eltern versprochen, die Mädchen zu besuchen und ihnen Briefe von Vater und Mutter zu überbringen; dann war er mit solcher Herzlichkeit und Innigkeit in die Familie Weber hineingewachsen, daß ein völliges Zerreißen dieser Bande ihm un=

möglich war; ferner zog es ihn Abschied von der guten und treuen Constanze zu nehmen, die sich immer so sehr für ihn interessirt hatte, und endlich mußte er einmal Aufschluß über die Brieftasche erhalten.

Das waren also Gründe genug, um die Mädchen den kommenden Morgen aufzusuchen. Lange wollte er nicht sehen, und damit ihn keine Bitten und keine eigenen Schwächen von dem Beschluß: gleich nach diesem Besuche abzureisen, abhalten möchten, bestellte er den Wagen um zwölf Uhr vor des Herrn Capellmeister Cannabich's Wohnung.

Indeß das Schicksal schien ihm wieder entgegen sein zu wollen; Cannabich und Aloysia waren auf der Probe; nur Constanze empfing ihn .... aber .... mit welcher offenen und ehrlichen Freude und Herzlichkeit!

Sie konnte sich von ihrer Ueberraschung kaum erholen und zeigte in ihrer kindlichen Unbefangenheit ihr Glück so offenkundig, daß es Amadeus wunderbar berührte. So hatte er sich den Empfang bei Aloysia gedacht! — Nun, es war ja ihre Schwester, seine Schwester, bei der auch er sich immer so still glücklich und behaglich gefühlt. Freudig gab er sich, wie er war und vergaß fast, was er gewollt. Endlich .... nach hundert Fragen über seine Erfolge in Paris, sein jetziges Wohlergehen, die Eltern in Mannheim und andere Dinge, kam doch auch die Rede auf Aloysia. Da sah er denn freilich, daß schon die Nennung dieses Namens Constanze verwirrte. Da Mozart aber keine Umschweife liebte, auch keine Zeit

hatte solche zu machen, so ging er gerade auf sein Ziel los, und frug Constanze auf Ehre und Gewissen: wie es mit dem Verhältnisse Lange's zu Aloysia stehe?

Constanze erblich; man sah es ihr an, wie sehr es sie schmerzte, den Freund in seine heiligsten Gefühlen zu verletzen; doch konnte sie auf seinen Fragen nur mit der Wahrheit antworten. Sie sagte daher nach einigem Zögern:

„Wenn Sie es denn zu wissen verlangen, so muß ich es sagen, so wehe es mir thut."

„Nun?"

„Sie lieben sich gegenseitig."

Mozart blieb ruhig. „Ich wußte es!" — versetzte er dann trübe. — „Möge diese Liebe Aloysia glücklich machen, ... ich fürchte das Gegentheil."

„Ich auch!" — rief Constanze — „und was werden Vater und Mutter sagen. Es ist allerdings wahr, daß das edle Gemüth der Schwester in dieser Liebe gewissermaßen eine Bestimmung des Himmels sieht. Sie will Lange durch dieselbe zu einem besseren Menschen machen und ihm nur dann ihre Hand reichen, wenn er es verdient."

„Daran erkenne ich das edle gute Herz Aloysia's" — rief hier Amadeus bewegt aus. — „Aber so schön dieser Versatz ist, so gefährlich bleibt er."

„Das ist auch meine Meinung."

„Lange ist kein böser Mensch," — fuhr Wolfgang fort — „aber er besitzt einen solchen Leichtsinn, daß selbst eine augenscheinliche Besserung bei ihm nie von Dauer sein wird. Er gehört zu den Menschen, die sich aus Leichtsinn und Egoismus eine eigne höchst bequeme Logik bilden. Was seine Natur nicht lassen kann und will, nennt er das Erlaubte; was gelingen kann: das Gute; was sein „Ich" in's beste Licht stellt und ihm schmeichelt: das Rechte; was seinen Neigungen entgegen ist: das Abscheuliche; was sich mit einem Mäntelchen bedecken läßt: das Verzeihliche. Alle Fehler werden ignorirt, und der Himmel, der zürnen könnte, geleugnet. Das ist kein Mann für Aloysia!"

„O wie wahr!" — rief Constanze und ihre von Thränen feuchten Augen ruhten mit wunderbarem Glanze auf Amadeus. Als dieser aber in ihr liebliches Gesichtchen blickte, bedeckte dasselbe ein dunkles Roth. Mozart gewahrte es und dachte an den Moment, da Constanze bei seinem Vorzeigen der Brieftasche die Schüssel hatte hinfallen lassen. Es durchzuckte ihn seltsam. Gedanken, die er damals hatte stiegen neu in ihm auf und dem holden Mädchen, das neben ihm auf dem Sopha saß, näher rückend, sagte er in sanftem Tone, seine Hand leise auf die ihre legend:

„Liebe Constanze, ich muß in einer Stunde abreisen, denn ich kann und mag Lange hier nicht begegnen; aber ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mich seit Monaten drückt und quält."

„Und das wäre?" — frug unter wiederholtem Erröthen die Angeredete, indem sie die Augen verwirrt niederschlug und ihr Busen sich stürmisch hob und senkte.

„Es ist ein Geheimniß!" — sagte Mozart — „von dessen Enträthselung meine, vielleicht auch die Zukunft zweier Menschen abhängt."

„Nun . . . . und?"

„Können Sie mir sagen, von wem jene Brieftasche war, die mir an den letzten Weihnachten so geheimnißvoll zukam?"

„Eine Brieftasche?" . . . . stotterte Constanze, und jetzt wechselte Blässe mit dem Purpur ihres Antlitzes.

„Ja!" — wiederholte Amadeus — „eine Brieftasche von himmelblauer Seide, auf die eine freundliche Hand eine Landschaft gestickt hat. In der Mitte derselben steht unter Rosenhecken ein Altar, der einen Lorbeerkranz trägt, und um das Ganze schlingen sich die Worte „Dem Verdienste die Krone" und „Aus treuem Herzen." Kennen Sie diese Brieftasche?"

„Ich weiß nicht . . . ." sagte Constanze immer verwirrter.

„O Sie wissen es gewiß!" — rief Mozart immer näher rückend — „und kennen auch den Zettel der beilag und den „ein treues Herz" geschrieben und unterzeichnet!"

„Aber warum soll gerade ich . . . ."

„Constanze! Liebe gute Constanze!" — fuhr Mozart immer eifriger und glühender fort, denn es wurde nach

einer langen Nacht Licht vor seiner Seele. — „Kennen Sie die Brieftasche? Diese Brieftasche!“ — und er zog sie aus seinem Busen — „diese Brieftasche, die ich, seit ich sie empfing, auf meinem Herzen trage. Kennen Sie dieselbe? O läugnen Sie es nicht, ... ich sehe es, ich fühle es, sie ist von Ihnen? .... Eine unselige Täuschung, ließ mich glauben, sie sei von Aloysia; aber schon damals als Ihnen, bei meiner ersten Frage, die Schüssel entglitt und Sie erröthend und erblassend auf den Stuhl sanken, — schon damals ward ich irre. Sagen Sie es mir, Constanze, ist diese Brieftasche eine Liebesgabe aus Ihrer Hand? Ich beschwöre Sie, sagen Sie es mir, denn mein Leben, das Glück meiner Zukunft hängt davon ab!“

„Nun denn ....“

„Sie ist von Ihnen?“

„Ja!“ — stammelte das Mädchen leise und sank schluchzend an die Brust des jungen Mannes, der sie fest an sich zog.

So saßen sie lange. Mozart's Küsse brannten auf Constanzens Stirne, sie aber weinte und lächelte durch einander, wie ein überglückliches Kind.

„Sonderbare Fügung!“ — sagte endlich Amadeus mit seiner weichen wohltönenden Stimme, und ein unendlich milder Glanz leuchtete aus seinen schönen, tiefen Augen. — „Ihr Beide seid meinem Herzen von dem ersten Tage an, da ich Euch sah, fast gleich lieb gewesen, und doch hat sich meine Liebe verirrt. Aber was sie auf den falschen Weg führte, führt sie auch zurück, und an dem

Tage, da ich Aloysia verliere, gewinne ich meine Constanze!"

„Deine Constanze?!" — wiederholte diese und blickte Amadeus mit einem Lächeln an, so hold, wie der schönste Maientag.

„Ja!" — rief dieser, vor ihr auf die Kniee sinkend — „ich schwöre es Dir, Geliebte, Du bist .... Du bleibst mein! Laß unsere Liebe jetzt noch ein Geheimniß sein; aber rechne auf mich; sobald es die Verhältnisse gestatten, eile ich zu Dir, mein Engel, und führe Dich heim, als meine süße, innig geliebte Braut!"

„So sei es!" — rief Constanze entzückt und beide besiegelten den Schwur ihrer Liebe mit einem langen heißen Kusse.

In diesem Augenblicke hörte man die Hausschelle gehen und Tritte sich nähern.

„Aloysia!" — rief Constanze, und Mozart sprang rasch auf. Gleichzeitig fuhr Mozart's Wagen vor.

Die Scene die jetzt folgte war eigenthümlicher Art. Aloysia war natürlich, als sie den Freund ansichtig wurde, sehr überrascht, im ersten Augenblicke selbst verlegen. Aber das fand sich bald, da das Leben an der Bühne ihr bereits Gewandtheit gegeben. Schnell fand sie den für ihre jetzige Stellung richtigen Ton, der mit Höflichkeit so viel Kälte verband, um sogleich dem jungen Manne zu sagen: daß das zärtliche Verhältniß zwischen ihnen abgebrochen sei.

Mozart mußte über diese diplomatische Weise inner-

lich lächeln; aber gerade, offen und ehrlich wie er war, bedurfte sein Herz einer entschiedenen Erklärung. Rasch trat er daher zu dem im Zimmer stehenden Claviere, öffnete es, präludirte und sang dann, indem er Aloysia mit heiterem Lächeln anschaute: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!“*)

Aloysia erröthete; da aber der Postillion vor dem Hause blies, Amadeus aufsprang und nach seinem Hute griff, blieb keine Zeit zur Erörterung mehr.

„Leben Sie wohl, meine Damen!“ — rief Mozart noch den beiden Mädchen zu. — „Möge der Himmel Sie in seinen Schutz nehmen und die Wünsche unserer Herzen zu einem schönen, glücklichen Ziele führen!“

Und er küßte beiden die Hand, eilte die Treppe hinab und warf sich in seinen Wagen. Der Postillion klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und unter lustigem Horngeschmetter rollte der Wagen davon.

Edler Freund! wie viele **Täuschungen** bringst du mit nach Hause! . . . . und doch, mitten unter den Trümmern deines großen Schiffbruches, wieder ein Brett, daß dich trägt und Hoffnungen, die Land verheißen. Ja gewiß, auch für dich gilt des Dichters Wort:

„Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
„Aber der Mensch hofft immer weiter!“

So hoffe denn, große Seele; sonne dich jetzt im Strahle reinster, edelster Liebe; — kämpfe dabei fort gegen der

---

*) Historisch.

Menschen elenden Neid, und des Lebens erbärmliche Noth; aber hüte dich nur, daß die Welt nicht einst mit blutendem Herzen die Worte auf dein Grab setzen muß:

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
„Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
„Der Kampf ist aus, er flieht den Ort,
„Indeß dein Lied tönt ewig fort!“

Ende des dritten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

IV.

König und Knecht.



Mozart.

Ein Künstlerleben.

Cultur-historischer Roman

von

Heribert Rau.

Vierter Band.

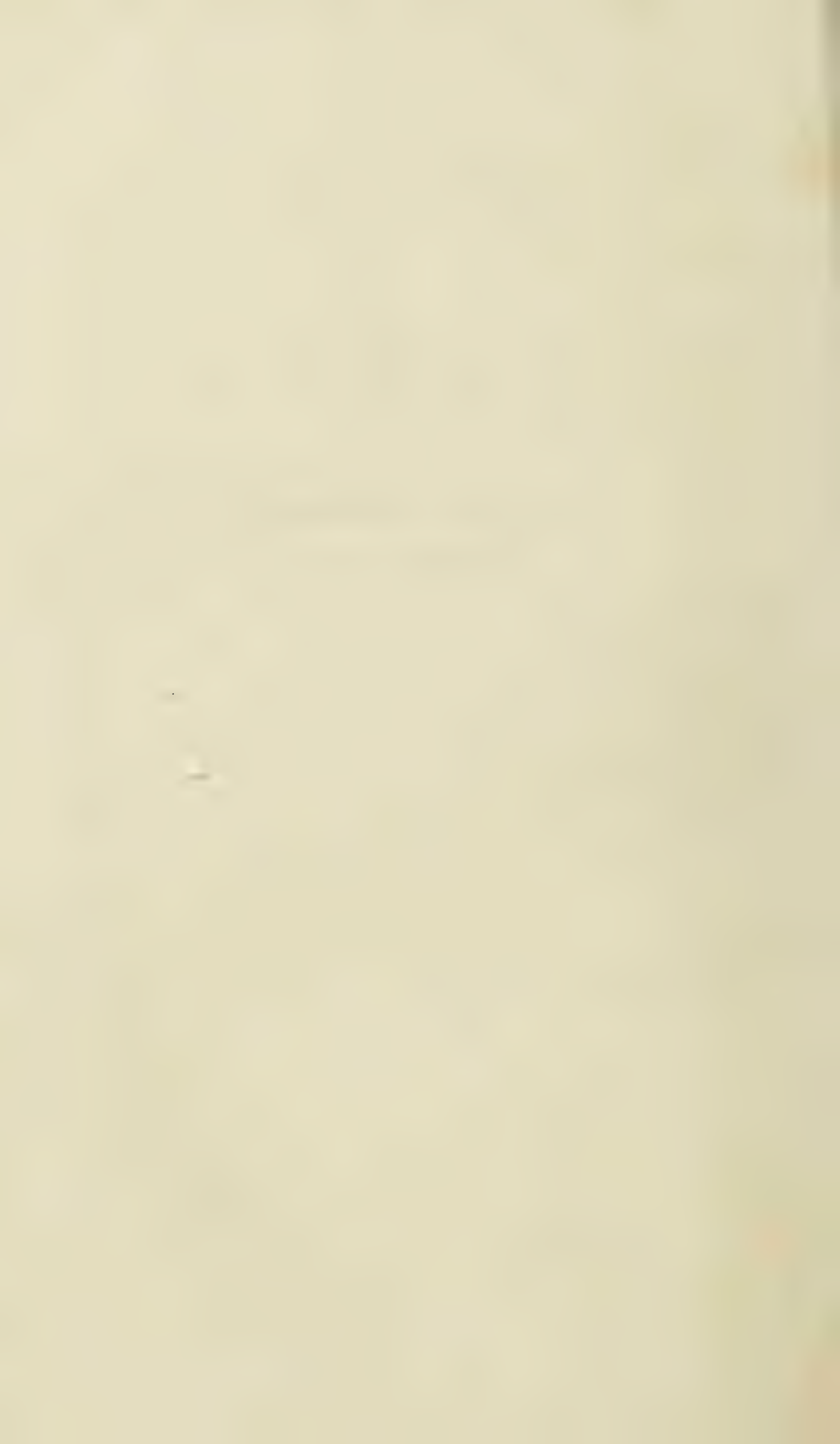
Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.



Inhalt.

IV. König und Knecht.

(Mozart's Mannesalter.)



Idomeneus.

Unser ganzes Leben hindurch haben wir immer nur die Gegenwart inne. Was dieselbe unterscheidet ist bloß, daß wir im Anfange eine lange Zukunft vor uns, gegen das Ende aber eine lange Vergangenheit hinter uns sehen; sodann, daß Temperament und Charakter oft mit der Zeit Veränderungen erleiden, die uns das, was wir jedesmal die Gegenwart nennen, in verschiedenen Färbungen erscheinen lassen.

In der Kindheit verhalten wir uns mehr erkennend, als wollend. Aber gerade hierauf beruht ja jene Glückseligkeit des ersten Viertels unseres Lebens, in Folge welcher es nachher wie ein verlorenes Paradies hinter uns liegt.

Woher kommt dies? — Wir haben in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also naturgemäß auch wenig Anregung des Willens: der größere

Theil unseres Wesens geht demnach im allmäligen kindlichen „Erkennen“ auf. Der Verstand ist, wie das Gehirn, welches schon im siebenten Jahre seine volle Größe erreicht, früh entwickelt, wenn auch nicht reif, und sucht unaufhörlich Nahrung, in einer ganzen Welt des noch neuen Daseins, wo Alles, Alles, mit dem Reize der Neuheit übergossen ist.

Hierin liegt denn auch der Grund, daß unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind.

Dabei steht zugleich das Leben, in seiner ganzen Bedeutsamkeit, noch so neu, so frisch, so farbig und duftig und so ohne alle Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung, vor uns; daß wir, mitten unter unserem kindischen Treiben, stets im Stillen und ohne deutliche Absicht beschäftigt sind, an den einzelnen Scenen und Vorgängen, das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen, aufzufassen.

Daher werden denn auch die Erfahrungen und Bekanntschaften der Kindheit und frühen Jugend nachmals die stehenden Typen und Rubriken aller späteren Erkenntniß und Erfahrung, gleichsam die Kategorien derselben, welchen wir alles Spätere unterordnen, wenn auch nicht stets mit deutlichem Bewußtsein.

So bildet sich schon in den Kinderjahren die erste Grundlage unserer zukünftigen Weltansicht, die dann später durch das Leben selbst ausgeführt und vollendet wird. Also in Folge dieser rein objektiven und dadurch poetischen Ansicht, die dem Kindesalter wesentlich ist und davon unter=

stützt wird, daß der Wille noch lange nicht mit seiner vollen Energie auftritt, verhalten wir uns, als Kinder, bei Weitem mehr rein erkennend als wollend. Daher der ernste, schauende Blick mancher Kinder, welchen Raphael zu seinen Engeln — zumal denen der Sixtinischen Madonna — so glücklich benutzt hat. Durch dieses heitere und kindliche Schauen hält nun aber der jugendliche Geist alle jene Gestalten, welche Wirklichkeit und Kunst ihm vorführen, für eben so viele glückliche Wesen: er meint, so schön sie zu sehen sind, und noch viel schöner, wären sie zu „sein." Demnach liegt die Welt vor ihm, wie ein Eden: und dies ist das Arkadien, in welchem wir Alle geboren sind.

Aber welche herrliche Natureinrichtung ist dies! Entsteht daraus nicht der Durst nach dem wirklichen Leben? Der Drang nach Thaten, nach hervorragenden großen und kühnen Werken? In diesem aber lernen wir dann die andere Seite der Dinge kennen, die des „Seins," d. h. des „Wollens," welches indeß leider bei jedem Schritte durchkreuzt wird. Und nun ..... nun ..... kommt allmählig die Zeit der Täuschungen heran, nach deren Eintritt es heißt l'âge des illusions est passé: und doch geht diese Zeit der Täuschungen und Enttäuschungen immer weiter und wird immer vollständiger.

Ach! das ganze Leben ist wie eine große Theaterdekoration! In der Kindheit sehen wir sie bei poetischer Beleuchtung von Weitem und klatschen selig über ihre Schönheit in die Hände; — reif an Geist, stehen wir in der

Sonnenhelle des Tags ihr ganz nahe, und.... erschrecken vor der Derbheit solcher Malerei!

Aber warum denn diese ewigen Täuschungen im Leben? Woher denn entstehen sie? Die reifere Jugend, das Jünglingsalter, bringt das Jagen nach Glück mit, in der festen Voraussetzung, es müsse im Leben anzutreffen sein. Daraus aber entspringt die fortwährend getäuschte Hoffnung und aus dieser die Unzufriedenheit. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glücks schweben, unter kapriziös gewählten Gestalten, uns vor, und wir suchen vergebens ihr Urbild. Dazu kommt noch, daß uns meistens das Leben früher durch die Dichtung, als durch die Wirklichkeit bekannt wird. Die von der Poesie geschilderten Scenen aber prangen dann — im Morgenrothe unserer eigenen Jugend — vor unserem Blick, und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen,.... den herrlich schimmernden, buntfarbigen Regenbogen zu fassen! So entstehen die Täuschungen, die allmälig unsere Stirne furchen, unser Haar bleichen, und..... selbst unser Herz zu brechen vermögen.

Ist daher der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach Glück; so ist der der zweiten: Besorgniß vor Unglück. Denn mit ihr ist, mehr oder weniger deutlich, die Erkenntniß eingetreten, daß alles Glück chimärisch, hingegen das Leiden real sei. Jetzt wird daher, wenigstens von den meisten Menschen, mehr bloße Schmerzlosigkeit und ein unangefochtener Zustand, als offenbares Glück erstrebt.

Wenn es, in unseren Jugendjahren, an unserer Thüre schellte oder klopfte, wurden wir vergnügt, denn wir dachten: nun käme die Freude, das Glück! Und in späteren Jahren? Da hatten unsere Empfindungen, bei demselben Anlasse, etwas dem Schrecken Verwandtes: wir riefen: „da kommt's!“.... aber wir meinten nicht mehr das Glück und die Freude, sondern das Unangenehme und das Unglück!

Freilich krönt dagegen den, durch die Erfahrungen des Lebens gereiften Mann zunächst Unbefangenheit. Er sieht die Dinge einfach, wie sie sind. Ihm ist das Leben wie ein gold- und farbenreich gestickter Stoff, von welchem er in der Jugend die rechte Seite mit ihren Blumen und Arabesken sah; — jetzt, als Mann, hat er die Kehrseite in der Hand: sie ist nicht so schön, aber lehrreicher; weil sie den Zusammenhang der Fäden erkennen läßt.

So gehen wir bergauf und sehen den Tod nicht, weil er am Fuße der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig; wodurch — da zu derselben Zeit die Lebenskraft zu ebben beginnt — auch der Lebensmuth sinkt; so daß jetzt trüber Ernst den jugendlichen Uebermuth verdrängt und seinen Stempel Gestalt und Zügen aufdrückt. So ist es gegen das Ende des Lebens, wie gegen das Ende eines Maskenballs, wenn die Larven abgenommen werden: man wird müde, und sieht jetzt erst, wer Diejenigen waren, mit denen man während des Lebens in Berührung kam. Denn die Charaktere haben sich an den Tag gelegt, die

Thaten haben ihre Frucht getragen, die Leistungen ihre Würdigung erhalten, und — alle Trugbilder sind zerfallen! *)

Das ist das Bild unseres Lebens. Aber es giebt Ausnahmen: — große, gewaltige oder merkwürdige Erscheinungen, die ihr ureigenthümliches Wesen einen eigenen Weg führt. Eine solche Erscheinung aber war Wolfgang Amadeus Mozart. Kindheit und Jugend waren einerseits dem hier gegebenen Bilde des Lebens treu, und doch war das Originelle an der Jugenderscheinung Mozart's: daß das Kind, bei aller Kindlichkeit, wenigstens in musikalischer Beziehung, schon reif wie ein Mann war. Aber das doppelt merkwürdige an dieser in ihrer Art ganz eigenen Erscheinung ist, daß sich die Sache in der zweiten Hälfte seines Lebens gerade umkehrte; d. h.: Mozart behielt als Mann die liebenswürdigste Kindlichkeit bei;.... ja er blieb in gar mancher Beziehung ein Kind durch sein ganzes Leben hindurch.

Der kleine sechsjährige Wolfgang spielt, was man ihm vorlegt, und weiß bereits, was man ihm erklären will. Dann sehen wir den Jüngling fast zwanzig Jahre unaufhörlich umherirren, die Länder besuchend, in denen es etwas gab, was er sich aneignen konnte; wobei er sich durch die Praxis mit dem musikalischen Genius der Nationen, welche sich nach Geschmack und Systemen von einander unter-

---

*) Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften von A. Schopenhauer.

schieden, vertraut machte. Wie er sich hier in allen Styten versucht! alle Weisen sich zu eigen macht! Er ist Italiener in Mailand, Franzose in Paris, Deutscher in Deutschland, Engländer in London, Melodist für das Publikum, Fugist vor dem Tribunale des Pater Martini, ... überall aber der große, geniale Virtuose und Componist!

Das war Mozart als Musiker, bis in sein 25 Jahr. Was aber finden wir von nun an; — von der Zeit an, in der er von der väterlichen Autorität emancipirt, selbstständig dasteht; was finden wir, wenn wir da Mozart's Charakter studiren?.... Nach wie vor, den großen genialen Musiker..... aber... einen ganz neuen Menschen!

Wir finden diesen Charakter der Art, — sagt Ulibicheff — als wenn er aus einer Reihe psychologischer, aus den fabelhaften Arbeiten des Musikers gezogenen Folgerungen hervorgegangen wäre: eine ebenso fabelhafte Individualität, die Gabe einer reichen Phantasie, die ihm nach Belieben zu Gebot steht, vermittelst der er den Schlüssel zu einem Räthsel zu geben im Stande war, das sonst keinen gehabt hätte. Leicht entzündbare Sinne und ein philosophischer Geist; — ein von Zärtlichkeit überfließendes Herz und eine reizende Unbeständigkeit; — auf einer Seite Hang zum Vergnügen, eine Mannichfaltigkeit von Neigungen, die ein sanguinisches Temperament charakterisiren; auf der andern Seite dagegen die hartnäckigste Beharrlichkeit in der Arbeit, die größte Tyrannei seiner musikalischen Leidenschaft, die bis zu einer Tod bringenden Uebertreibung gei=

stiger Arbeit führt. Den Tag über vom Strudel sich hin reißen lassend, in dem er lebt: liebliche Mädchen und Frauen als leichter naschhafter Schmetterling umgaukelnd; und die Nacht bei dem Scheine einer Lampe hinbringend, welche der Dämon der Inspiration bis zum Anbruche der Morgenröthe angezündet hält; — abwechselnd überspannt und genial ausschweifend, hypochondrisch und drollig, fromm und dann wieder bis zur Ausgelassenheit lustig; — dabei gut, herzlich, liebenswürdig wie ein Kind, aber auch wie ein solches sorglos und unpraktisch für das Leben; daher eine ungemeine Gleichgültigkeit gegen Geld und Geldeswerth, — eine unaussprechliche Verachtung gegen alle Weltklugheit, oder vielmehr eine vollendete Unkenntniß ihrer Maximen; — eine rücksichtslose Freimüthigkeit, weil sie, wie bei Kindern, kein Interesse kennt, irgend etwas zu verbergen; eine blinde Freigebigkeit und doch auch wieder nicht ein Funke irgend einer bösen Leidenschaft. So ohngefähr war Mozart, der unerklärbare Mensch, von seinem fünfundzwanzigsten Jahre an; denn erst von dieser Zeit an — nachdem die Bevormundung des alt gewordenen Vaters, die Leitung der Mutter und der Einfluß der ersten Liebe aufgehört — tritt sein Charakter, sich reich und voll entfaltend, mit seiner ganzen Ureigenthümlichkeit an das Licht.

Nachdem nämlich Amadeus — der Liebe Aloysia Weber's entsagend, aber mit um so süßeren Fesseln an ihre Schwester Constanze geknüpft — München verlassen und seine Stelle als Hof- und Dom-Organist in

Salzburg angetreten hatte, brachte er zwei Jahre unausgesetzt hier zu.

In dieser Epoche aber vollendete sich der große Umschwung als Mensch und Musiker in ihm; — jener große Umschwung der namentlich in künstlerischer Beziehung nach und nach die Ideen Mozart's von der alten Routine und dem Zusatze des Geschmackes der damaligen Zeit reinigte und ihn durch eine allmälige Läuterung zu jenen originellen, ebenso melodiereichen als gründlichen Formen führte, die für immer der Typus des Schönen in der Musik sein werden. Die, durch so viele schöne Blüthen angekündigte Frucht fiel endlich, in voller Reife prangend und durch ihren Duft berauschend, herab.

Mit dieser Zeit beginnt die classische Periode Mozart's, und zugleich die wichtigste und ohne Zweifel die letzte der großen Revolutionen in der Musik, im Sinne des richtig verstandenen Fortschrittes; man müßte denn außer der Melodie, der Harmonie, der Declamation und des Rhythmus, noch einmal ein neues Element in der Kunst entdecken, von dessen Existenz wir noch gar keine Ahnung haben. *)

Aber wo und unter welchen für Mozart herrlichen und entzückenden Verhältnissen sollte sich auch dieser große Umschwung zu erst bekunden?!

Armselige Chikanen gemeiner Seelen haben schon oft — nur zu oft — das Lebensglück edler und großer Männer

*) „Mozart's Leben" von A. Oulibicheff I. Thl. S. 157.

untergraben; manchmal aber auch zerplatzen sie von einem Hauch der Luft, wie die Seifenblasen, die ein böser Junge Dir in das Gesicht bläst!

Abt Vogler konnte durch seine Intriguen und Charlatanerien den hoffnungsvollen jungen Mozart vom churpfälzischen Hofe in Mannheim vertreiben; aber er vermochte es nicht zu verhindern, daß Karl Theodor, jetzt Churfürst von Bayern, Wolfgang Amadeus ein wohlwollendes Andenken erhielt.

Karl Theodor war ja — abgerechnet seiner Schwächen in ehelicher Beziehung — immer noch einer der besten Fürsten der damaligen Zeit. Er hielt viel auf Künstler und Gelehrte, die in ihm oft einen freigebigen Mäcen fanden, beförderte Ackerbau und Industrie und suchte Recht und Billigkeit aufrecht zu erhalten. Am meisten aber that er für Musik. So war unter seiner Regierung das Orchester in München das beste in Europa, dem sich eine Gesellschaft ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen anschloß. Zu den ersteren gehörten der Castrate Del Prato und der Sänger Raff, zu den letzteren Aloysia Weber und die Schwestern Dorothea und Lisette Wendling.

Der Churfürst gedachte nun in der That gar manchmal des jungen Maestro Mozart, und Cannabich, der jetzt Capellmeister in München geworden, wußte dies Andenken frisch zu erhalten und den Wunsch seines Fürsten: durch Mozart eine Oper für die Münchner Bühne componiren zu lassen, stets neu anzustacheln. Endlich gedieh dieser Wunsch zum Entschluß, und Wolfgang erhielt den ehren=

vollen Auftrag: für den Münchner Carneval 1781 eine Opera seria zu schreiben.

Wer war entzückter als Amadeus!... Konnte ihm denn etwas Angenehmeres widerfahren? Seit drei Jahren ging er ja schon mit dem Gedanken um, eine solche Tonschöpfung in's Leben zu rufen, und nun sollte dies für das beste Theater Europa's geschehen! und wo?.... in München! wo die ihm von Mannheim aus so lieb gewordenen Familien Weber, Cannabich und Wendling wohnten..... in München, wo seine geliebte Constanze lebte.

Aber auch diese Wonne sollte ihm Anfangs in Frage gestellt und verbittert werden. Seine hochfürstliche Gnaden, der Herr Fürstbischof von Salzburg waren nur sehr schwer dahin zu bewegen, seinem Hof- und Domorganisten die Erlaubniß zu geben, den churfürstlichen Antrag anzunehmen und behufs der Composition einer Oper nach München zu gehen. Mit vieler Mühe erhielt Mozart einen Urlaub von **sechs Wochen**.

Aber welche Seligkeit nun in München! Welcher herzliche Empfang bei den Freunden! Welch' Entzücken Constanze wiederzusehen, zumal das Geheimniß, das über ihrem Verhältnisse schwebte, demselben einen ganz eigenen poetischen Reiz gab. Und nun denke man sich dabei einen Musiker, wie Mozart, glühend im inneren Schöpfungsdrange, voll der großartigsten Ideen, ganz und gar von seiner Aufgabe erfüllt, von Liebe getragen und..... von einem herrlichen Stoffe begeistert.

Diesen Stoff der neuen Oper hatte der Abbate Va-

resco geliefert; er war der griechischen Geschichte entnommen und trug den Titel: „Idomeneo re di Creto osia Ilia e Idamante,“ — zu deutsch: „Idomeneo, König von Creta, oder Ilia und Idamante.“

Mozart verschlang ihn mit Heißhunger. Sein Inhalt war folgender: Arbaces, der Vertraute von Idomeneo, König von Creta, hat die falsche Nachricht von dem Tode des abwesenden, auf den Oceanen umherirrenden Herrschers gebracht. Schmerzlich berührt von dieser Trauerkunde besteigt sein Sohn Idamante den Thron; aber er soll nun auch Hand und Herz vergeben, und zwar an Elektra, Agamemnon's Tochter, die ihm zur Braut bestimmt ist, die aber in glühender Eifersucht Ilia, die Tochter des Königs Priamus, verfolgt, welche als Gefangene nach Creta geführt, von Idamante geliebt wird. Idamante aber, jetzt selbstständiger Herrscher, folgt dem Zuge seines Herzens und entscheidet sich für seine geliebte Ilia. Während nun die leidenschaftliche Elektra in Wuth und Verzweiflung ausbricht, die Stürme rasen und die Donner rollen, findet — von den Göttern erhört — Idomeneo die Ufer seines Reiches wieder. Aber, o furchtbares Geschick! Er hat Neptun gelobt, wenn er ihn glücklich heimführe, den Ersten, den er am Ufer begegne, ihm zu opfern, und .... dieser Erste .... ist sein Sohn.

Welch' großartige Motive bot schon dieser erste Act! Aber der Knoten schlingt sich noch fester.

Wie Agamemnon, behält Idomeneo sein unseliges Geheimniß für sich; und wie dieser möchte er das Opfer

ersparen, gegen das sich sein Vaterherz empört. Darum soll Idamante mit Elektra sich verbinden und nach dem griechischen Festlande entfliehen. Aber die Götter lassen sich nicht Hohn sprechen. Das gebrochene Gelübde zu rächen, sendet Neptun ein Ungeheuer, das, die Wogen des des Meeres zu Schaum peitschend, Fluch und Verderben über Creta bringt. Es naht auf bergeshohen Wellen, Blitze zischen und der Donner, als Rächer des Meineides, rollt drohend, die Erde erschütternd, über Idomeneos und der Seinen Häupter. Betäubt und entsetzt flieht das Volk.

Da führt der dritte Act den Oberpriester des Neptun zu dem Könige. Er entwirft Idomeneo ein Bild des Jammers, der das Volk zerreißt und zur Verzweiflung bringt, indem das von Neptun gesandte Ungeheuer die Gegend mit seinem Hauche verpeste und Tod und Verderben überall hinbringe. Da erwacht das Gewissen des Königs und sein Gelübde bekennend, beschließt er des theuren Sohnes Tod.

Aber siehe! ein Schrei des Jubels erfüllt die Lüfte. Idamante, tief bewegt von des Volkes Jammer, hat das Ungeheuer aufgesucht und Creta durch seinen Heldenarm von ihm befreit. Dennoch stellt er sich im Tempel des Neptun zum Opfer bereit, während Ilia, seine Knie umschlingend, mit ihm zu sterben bereit ist.

Da löst das unsichtbare Orakel des Gottes der Meere den Knoten.

Idomeneo ist des Thrones verlustig. Idamante

besteigt ihn an der Hand seiner geliebten Ilia, und während Elektra in Eifersucht und Wuth ihre Flüche über Creta sendet, segnet der schwer geprüfte Vater Reich und Kinder; das Volk aber ruft Amor und Hymnen zur Beglückung des jungen Königspaares an.

Mozart erbebte bei dem Studium dieses Librettos bis in sein Inneres. Wie mit den Flügelschlägen der Begeistrung kam es über ihn. Betäubt, von kalten Schauern überrieselt, stand er da. Ueber seinem Haupte rollte der Donner, zuckten die Blitze, aus den himmelhoch aufschäumenden Wogen des Meeres ertönte die Stimme des Gottes, die die Erde beben macht und die Herzen vor Schreck und Entsetzen versteinert. Und mit dem Heulen des Sturmes und dem Brausen des Meeres tobt die Wuth der Eifersucht um die Wette, bis Liebe und Versöhnung wie die strahlende Sonne über Allen aufgeht und die Dissonanzen eines großen tragischen Geschickes in reine, süße Accorde auflöst!

Jetzt sah, jetzt hörte Mozart nichts mehr als seine Oper. Er hatte in Paris die Opern Gluck's, und namentlich dessen „Iphigenia in Aulis" mit Entzücken gehört. Die gleiche ruhmvolle Bahn zu durchlaufen war nun sein Entschluß; und gab sein Idomeneo nicht ein herrliches Pendant zu Gluck's „Iphigenia"?

Auch hier großartige Erinnerungen an Troja; — auch hier ein Vater, der gezwungen ist, das Opferbeil über dem Haupte seines Kindes zu schwingen; — auch hier Thränen der Ilia, liebend und aufopfernd wie Iphigenie! Und

Elektra's Wuth, das lebende Bild ihrer Mutter Klytemnestra; und um diese höchst tragischen Gestalten gruppirt sich eine durch den Zorn der Götter decimirte Bevölkerung, ein von einem furchtbaren Ungeheuer heimgesuchtes Königreich, Jupiter mit seinem Donner und Neptun mit den Vernichtung drohenden Wogen des Meeres. Welch' eine Aufgabe für den jungen Athleten, den es seit Jahren zu solch' einer großartigen Schöpfung drängt, und der sich endlich, in einem riesigen Wettstreite, mit dem großen Meister Gluck, dem berühmten Gründer der lyrischen Tragödie, messen darf!*)

Amadeus arbeitete Tag und Nacht. Selbst seine hochgestellten Beschützer in München: die Gräfin Baumgarten, Graf Seinsheim und Baron Lehrbach sahen ihn wenig. Nur in dem Weber'schen Hause suchte er, wenn er geistig und körperlich ermattet war, Erholung, und in dem still bescheidenen Umgange mit Constanzen neue Begeisterung für seine Arbeiten. Aloysia, um jene Zeit etwas leidend, kam selten zum Vorschein, und da sie, ihres Unwohlseins wegen, auch auf der Bühne bis zu ihrer Herstellung dispensirt war, so sangen Dorothea und Lisette Wendling die Ilia und Elektra. Ihre begeisterte Aufnahme der einzelnen für sie componirten Arien erfrischte und ermuthigte dabei Wolfgang sehr, und selig schreibt

---

*) Siehe Ausführliches im zweiten Theile von Oulibicheff's: „Mozart's Leben." Abtheilung: „Idomeneo Re di Creta ossia Ilia e Idamante."

er an seinen Vater: „Dorothea Wendling ist mit ihrer Scene Arci: contentissima, sie hat sie dreimal nach einander hören wollen.“

So baute sich rasch die Composition der beiden ersten Acte der Oper auf. Wolfgangs Blicke leuchteten immer kühner, immer seliger; aber selbst seine kühnsten Hoffnungen wurden von dem Enthusiasmus übertroffen, mit welchem die Musiker und Kunstkenner Münchens die Proben dieser beiden Acte aufnahmen.

Mozart schwamm in einem Meere von Glückseligkeit, die sich auch in allen seinen Briefen an den geliebten Vater ausdrückte. Die Schmeicheleien der Großen, die Huldigungen der Standesgenossen, die berauschenden Regungen des Genius, der sich in seinem ersten Werke erkennt, das untrügliche Vorgefühl eines unsterblichen Ruhmes, und zu all' diesem noch die Liebe, die erwiederte Liebe, die glückliche Liebe; war das nicht in der That Alles, was die menschliche Seele von Seligkeiten auf einmal zu ertragen und zu kosten vermag? Und mußte ein so glänzender Erfolg, wie einer in Aussicht stand, nicht seinen sehnlichsten Wunsch: endlich eine ehrenvolle und hinreichende Anstellung in München zu finden, um mit seiner Liebe hervortreten und Constanze ehelichen zu können, die Erfüllung sichern? -

Was lag ihm an dem Zweifel seiner Freunde: ob es ihm möglich sein werde, die Schönheiten seiner Composition im dritten Acte noch zu steigern, daß das Ende das Werk würdig kröne! Er wußte, er fühlte, daß er sich im dritten

Acte noch überbieten werde, und strahlend in goldnen Buchstaben standen vor seiner Seele die Worte: „Finis coronat opus!“ .... Und .... „Finis coronat opus!“ — rief Amadeus aus, als er eines Morgens nach durchwachter Nacht und bei niedergebranntem Lichte, die Feder neben den noch nassen Nottenblättern niederwarf! — — —

„Sind Sie fertig zur großen Hauptprobe im Saale des churfürstlichen Schlosses?“ — frug, bei Amadeus eintretend, vierzehn Tage später der Capellmeister Cannabich in seiner freundlichen und herzlichen Weise. Aber das Wort erstarb ihm fast auf den Lippen, als er Wolfgang noch im tiefsten Negligé vor seinem Schreibtische sitzend fand, eifrig beschäftigt Noten zu lesen und hie und da einzelne Veränderungen auf den Blättern anzubringen.

„Wie?!“ — rief Amadeus überrascht und erschrocken zu gleicher Zeit. — „Ist es denn schon so spät?“

„Es ist zehn Uhr!“ — versetzte der Capellmeister — „und um halb elf Uhr soll die Probe Angesichts des Churfürsten und seines Hofes beginnen. Was in aller Welt hat Sie denn wieder sich und alles um Sie her vergessen machen? —

„Ach!“ — rief Wolfgang, sich schnell ankleidend, — „als ich diese Nacht von Weber's nach Hause kam, wo Sie ja selbst die Vollendung meiner Oper mitfeierten, da war ich so aufgelegt, so begeistert ....“

„Kann mirs denken!“ — sagte Cannabich schmunzelnd — „von Fräulein Constanzens Augen.“

„Warum nicht?!“ — rief Mozart lachend — „sind sie nicht hübsch genug, um zu entzücken?“

„Allerdings! Sie würden einen Idamante für Ilia blind machen.“

„Nun denn, und ich bin kein Königssohn.“

„Und ich will wetten“ — rief Cannabich — „ich weiß, was nun geschah.“

„Möglich!“

„Der Herr Mozart waren zu aufgeregt, um schlafen zu können, und arbeiteten wieder, gegen die Ermahnung aller Vernünftigen, die ganze Nacht hindurch!“

„So ist es!“ — sagte Amadeus, indem er vor den Spiegel trat und hastig die Halsbinde anlegte. Cannabich aber rief unwillig.

„Sie hören nicht eher, bis Sie sich ruinirt haben. Das ewige Nachtwachen und Arbeiten in der Nacht kann ja der stärkste Mensch nicht aushalten; da muß ja das Nervensystem von Grund aus zerstört werden!“

„Aber bester Herr Capellmeister!“ — sagte Mozart beschwichtigend — „ich kann ja nichts dafür.“

„Warum nicht?“

„Weil ich mich Anfangs nur hinsetzte, die Partitur der Oper noch einmal durchzugehen. Es ist mein erstes Werk, was ich selbst, als von Bedeutung erkenne; — können Sie es mir da verdenken, daß ich ihm die größte Sorgfalt widme?“

„Gewiß nicht! Aber Sie haben alles gethan ....“

„Ich fand noch gar Manches zu verbessern, und endlich“

— rief Mozart hier strahlenden Auges, indem er Cannabich umarmte — „endlich, Herzens-Capellmeister, kam mir noch ein göttlicher Gedanke. Sie entsinnen sich im dritten Acte das Adagio, welches — nach dem Orakel des Neptun — in Triolen mit einem gedämpften Basse den Effect einer ungewissen und schwierigen chromatischen Modulation erhöht und sich endlich in dem C-Minore auflöst?"

„Ob ich es weiß" — rief Cannabich begeistert — „es ist hinreißend schön, und kein Auge wird bei ihm ohne Thränen bleiben!"

„Nun denn, Freund," — fuhr Mozart flammenden Auges fort, schon wieder das Ankleiden vergessend, — „da habe ich noch einen Chor hineingelegt .... einen Chor: „O voto tremendo! Spettacolo orrendo!" — Ich sage Ihnen, der soll alle Herzen erbeben machen, wenn er mit seiner Grabesharmonie, bei bedeckten Pauken und durch Sordinen gedämpften Trompeten — wie das unüberwindliche Fatum selbst — groß und majestätisch daher schreitet."

Und Mozart sprang an das Clavier und griff einige Accorde.

„Prachtvoll!" — rief Cannabich — „aber, Liebster, Sie vergessen schon wieder Churfürst und Probe!"

„Ja so!" — sagte Amadeus nach dem Schranke springend und in den Rock schlüpfend — „und über die Composition dieses Chores habe ich mich so vergessen, daß ...."

„Daß Sie die ganze Nacht nicht in das Bett kamen!"

„Ich bin in der That eben erst, als Sie eintraten, damit fertig geworden."

„Und wie soll es heute damit auf der Probe gehen. Sie glauben doch nicht, daß die Choristen ....“

„Macht nichts. Wir lassen ihn heute ganz weg, dann wird sein Effect bei der Aufführung ein um so größerer sein.“

„Gut! vortrefflich!“ — rief der Capellmeister, der jetzt Hand anlegte, Mozarts Anzug zu vollenden. — „Aber, junger Mann, Sie geben mir ein Versprechen!“

„Welches?“

„Nie mehr eine ganze Nacht durch zu arbeiten.“

„Ich bin jung, kräftig!“

„Jetzt noch, ja! aber ich, als gereifter und erfahrener Mann, als ihr wohlmeinender Freund, sage Ihnen, daß Sie — wenn Sie auf diese Weise fortfahren — Ihr Leben untergraben. Sie werden, wenn Sie mich nicht hören, keine vierzig Jahre alt“

In diesem Augenblicke stieß Mozart ein leisen Schmerzensschrei aus und erblaßte.

„Was ist Ihnen?“ — frug Cannabich bestürzt.

Aber schon hatte sich Mozart wieder gefaßt und sagte lächelnd:

„Nichts, mein edler väterlicher Freund! Ich trage seit meiner Kindheit ein kleines goldenes Kreuz als Amulet auf meiner Brust. Bei der Hast, mit der ich mich anzog, mag es sich gedreht haben, und so ritzte es mir eben ein wenig die Haut. Sehen Sie .... ich blute! .... Aber gehen wir, es ist schon sehr spät.“

„Und Ihr Versprechen?“

„Und wenn ich es auch geben wollte!“ — rief Mozart lachend — „ich kann es ja doch nicht halten. Wenn der Genius gebietet, muß der Staub gehorchen und wenn er zusammenbricht!“

Cannabich fühlte die Wahrheit dieser Worte wohl. Er schwieg daher; aber seine Blicke ruhten besorgt auf dem bleichen, überwachten Antlitze, des neben ihm dahinschreitenden jungen Freundes. Mozart selbst aber war schon im Geiste mitten in der Aufführung seiner Oper.

Der König der Töne.

Die Probe im großen Saale des Schlosses ging vortrefflich. Der Churfürst, Graf Seeau, Graf Seinsheim und noch mehrere Begünstigte des Hofes wohnten ihr bei. Karl Theodor rief selbst nach dem ersten Acte „Bravo!“ und als Mozart zu ihm ging, ihm die Hand zu küssen, sagte er zu dem Maestro mit gnädigem Lächeln:

„Die Oper wird charmant werden; er wird gewiß Ehre davon haben, junger Mann. Man sollte nicht meinen, daß in einem so kleinen Kopfe so etwas Großes stecke!“*)

Auch Graf Seinsheim kam am Ende der Probe freudestrahlend auf Wolfgang zu und rief:

*) Nissen: S. 430, des Churfürsten eigne Worte. Jahn: II. Theil S. 441.

„Ich versichere Sie, daß ich mir sehr viel von Ihnen erwartet habe; aber alle meine Erwartungen sind übertreffen.“

In den Familien Weber, Wendling und Cannabich aber war lauter Jubel; so wie die Musiker der Münchner Capelle, meistens Leute von vielem Wissen und Talent, ihre Bewunderung für ein Werk laut aussprachen, das Alles, was sie seither gehört hatten, so weit übertraf. Selbst die nächsten Tage noch rühmte der Churfürst Mozart's Schöpfung in seinen Morgen-Cercles, ja Abends bei der Cour sagte er Jedermann: „Ich war ganz surprenirt — noch hat mir keine Musik den Effect gemacht — das ist eine magnifique Musik!“*)

Welche Aussichten für Mozart! Bei solcher Begeisterung Karl Theodor's konnte ihm ja eine ausgezeichnete Anstellung und Verwendung gar nicht entgehen. Schon sah er sich als Capellmeister neben seinem Freunde Cannabich angestellt; — schon schuf sein gewaltiger Geist in Gedanken Oper auf Oper; — schon führte er, in Seligkeit schwimmend, seine geliebte Constanze als Gattin heim!

Ach! die Jugend hat Platz für die gränzenlosesten Hoffnungen! Welche großherzigen Entschlüsse tragen wir in ihr der Zukunft auf der goldenen Opferschale eines guten Willens entgegen. Nichts fürchten wir dann auf unserem Argonautenzuge nach dem verlorenen Paradiese, — nicht

*) Des Churfürsten eigne Worte.

einmal die wilden Stürme des Geschicks oder die Donnerschläge roher Gewalt! — Nichts fürchten wir! .... und doch .... wenige Jahre später .... und wie viele Herzen sind erstarrt in den Eisfeldern einer egoistischen Alltäglichkeit!

Aber an eine egoistische Alltäglichkeit dachte jetzt Mozart wirklich am wenigsten, — ja er kannte eine solche gar nicht! In der höchsten Blüthe seines Lebens stehend, bei ausgebreiteten Kenntnissen, glühender Liebe für seine Kunst, bei raschem Blut, leichtem Körper und über Alles mächtiger Jünglings-Phantasie trugen ihn die Adlerflügel seines Genius hoch über den Staub der Trivialität!

Mozart schwärmte in einer goldenen Zukunft .... während Freund Lange — jetzt erklärter Bräutigam Aloysia's — auf Mozart's Zukunft und für dessen Rechnung Champagner trank.

So kam die Zeit der ersten Aufführung des „Idomeneus" heran, die endlich, nach mehreren Verschiebungen, auf den 26. Januar festgesetzt wurde. Schöner und wunderbarer Zufall, ... es war dies der Tag vor Wolfgang's Geburtsfeste! Und welche Freude sollte dabei dem Sohn und Bruder werden? — eine Stunde vor der Aufführung lagen Vater und Schwester in seinen Armen! —

„Du, mein Gott, das ist ja unerhört!" — sagte um dieselbe Zeit Graf Seinsheim, indem er sich zu dem Baron Lehrbach wandte, der eben neben ihn in seine Loge getreten war. — „Haben Sie jemals ein so volles Haus gesehen?"

„Nie!“ — entgegnete der Angeredete — „nicht einmal als Ritter von Gluck seine Alceste und seine Iphigenie hier aufführen ließ.“

„Es ist noch eine Stunde bis zum Anfange,“ — fuhr Seinsheim fort — „und doch ist kein Plätzchen im ganzen Hause mehr frei.“

„Frei?“ — wiederholte Lehrbach. — „Haben Sie denn nicht gesehen, daß bereits Massen von Menschen abgewiesen werden?“

„Die Oper ist aber auch excellent!“ — versetzte Graf Seinsheim. — „Nun wir haben es ja beide in den Proben gehört. Ich sah aber auch den Churfürsten noch niemals so enchentirt, wie von dieser Musik. Der junge Mozart steht in hoher Gunst bei ihm.“

„Da wird er wohl auch eine Anstellung hier finden?“

Seinsheim zuckte die Achseln; dann sagte er, zu Baron Lehrbach hingebogen, mit gedämpfter Stimme: — „Es fehlt wieder am Besten.“

„An Geld?“

„Wie immer.“

„Aber, mein Gott, warum schränkt man sich lieber nicht wo anders ein, und gewinnt dafür ein so eminentes Talent?“

„Sie haben gut reden! Wo soll man sich einschränken und wie?“

„Wo?... bei der unsinnigen Hofhaltung. Und wie?... indem man dieselbe vereinfacht und das überflüssige und unnütze Pack abschafft.“

„Ich wäre begierig, wo Sie, mein Charmanteister, anfangen und wo aufhören wollten.“

„Was zum Teufel!“ — sagte Baron Lehrbach — „braucht man denn 35 Leibärzte, Hofmedici und Leibchirurgen, wie sie unser Hofetat aufzählt? Ich bitte Sie! ..... Mit sechs hätte man auch genug, und von dem Gehalt der übrigen neunundzwanzig Faullenzer könnte man zehn Mozart's anstellen und glücklich machen.“

„Da haben Sie freilich recht!“ — sagte Graf Seinsheim. — „Von all' den 35 Personagen habe ich von jeher nur fünf activ gesehen. Die anderen haben Titel und Gehalt und liegen auf der faulen Haut.“

„Und ein Mozart muß sich als „Organist“ in Salzburg abquälen und vertrauren. Aber ich will Ihnen noch mehr sagen, bester Graf!“ — rief Lehrbach eifrig, was er um so eher konnte, da die Hoflogen um ihn her noch leer waren und das erwartungsvolle Gesumme der im Opernhause anwesenden Menschenmasse ihn sicherte, daß seine Worte nicht von ungeweihten Ohren aufgefangen wurden.

„Ich will Ihnen noch mehr sagen: die Hofküche besteht aus folgenden 135 Personagen:

15 Mundköche,
2 Mundköchinnen,
4 Bratenmeister,
12 Pastetenköche,
6 „Mundgehülfen,“
3 „Mundgehülfinnen,“

2 Hofköche,
1 „Edelknabenbratenmeister,"
4 Nebengehülfen,
3 „Mundjungen,"
5 „Nebenseitenjungen,"
4 Bratjungen,
2 Küchenportiers,
5 „Küchenmänner,"
5 „Küchenweiber,"
6 „Küchenspülerinnen,"
14 Küchenjungen,
1 „Küchenjungen-Wäscherin,"
8 Küchenwäsche-Verwahrerinnen,
13 Hofconditoreibäcker und
20 Proviantkammer-Bedienstete. *)

Macht zusammen 135 Menschen, **von welchen dreiviertel total unnöthig sind!"**

Graf Seinsheim wiegte bedenklich den Kopf hin und her. — „Wollen Sie, mein lieber theurer Baron, bei Churfürstlichen Gnaden auf eine Verringerung des Küchenetats dringen?" — frug er dann mit einem feinen spöttischen Lächeln.

„Gott soll mich bewahren!" — rief der Baron. — „Ich habe nie die Passion gehabt, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen: auch ist das Küchen-Departement bei allen hohen Herrn das unantastbarste. Aber

*) Hof-, Civil- und Militairetat Karl Theodors.

in die Seele schneidet es einem doch, wenn man sieht, daß hier an die erbärmlichsten, faulsten und unverschämtesten Menschen Tausende weggeworfen werden, während es an Geld gebricht, einen so vielversprechenden Mann, wie **Mozart** anzustellen."

„Nun!" — sagte Graf Seinsheim — „mir ist es auch leid; denn ich schätze den jungen Maestro in der That sehr und prophezeihe ihm Großes. Aber was können wir machen? Die Dinge sind einmal wie sie sind. Rütteln darf man an dergleichen Sachen schon aus Rücksichten für den Churfürsten nicht, der alle Einschränkungen und derartige Verbesserungspläne wie den Tod haßt, — — und außerdem ist der Mozart ein solches Genie, daß er sich doch durchhelfen wird!"

In diesem Augenblicke trat ein Greis an der Seite eines hübschen aber nicht mehr jungen Frauenzimmers in das Orchester. Der junge Mozart folgte ihnen und setzte selbst zwei Stühle in die eine Ecke des für die Capelle bestimmten Raumes. Dann drückte er beiden mit Zärtlichkeit die Hand und verschwand ebenso unbemerkt von dem Publikum, wie er gekommen.

„Wer mag das sein?" — flüsterte Baron Lehrbach dem Grafen Seinsheim zu.

„Wie können Sie fragen?" — entgegnete der letztere. — „Kennen Sie diese Züge nicht?"

„Bei Gott! es ist Mozart's Vater!"

„Und seine Schwester!“ — sagte Seinsheim. — „Er hat mir gesagt, daß er Beide erwarte.“

Jetzt fing die erste Logenreihe an, sich zu füllen. Herren und Damen in reichen Toiletten erschienen. Schöne, üppige Weiber mit weitausgeschnittenen Kleidern, Schultern und Busen fast ganz frei und nur der Jahreszeit wegen, hie und da mit leicht übergeworfenen kostbaren Pelzen bedeckt, in Spitzen, Brillanten und sonstigem Schmuck wie Fürstinnen prangend. Alle aber überstrahlte die sechszehnjährige Gräfin Törring-Seefeld, die damalige Geliebte Karl Theodor's. Sie war schön, wie der junge Tag und reizend wie Aphrodite, da sie dem Schaum des Meeres entstieg. Ihre Toilette war feenhaft und wurde durch einen Schmuck gekrönt, der 300,000 Gulden kostete, und ein Geschenk des Churfürsten war. Aber ihr huldigte auch, obgleich man ihr Verhältniß zum Churfürsten kannte, der ganze Adel, der, an solche Dinge gewöhnt, nur Neid, nicht Verachtung für ähnliche Verbindungen hatte. Saß doch an ihrer Seite der Premierminister und Oberhofmeister, der alte Graf von Seinsheim, und es war drollig zu sehen, wie die altersteife Excellenz sich bemühte, der allmächtigen Favoritin den Hof zu machen. Selbst den hochwürdigen Herrn Geheimen Rath und Canonicus Ignaz Frank, Exjesuit und Beichtvater des Churfürsten, konnte man im Hintergrunde der Törring-Seefeldischen Loge erkennen, von welchem Platz aus seine lüsternen Blicke mit Behagen die göttlich-schönen Formen der jungen Gräfin verschlangen. Auch die Baronesse Zedtwitz und

die Gräfinnen Tattenbach, Königsfeld und Fugger-Zinnenberg strahlten in Jugend, Schönheit und Brillanten wie Sonnen, und um sie drehten sich, den Planeten gleich, die jungen hübschen Barone Sturmfeder, Lerchenfeld, Hacke und die Grafen Waldkirch, Preyßing, Leone, und wie sie alle hießen, die Cavaliere und Löwen des Tages.

Aber wie auch im ersten Logenrange die Brillanten funkelten, die Uniformen und Staatsgewänder blitzten und leuchteten, die Damen coquettirten und sich nebst den Herren der Haute volée, durch lautes Sprechen bemerkbar zu machen suchten..... Niemand in dem ganzen übrigen Hause achtete heute auf sie. Da war nur ein Gedanke, der die Massen fast feierlich stimmte, und dieser Gedanke war: daß es doch etwas Großes um die heutige Musik sein müsse, die schon vor der Aufführung, durch bloße Gerüchte, als etwas ganz Eminentes galt. Man wartete mit der höchsten Spannung auf den Beginn des Stückes. Die Blicke durchbohrten fast den Vorhang und schon die stimmenden Instrumente brachten eine Todtenstille hervor.

In der einen Ecke des Orchesters aber saß still und schweigsam der alte, schlicht-gekleidete Mann, den der junge Mozart selbst eingeführt. Graue Haare schmückten sein Haupt, in seinen feinen, geistigen Zügen aber lag eine fast fieberhafte Spannung. Seine weit geöffneten Augen ruhten unbeweglich auf dem Vorhange, der die Bühne verhüllte, während die Hände, wie zum Gebete gefaltet, in seinem Schooße lagen. Und in der That, der alte Mann,

dem das Herz bald vor Erwartung sprang, betete auch. Es war ein brünstiges Gebet des Vaters für den Sohn, das den Ewigen um einen glücklichen Verlauf dieses Abends anflehte.

Da ward es plötzlich in dem ganzen Hause rege: Volk und Adel erhoben sich, der Churfürst trat ein. Aber nur noch eine oder zwei Minuten des Geräusches beim Niedersitzen...... dann..... Todtenstille rings umher.

Jetzt fiel der Taktstock des Capellmeisters, und.... die Oper: „Idomeneo re di Creta" von Wolfgang Amadeus Mozart begann.

Aber wie erfaßte gleich die Ouvertüre alle Herzen! Welcher bis dahin noch nie gehörte Reichthum der Instrumentation! Welch' feurige Tonfülle, in denen sich unausgesetzt das Geräusch der Waffen und der Kampf der Elemente folgten, und dazwischen die frische Schönheit der anmuthigsten sanftesten Melodien. Das war nicht ein künstlich zusammengedrechseltes Machwerk,.... das waren musikalische Gedanken!... große gewaltige Gedanken, die dem Inhalt des ganzen Stückes andeuteten, als ob riesige Nebelgestalten aus dem Grabe der Vergangenheit aufstiegen und groß und ernst in der Ferne vorüberzögen. Das waren Erinnerungen an Ilium's Größe, Kampf und Fall, an Idomeneo's Schmerz und Verzweiflung,... das waren Ahnungen der furchtbaren Kämpfe der Elemente, der Waffen und der Leidenschaften, die in gewaltigen, prachtvollen, tief in die Seele greifenden Tongebilden — wie ein Spiegel der Wirklichkeit — jetzt an den lautlos staunenden Massen vorübergehen sollten.

Aber dem musikalischen Sturme folgt jetzt ein nicht minder gewaltiger Sturm des Beifalls, zu dem der Churfürst selbst durch ein lautes Bravorufen und in die Händeklatschen das Zeichen giebt.

Erst der aufrollende Vorhang gebietet ihm Schweigen.

Nach den Gebräuchen und Gewohnheiten der alten Opera seria, welche weder Introduction noch Finale's kannte, fängt das Stück mit einem instrumentirten Recitativ an, auf welches eine Arie der Ilia folgt: Padre, Germani addio! G Minore $^{2}/_{4}$. Andante con moto. Die Tochter des Priamus macht sich Vorwürfe über die Liebe, die sie für einen Griechen gefaßt hat. Ergreifende Declamation, angenehme Melodie, sorgfältige Begleitung, entsprechende Bässe voll Effect. Alles trägt das Gepräge einer sanften und ergebenen Melancholie, welche der lyrische Charakter der Darstellerin ist. Nichts ist veraltet, alles ist frisch, neu, hinreißend.

Da tritt Elektra auf: Ha! welch' ein dramatisch-musikalischer Gegensatz zwischen ihr, der stolzen, eifersüchtigen und zornigen Tochter des Königs der Könige und der sanften trojischen Sclavin. Welch' ein Bäumen und Toben der wildesten Leidenschaften in diesem leidenschaftlichen Herzen! Man hört wie die Schlangen der Eumeniden sich ausdehnen und zischend wieder in Knäuel zusammenrollen! Ein kalter Schauer des Entsetzens überläuft alle Zuhörer, die sich, willenlos auf ihren Sitzen zurücklehnen, als wollten sie fliehen vor diesem bezaubernd schönen.... aber entsetzlichen Weibe, dessen rasende Eifersucht keine Gränzen kennt.

Hört nur, hört! ihre Stimme hält bei jedem Zwischensatze, wie in Folge einer convulsivischen Anstrengung inne,..... sie zittert vor Wuth, und die furchtbarste Eifersucht macht sich im hohen B Luft, das sich, mit einem außerordentlichen Effect, in der gleich darauf folgenden Wiederholung des Satzes, auf den Worten „vendetta e crudeltà“ — (Rache und Grausamkeit) in H verwandelt. Alles bebt, Alles zittert.... auch der alte Mann in der Ecke des Orchesters, der, den Arm seiner Tochter mit seiner dürren knöchernen Hand umspannend, den Oberkörper weit vorgelehnt, die Augen weit geöffnet, jeden Ton des Orchesters und der Vocalstimme gierig zu verschlingen scheint. Jetzt kommt das B,... jetzt die Wiederholung des Satzes.... jetzt das H.... Da flammen seine Augen hoch auf, Blässe überfliegt seine Züge... aber es ist nicht die Blässe des Entsetzens, sondern jene einer übergroßen Freude, denn, mit vor Entzücken zitternder Stimme ruft er jetzt: „Victoria! Elektra hat Klytemnestra übertroffen!“

Und in der That: Elektra hat Klytemnestra übertroffen.... Mozart hat Gluck besiegt! Heil ihm, dem Könige der Töne!

Die Erregung die diese Scene im Publikum hervorgerufen, war so gewaltig und so allgemein, daß das folgende Ritornell fast verloren ging. Wie die Wellen des sturmbewegten Meeres auf der Bühne, so bewegte es sich in Parterre und Logen; aber wie sich über jene — dem Sturme Stillschweigen gebietend — Neptun erhebt, so erhob sich jetzt in einem bewunderungswürdigen Chore

Mozart über die Oberfläche seiner Zeit, um das Stillschweigen der Bewunderung den Musikfreunden und das der Verzweiflung seinen Nebenbuhlern zu bieten.

Es giebt wohl wenige Situationen auf der Bühne, die der nun folgenden Wiedererkennung Idomeneo's und seines Sohnes Idamante zu vergleichen wären; der eine mit bestürzten Blicken das Opfer suchend, welches seinem gräulichen Gelübde fallen soll; der andere zur Hilfe der Schiffbrüchigen herbeieilend und den ersten, welchen er begegnet, um Nachrichten von seinem Vater befragend. Agamemnon, Griechenlands Oberhaupt, ist — in Glucks „Iphigenie" — umgeben von dem Glanze des Thrones und des Oberbefehles, im Kampfe gegen die Götter, welche ihm gebieten, seine Tochter zu opfern, eine höchst tragische Gestalt; wie viel tragischer aber ist Mozart's Held „Idomeneo", der, von dem besiegten Ilium heimkehrend, auf seinen heimathlichen Boden gleich einem Ueberreste seiner zerstörten Flotte und seiner todten Gefährten geworfen wird; .... der zehn Jahre des Unglücks über dem Gedanken an das Wiedersehen des Sohnes vergißt, den er auf dem Schooße der Mutter zurückgelassen hat .... und der diesen Sohn wieder findet, um .... dessen Mörder zu werden!

Wie mußte dies alles das Publikum erfassen und packen, und als mit dem majestätischen, glänzenden und feurigen Schlußchore des ersten Actes der Vorhang fiel, brach ein neuer schallender Applaus aus.

Der Greis im Orchester aber rieb sich vergnügt die

Hände. Seine Augen blitzten vor Seligkeit. Sprechen aber konnte er nicht. Und nur einmal neigte er sich zu dem Ohre der Tochter und sagte, sich eine Thräne aus den Augen wischend: „Hätte doch deine gute Mutter diesen Abend noch erlebt!" Dann versank er in tiefes Sinnen; aber ein seliges Lächeln verklärte sein Antlitz. Er stand ja am Abende seines eigenen Lebens wie Moses auf Nebo's Höhen und schaute hinüber in das gelobte Land einer neuen musikalischen Welt .... in das gelobte Land .... das sein Sohn, sein lieber Sohn, der Menschheit zu erobern versprach.

Da rauschte zum zweitenmale der Vorhang in die Höhe.

Se il padre perdei
La patria, il riposo
Tu padre me sei,
Soggiorno amoroso
È Creta per me.

Ilia, deren Ketten Idamante gebrochen hat, bezeugt dem Könige ihre Dankbarkeit und läßt ihn das Geheimniß ihres Herzens errathen. O wie athmete diese entzückend schöne Melodie und der ebenso entzückende Ausdruck dieser, durch die Liebe selbst modulirten und durch die Grazien instrumentirten Cavatine, die Seligkeit, die Amadeus jetzt so oft an der Seite seiner geliebten Constanze durchzitterte.

Und Constanze? Saß sie denn nicht auch in dem Hintergrunde einer Loge und sog mit Entzücken diese, ihr so wohlbekannte Sprache ein? An ihrer Seite, an ihrem

Claviere sitzend hatte ja der theure Freund diese Melodie gefunden, um durch sie — wie er ihr in's Ohr geflüstert — vor aller Welt laut und öffentlich zu bekennen: daß er sie liebe und anbete!

Aber schon sind auch diese Töne verklungen; ein schöner Marsch, den man hinter den Coulissen hört, führt das Publikum in den Hafen von Cydonia, wo Alles schon zur Abreise Elektra's und Idamante's bereit ist. Die Matrosen singen den entzückenden Chor: Placido è il mar: einen Chor, welcher den glücklichsten Contrast zwischen den vorhergehenden und folgenden Scenen bildet. Welcher Friede gegenüber den schmerzlichsten Gemüthsbewegungen! Ein glänzendes und tiefes Blau färbt diese klare Harmonie; Flöten und Clarinette tragen die frische Seeluft herüber, das Quartett deutet das leise Schwanken der Wogen an, und eingewiegt .... selig eingewiegt auf den Wogen dieser göttlichen Musik, tönte es in allen Herzen nach: Ruhig sind Meer und Winde!

Und der Vater? O! er war sich nicht mehr bewußt im Theater zu sein! Geschlossenen Auges schlürfen seine Ohren diese Töne ein: sie schaukeln ihn auf endlosem Ocean; — sie lispeln ihm zu: „Ruhig sind Meer und Winde!“

Und ruhig kannst auch du jetzt deine Augen schließen; denn was du durch dein ganzes Leben und unter tausend Stürmen angestrebt, ... du hast es erreicht: dein Wolfgang Amadeus ist der größte Meister aller Zeiten .... er ist .... ein **König der Töne**!

Auf einmal schweigt der Chor, denn ein Sirenengesang ist zu den Ohren der Matrosen gedrungen. Es ist Elektra's Stimme, die in einer köstlichen Melodie, in Tönen, noch einschmeichelnder als der Hauch des Zephirs, noch balsamischer als Flora's Athem, um günstige Winde fleht. Und die gewaltige Willenskraft Elektra's verleiht ihr Herrschaft über die Elemente. Die Zephyre eilen herbei. Das ist ihr sanftes Murmeln, das in Sexten Accorden den Chor: placido è il mar zurückführt! .... Ja, „Ruhig sind Meer und Winde!" .... aber donnernd ist der Jubel, der diesem Chore folgt. Und warum rückt der Alte im Orchester so unruhig hin und her, — warum ist auf einmal alles so beweglich an ihm geworden .... Nannerl fragt ihn darum: „Ei zum Teufel!" — ruft er da aus — „weil ich den Blitzkerl von Amadeus umarmen und an mein altes Herz drücken möchte!"

Aber was ist das? warum stürmen die Violinen so plötzlich, warum stöhnen die Blasinstrumente in langgedehnten Seufzern? Warum dieser entsetzliche, furchtbare Schrei der Musik? Warum zerreißt die Querpfeife mit einem schrillen durchdringenden Tone jetzt alle tonischen Massen? Warum dieser, von dem Orchester so großartig ausgeführte furchtbare Sturm, der die Grundfesten des ungeheuren Hauses zu erschüttern scheint? Warum dieser Aufschrei des Volkes: Quel nuovo terrore! Welch' neuer Schrecken! ...?

Neptum hat im Zorne mit seinem allgewaltigen Dreizack das Meer geschlagen, daß es sich wüthend aufbäumt

bis zu den Wolken und auf seinen Wasserbergen schwimmt das von ihm gesandte Ungeheuer Creta's Küsten zu. Kalt, eiskalt überläuft es jeden Zuhörer, und der Churfürst ruft laut, das es das ganze Haus hören kann:

„Welch' ein Effect! das ist unaussprechlich schön!"

Jetzt erklärt Idomeneo unter dem Krachen des Donners, in einem herrlich instrumentirten Recitative, daß er selbst der Schuldige sei. Er weiht sein Haupt den unterirdischen Mächten und beschwört Neptun, den Unschuldigen zu verschonen. Und bei diesen Worten ertönen die Pauken in dumpfen Schlägen. Idomeneo ist nicht das Opfer, welches die Götter verlangen. Irgend etwas Finsteres scheint vom Orchester her im Anzuge begriffen zu sein .... Etwas, was immer näher und näher kommt und gleich einem dunkeln auf den Flügeln des Sturmes getragenen Meteor immer größer wird.

Da sucht das Volk sein Heil in der Flucht. „Corriamo! Fuggiamo!" — „Fliehet! Fliehet!" schreit es auf. Aber nicht Alle vermögen gleich schnell zu entfliehen; ein Hagel von Triolen fällt auf die Fliehenden; Finsterniß umgiebt sie; der Sturm treibt sie in verschiedenen Richtungen auseinander; die Blitze blenden sie durch ihr Leuchten. Es rettet sich wer kann, Alles stäubt auseinander, und immer schwächer werden die Rufe „Corriamo! Fuggiamo!" bis sie pianissimo und mit der Feierlichkeit einer Kirchencadenz enden und der Vorhang fällt.

Aber diese Scene war so groß, so furchtbar, so erschütternd daß sich Alles im Theater erhoben hatte. Es war, als wollte man mehr sehen, mehr hören und zugleich dem gewaltigen Genius Mozart's durch eine allgemeine Erhebung — wie sie bei dem Eintreten des Regenten üblich — huldigen. Selbst der Churfürst war aufgestanden und lehnte sich, sichtbar erschüttert, über die Brüstung der Loge. Der Greis in dem Orchester aber stand auch. Seine Kniee bebten, sein Herz schlug hörbar, seine Augen leuchteten und während dicke, dicke Thränen über seine gefurchten Wangen liefen, stammelte er, die Hände wie zum Segen ausstreckend:

„Unvergleichlich erhaben! Ehre, ewige Ehre, dir, mein Sohn!“

Und trotz dieses ungeheuren Erfolges steigerten sich die Schönheiten der Oper im dritten Acte dennoch von Scene zu Scene. Aber fand sich denn nicht auch in ihm — zum erstenmale seit die Welt steht — eine Musik, die nie aufhören wird melodisch, und classisch zu sein? eine pathetische Declamation, eine harmonische und contrapunktische Wissenschaft, die selbst Bach verwirrt hätte; Instrumental-Stimmen, so entworfen und combinirt, wie man sie in den schönsten Scenen Don Juan's trifft, die musikalische Einheit und die dramatische Wahrheit, mit einem Worte die reine Musik in ihrer ganzen Freiheit, Pracht und Größe und die angewandte Kunst mit all ihrem Reize und ihrer unwiderstehlichen Gewalt vor?

Es ist nichts Vollkommneres in dieser Gattung je aus der Feder eines Componisten geflossen.*)

Und so steigerte sich denn auch die Theilnahme des Publikums bis in das Unglaubliche. Die blutenden Seelen der handelnden Personen lagen ja offen aufgedeckt vor Aller Augen, Ohren und Herzen! Ilia's Liebe und Hingabe, Elektra's Wuth und Racheschrei, Idomeneo's Verzweiflung griffen in jedes Herz. Ihre Thränen flossen und die der Zuhörenden nicht minder.

Und als nun Idomeneo das verhängnißvolle Gelübde nicht länger mehr geheimhalten kann, und er Idamante nennt, — — — das Recitativ in schmerzvollem Gemurmel erstirbt, und, sobald die den Thränen geweihte Tonart eingetreten ist, das Volk in tiefer Bestürzung ruft: „O voto tremendo! Spettacolo orrendo!" — — — wie groß, wie ungeheuer groß erhob sich da wieder Mozart's allgewaltiger Genius!

Alles starrte! Alles staunte, Alles bebte bei diesem hinsterbenden Rhytmus, dieser — die Seele durchbohrenden Grabesharmonie, welche mit dem ganzen Gewichte eines unüberwindlichen Fatums auf der Seele aller Anwesenden lastete. Da erschallten, wie aus den Tiefen der Unterwelt,

*) Oulibicheff in seinem Werke „Mozarts Leben" II. Thl. „Idomeneo re di Creta" 361—407, dem die Beurtheilung der Oper in diesem Kapitel entnommen ist, da der Autor des vorliegenden Buches, der „Idomeneo" mehr denn einmal mit Entzücken gehört hat, freudig beipflichtet.

Jahn: II. Theil. S. 449 bis 487.

die durch Sordinen gedämpften Trompeten und die bedeckten Pauken, und es war, als wenn die Todtenglocke einer ganzen Nation ertöne — und die Schrecken eines mit dem Untergange ringenden Volkes erfaßten Alle!

Kein Auge war thränenleer, kein Herz ohne fiebrischen Schlag, keine Seele ohne hohe Begeisterung und es bedurfte des sanften, glücklichen Schlusses der Oper und des göttlich-schönen Schlußchores: „Scenda Amor, scenda Imeneo,"*) um die allzuaufgeregten Gemüther nur einigermaßen wieder zu beruhigen. Einen Beifallssturm aber, wie er nun erfolgte, hatte Münchens Opernhaus noch nicht erlebt, er tobte fort und wollte nicht enden und donnernd trug der Jubelruf von vielen Tausenden den Namen „Mozart" in die Lüfte.**)

In der Orchesterecke aber saß ein alter, bleicher, vor Freude zitternder Mann. Er regte sich nicht, als der Sturm des Beifalls tobte; — er blieb unbeweglich, als die Menge unter lauten begeisterten Gesprächen das Haus in dichten Schaaren verließen; — er saß schweigend als die Räume schon leer waren. Als aber die Strahlen der letzten erlöschenden Lichter in das Orchester fielen, erleuchteten sie matt und gespensterisch eine reizende Gruppe: Auf den Knieen vor seinem alten Vater lag der große Meister des „Idomeneo" Wolfgang, Amadeus Mozart, und der Vater hielt ihn selig umschlossen und küßte ihn auf die Stirne — und beide schwiegen und weinten vor Erregung

*) „Steige nieder holder Amor, Hymen steig zu uns herab."
**) Die Originalpartitur bei André in Frankfurt (Verz. 39).

und Freude; und zu beiden Seiten standen, wie Genien aus einer besseren Welt, Nannerl, Wolfgang's Schwester und Constanze Weber.

Auch ihre Augen waren feucht vor Thränen der Freude und des Entzückens. Constanze aber drückte leise einen Kranz auf Mozart's Haupt und lispelte erröthend:

„**Dem Könige der Töne!**"

König — und Knecht.

Seine hochfürstlichen Gnaden, des heiligen römischen Reiches Fürst und hochwürdigster Herr, Herr Hieronymus, Josephus, Franziscus de Paula, Erzbischof zu Salzburg, aus dem fürstlichen Hause Colloredo, Wallsee und Möls, seit 1772 regierender Fürst zu Salzburg, hatte sich seit längerer Zeit nach Wien begeben, und bewohnte nun hier sein schönes und weitläufiges am Graben unweit der Dreifaltigkeitssäule gelegenes Palais.

Der Bau selbst war zwar alt und keineswegs von äußerer Schönheit, desto prachtvoller aber zeigte sich die innere Einrichtung.

Da sah man in den weiten Sälen und Zimmern die schönsten Tische von Lapis lazuli, die reichsten und schwersten krystallenen Kronleuchter, große ventianische Spiegel, herrliche Tapeten, kostbare Uhren, Basrelifs, Bildsäulen-

Büsten, Vasen, Cameen und was sonst nur zur Ausschmückung einer fürstlichen Wohnung dienen kann. Auch an reich und künstlerisch gearbeiteten Crucifixen und Heiligenbildern von Künstlerhand fehlte es bei dem frommen Herrn nicht.

Aber in diesen vornehmen Räumen war es bis jetzt noch stille, denn die Glocke hatte erst neun Uhr geschlagen und seine hochfürstlich erzbischöflichen Gnaden lagen noch tief in den Armen des Schlafes.

Nur in dem weiten und geräumigen Bedientenzimmer, welches sich gleicher Erde, dicht neben der Einfahrt, befand, zeigte sich einiges Leben, indem die Dienerschaft eben von dem Frühstücke aufgestanden war. Das Zimmer war schlecht und armselig möblirt, aber die Welt, die sich darin bewegte, war sicher noch armseliger und schlechter.

Die Bedientenwelt ist eine sehr verkehrte Welt, wie schon das Wort Bedienter statt Bediener oder Diener beweist. Die ersten Bedienten waren wohl die in den Kriegen gewonnenen Sclaven, aus diesen gingen Leibeigene, aus ihnen Knechte und dann die Bedienten im heutigen Sinne hervor. Sie bilden daher eine eigene Welt für sich, deren Tummelplätze die Antichambres sind: Orte, où la servitude se console par l'insolence et s'égaye par la malignité,*) wie ein geistreicher Franzose sagt. In der Regel nährt dabei das Bedientenhandwerk den Mann

---

*) Orte: wo die Sclaverei sich mit Unverschämtheit brüstet und sich mit Bosheit erheitert.

leichter und besser als andere Gewerbe, darum ist neben Arroganz hier die meiste Faulheit und Verdorbenheit zu Hause. Rousseau sagt aus diesem Grunde von den Bedienten: „ce sont les derniers des hommes après leur maîtres!“ (Sie sind die schlechtesten Menschen nach ihren Herren); ein Neuerer aber ruft: „Gott machte die Engel, und der Teufel die Bedienten!“ Aber man braucht den Teufel gar nicht dazu, denn es heißt nicht umsonst: „Wie der Herr, so der Knecht!“ Ist dieser grob, sind jene gewiß noch gröber; — ist der Herr lüderlich, so ist es sein Diener noch mehr; — spreitzt sich jener in Stolz und Hochmuth, kennt die Unverschämtheit seiner Domestiquen gewiß gar keine Grenzen. Je größer aber das Haus, desto größer der Tempel der Faulheit im Bedientenzimmer! Und was ist hier die Arbeit dieser Edlen? .... Zungendrescherei, gemeine Scherze machen, die Herrschaft herunterziehen, Andere verleumden, spielen, gähnen und schlafen!

Und gähnend und dehnend frug jetzt Krippner, der Leib-Kammerdiener seiner fürstbischöflichen Gnaden:

„Wie viel Uhr ist es Germain?“

„Neun Uhr!“ — versetzte dieser.

„Neun Uhr!“ — fuhr Krippner gelangweilt fort, indem er sich unfläthig, Hände und Füße lang ausgestreckt, auf seinem Stuhle hin und her schaukelte. —

„Der Teufel soll das frühe Aufstehen holen. Warum wird denn nicht um zehn Uhr gefrühstückt?“

„Weil seine hochfürstlichen Gnaden es so angeordnet haben!“ — entgegnete der Unterkoch.

„Ach was: angeordnet!“ — rief Krippner. — „Das ist ja eine Dummheit! So etwas ordnet man sich selbst an. Unser frommer Alter schläft jeden Morgen bis elf Uhr, was brauchen wir da so früh aus dem Neste zu kriechen. Von morgen an wird bei uns um zehn Uhr gefrühstückt.“

„Aber . . .“ fiel der Unterkoch ein.

„Ich hätte bald etwas auf euer „aber“ gesagt!“ — schrie jetzt Krippner grob. — „Wenn ich's sage, ist es so gut, als ob's der Herr gesagt hätte. Und nun haltet das Maul und scheert euch in die Küche oder zum Teufel, wohn ihr wollt!“

„Ja!“ — riefen jetzt alle übrigen Anwesenden. — „Krippner hat Recht, wir wollen um zehn Uhr frühstücken.“

Der Unterkoch zuckte die Achseln, dann sagte er:

„Wenn es der Herr Leib-Kammerdiener verantworten wollen, mag's sein.“

„Ich verantworte es!“ — sagte dieser unter entsetzlich lautem Gähnen, und der Unterkoch ging nach der Küche.

Eine längere Pause entstand. Herr Krippner schaukelte sich unterdessen gemüthlich hin und her; Zetti der Zuckerbäcker, kaute gedankenlos an den Nägeln; der Mundkoch setzte mit geschlossenen Augen sein Morgenschläfchen fort; der Leibkutscher stand rauchend am Fenster, den Wiener Dienstmädchen am gegenüberliegenden Brunnen von Zeit zu Zeit Kußhände zuwerfend; Veit, der erste Zimmerlakai erzählte leise seinem Freund und Kameraden, dem Laufer, von den Abenteuern, welche er diese Nacht bei dem

Besuche seines Schatzes gehabt; Germain, der zweite Zimmerlakai aber und der Unterkammerdiener saßen in verschiedenen Winkeln des Zimmers und lasen Zeitungen.

Endlich rief Krippner über das allgemeine Schweigen geärgert:

„Kerls! seid ihr heute wieder verdammt langweilig! hat Keiner etwas zu erzählen? Weiß Keiner einen schlechten Witz?“

„Der Witz scheint ihnen allen ausgegangen!“ — sagte Zetti, die abgekauten Nägel mit stillem Wohlbehagen betrachtend.

„Da muß ich wieder helfen!“ — fuhr der Leibkammerdiener fort. — „Schlechter Witz ist immer besser als gar keiner, sagt immer unser Alter. Der Teufel halte sonst die Langeweile aus.“

„Nun!“ — versetzte der Mundkoch, die matten Augen halb öffnend, gedehnt und schläfrig. — „Der Herr Leibkammerdiener hat nur zu befehlen.“

„Gut!“ — rief dieser, indem er dummdreist lachte. — „Von den zwei Affen dort, die die Zeitungen vor ihre leeren Schädel halten, soll immer einer eine Zeile aus seiner Zeitung laut lesen, und der Andere sogleich eine Zeile aus seiner Zeitung folgen lassen.“

„Bravo! bravo!“ — riefen Alle von diesem großen Gedanken begeistert, und die beiden Lesenden, des Leibkammerdieners Zorn und Bosheit fürchtend, fügten sich willig.

Jetzt entstand eine Scene, die an Plattheit und rohem

Jubel Alles übertraf: Beide lasen ihre Zeilen hintereinander, und nach jedem Innehalten erfüllte ein wieherndes Lachen den Raum.

„Dem Freiherrn von Bruck ist ein junges Kind entlaufen ...“ las der Eine;— „am nächsten Sonntag seine Antrittspredigt zu halten,“ — der Andere.

„Gestern wurde meine Frau von einem gesunden Knaben entbunden“ — — — „ich werde, mit Hülfe meines Handlungsdieners, mein Geschäft unter der bisherigen Firma fortsetzen.“

„Der Ochse, der auf dem letzten Markte ein Kind zertreten“ — — — „wird wohl schwerlich mehr bei Hofe erscheinen dürfen.“

„Den 13ten schlug der Blitz in den Dom“ — — „er setzte Tags darauf seine Reise weiter fort.“

„In dem Schreibpulte des verstorbenen Herrn Prälaten befanden sich“ — — „zwei Fässer Rheinwein und 200 Flaschen Champagner.“

„Gestern ist die neue Sängerin zum ersten Male mit vielem Beifall aufgetreten“ — — „man konnte das Gebrüll im nächsten Dorfe hören.“

„Unter den ehrwürdigen P. P. Kapuzinern hat“ — — „die Rindviehseuche raubt ein Stück um das andere.“

„Die Vermählung des Grafen Peimst ist glücklich vollzogen worden“ — — „es hat dabei zum Glück nicht gezündet.“

„Bei der neuen Galanteriehändlerin auf dem Graben“ — — „Schnupfen, Gicht und andere bedenkliche Zufälle.“

„Bei Kaufmann Rall frische Häringe“ — — „man nimmt vor Schlafengehen 6 bis 8 Stück in Oblaten.“

„Eine Jungfer von guter Herkunft wünscht als Kammermädchen Unterkunft“ — — „das Titelblatt fehlt, und hinten steht die Zahl 60.“

Das Lachen und Jubeln hatte sich hier bis in das Ungeheure gesteigert, als plötzlich angeklopft wurde.

„Verflucht!“ — rief der Herr Leibkammerdiener — „welcher Esel stört uns da!“

Aber die Thüre öffnete sich jetzt und eine in Trauer gekleidete Frau zeigte sich auf der Schwelle. Sie sah bleich und niedergebeugt aus, und obwohl ihre Mienen und Bewegungen Bescheidenheit, ja Aengstlichkeit, verriethen, war doch auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie den bessern Ständen angehöre. Nichts desto weniger herrschte ihr Krippner — den die Unterbrechung der eben gepflogenen geistreichen Unterhaltung ärgerte — ohne sich von seinem Stuhle zu bewegen ein rauhes: „Was gibt's?“ zu.

Die Eingetretene erschrack sichtlich. Verlegen sah sie sich in dem sauberen Kreise um, als suche sie einen höheren und gebildeteren Beamten des fürstbischöflichen Hauses. Krippner, der dies wohl merkte, ärgerte sich darüber noch mehr, und als die Trauernde nun nach dem Herrn Leibkammerdiener des Herrn Erzbischof frug, rief er noch roher:

„Ich bin's, was will Sie?“

Aber Verwunderung und Schrecken lähmte die Zunge der armen Frau.

„Nun, zum Teufel!“ — polterte Krippner jetzt heraus.

— „Wir haben unsere Zeit nicht gestohlen! Wenn Sie etwas will und hat, so thu' Sie das Maul auf!"

Die Frau zitterte am ganzen Leibe und deutlich sah man ihr denn inneren Kampf an, den ihr der Entschluß, zu bleiben, kostete. Aber Noth und Elend siegten wohl über den empörten Stolz, und zwei dicke Thränen in den Augen sagte sie:

„Ich bin Salzburgerin. Mein Mann ist auf einer Reise hieher plötzlich gestorben und so sehe ich mich genöthigt . . . ."

„Sie kann Ihre Mühe sparen" — rief Krippner — „wir haben des Bettelvolkes genug hier. Es wird nichts gegeben!"

„Aber, mein Gott!" — rief die Unglückliche, jetzt in der That empört, — „ich habe mich ja mit keiner Bitte an Sie gewendet; nur diese Bittschrift möchte ich zu Händen des Herrn Fürstbischof gebracht wissen. Er ist ein Diener Gottes und mein Herr und Landesvater, er wird das Flehen einer Unglücklichen nicht überhören."

„Da müßte er Ohren wie der Stephansthurm haben, wenn er all das Bettelvolk an- und erhören wollte!" — rief der Herr Leibkammerdiener der Armen frech in das Gesicht, und ein schallendes Gelächter aller Anwesenden belohnte diesen Witz.

Einen Augenblick stand die Trauernde wie vernichtet; dann überflog ihr blasses Gesicht eine tiefe Röthe und mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung auf Krippner und seine Genossen, wandte sie sich zur Thüre und ver-

schwand. Aber ein rohes Gelächter folgte ihr bis auf die Straße.

„Die hat der Herr Leib-Kammerdiener gut abfahren lassen!“ — rief jetzt Germain heiter. — „Wenn's der Herr erfährt, wird er sich vor Lachen das Bäuchlein halten müssen.“

„Wie gestern!“ — rief Krippner — „als ich ihm beim Ankleiden erzählte, wie ich bei der letzten Soiree zu so enormen Trinkgeldern kam.“

„Von denen wir verflucht wenig erhalten haben!“ — murmelte Germain mit einem Blick voll Neid.

„Und wißt ihr, wie ich es gemacht habe?“ — fuhr Krippner fort. — „Spitzt eure langen Ohren und öffnet eure leeren Verstandeskasten, damit ihr etwas von einem klugen Kerle lernt.“

„Nun?“ — sagte halb schmeichelnd, halb boshaft der erste Zimmerlakai — „der Herr Leibkammerdiener sind aber auch ein Ausbund von Klugheit und Welterfahrung.“

„Wenigstens ist meine große Zehe gescheiter, als ihr Alle! — — Also paßt auf! Beim Weggehen der hohen Herrschaften nahm ich einen der großen silbernen Leuchter, die unten den breiten ausgehohlten Rand haben; auf diesen Rand nun legte ich von vornherein einige Thaler....! Das zog! Fürst Galitzin sah die dicken Dinger und legte auch einen hin. Ebenso machte es die Gräfin Rombeck“....

„Und der filzige Graf Cobenzl?“ — frug Germain mit maliciösen Blick.

„Der Geizkragen!“ — rief Krippner. — „Er legte wahrhaftig einen Zwanziger hin. Aber: hast du nicht gesehen! fort war er. Wie ein Taschenspieler hatte ich ihn im Sack und einen neuen Thaler auf dem Rande des Leuchters. Nun folgten die Anderen Schandehalber alle und ich machte ein prächtiges Geschäft.“

„Und wo ist unser Theil?“ — frug Germain.

„Schaafskopf! — würde bei einer solchen Frage unser Alter sagen; was in meiner Tasche ist, ist gut aufgehoben ..... Aber laßt die Dummheiten jetzt, und gebt Karten her, wir wollen ein Spielchen machen. Wer Lust hat, kann sich von meinen Thalern welche holen.“

Und der Herr Leib-Kammerdiener, der Herr Mundkoch, der hochfürstliche Zuckerbäcker und Veit, der erste Zimmer-Lakei, setzten sich zum Spiele. Die übrigen gingen ab und zu, rauchten, schwatzten, gähnten oder schliefen.

So verging etwa eine Stunde, als ein Wagen vor dem Palais anfuhr. Aber es war keine elegante Chaise mit Wappen und Livree,..... es war ein ganz einfacher Miethwagen, auf welchen man hinten einige Koffer gebunden hatte.

Krippner und Germain, die sich einen Moment auf ihren Stühlen in die Höhe gestreckt hatten, um zu sehen, von welcher Qualität der anfahrende Wagen sei, blieben daher, als sie einen sogenannten „Rumpelkasten“ bemerkten, ganz ruhig sitzen. Nur frug der letztere den Herrn Leib-Kammerdiener erstaunt:

„Wer kommt denn da in dem elenden Ding an?“

„Der lüderliche Geiger!“ — entgegnete Krippner.

„Wer?“ — wiederholte Germain.

„Nun — wer? — der Mozart. Weißt doch, daß der Alte wüthend über den Schlingel ist, der als Organist und Musikant sein Brod frißt und in München lumpt und Opern schmiert. Aber er wird dem Kerl schon den Kopf waschen!“

„Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, wenn der Alte auf ihn brummt!“ — versetzte Germain die Karten mischend und nach der Thüre schauend, durch welche Wolfgang Amadeus Mozart, der auf Befehl des Fürstbischofs München schnell verlassen und nach Wien zu seinem gestrengen Herrn hatte reisen müssen, eben eintrat.

Mozart in seiner gutmüthigen Weise grüßte freundlich, obgleich es ihm gar nicht freundlich zu Muthe war; aber von den Anwesenden schien keiner ihn zu bemerken.

„Nun, Herr Krippner!“ — sagte er gelassen. — „Sie sind ja gewaltig in ihr Spiel vertieft. Wollen Sie mir nicht mein Zimmer anweisen lassen und meine Ankunft seiner Hochfürstlichen Gnaden melden?“

„Bub', Dam', König, Aß!“ — rief Krippner in diesem Momente, die genannten Karten hinter einander mit solcher Macht auf den Tisch werfend, daß jeder Wurf laut aufschallte.

„Das Spiel ist mein!..... Ah, Monsieur Mozart! .... Germain, zeige ihm doch sein Zimmer. Melden kann ich noch nicht, denn der Herr schläft noch. Es braucht

aber dem Monsieur Mozart auch gar nicht zu pressiren, der Kopf wird ihm noch früh genug gewaschen werden."

Mozart biß sich auf die Lippen; denn so wenig er eitel und hochmüthig war, beleidigte ihn — den großen Mann, den gefeierten König der Töne — diese freche und geringschätzige Sprache in dem Munde eines Bedienten doch. Aber er fühlte sich zu erhaben über diesen Wurm in Livree und sagte daher kalt:

„Das sind Dinge, die der Herr Leib-Kammerdiener mir überlassen wird. Ich verlange mein Zimmer und Meldung bei seiner Hochfürstlichen Gnaden und weiter nichts."

Krippner lachte laut auf, dann, sich auf seinem Stuhle gemächlich zurücklehnend, sagte er:

„Der Monsieur Mozart scheinen in München sehr vornehm geworden zu sein. Wer wird denn gleich so hochmüthig über seine Collegen herfallen?"

„Collegen?!" — wiederholte Mozart verächtlich — „ich weiß nicht von wem der Herr Kammerdiener spricht."

„Leib-Kammerdiener! — wenn's beliebt" — versetzte Krippner mit besonderer Betonung der ersten Sylbe. — „Ich habe übrigens uns gemeint, die wir hier sind."

„Ich wüßte nicht"—sagte Mozart immer kälter und finsterer — „was wir gemein mit einander hätten."

„Nun,..... wir speisen zum Beispiel zusammen."

„Wir?!" — rief jetzt Amadeus, und Staunen und Unwille erstickten ihm fast die Stimme.

Krippner bemerkte dies mit heimlicher Freude, und die satanische Lust, Mozart für sein Auftreten zu demü-

thigen, ihn, nach Art gemeiner Seelen, zu sich in den Staub herab zu ziehen, kitzelte ihn so, daß seine Augen in boshafter Freude aufblitzten.

„Ja, wir!" — sagte er daher mit hämischem Tone. — „Hier, im Bedientenzimmer, wird täglich um halb zwölf Uhr zu Mittag gespeist. Monsieur Mozart wird da eine ganz lustige und charmante Gesellschaft finden: Mich, den Unter-Kammerdiener Leibholz, den Herrn Zuckerbäcker Zetti, den Herrn Mundkoch und seinen Gehülfen, Germain, Veit und die beiden Musiker Ceccarelli und Brunetti." *)

Mozart stand — wie man zu sagen pflegt — der Verstand stille. Es war ja unmöglich, daß der Fürstbischof Künstler, wie Mozart und die beiden Ebengenannten, im Bedientenzimmer und mit diesem gemeinen Volke an einem und demselben Tische speisen lassen konnte. Dennoch schien Krippner die Wahrheit zu sprechen, denn der Ausdruck seines flachen Gesichtes war so triumphirend als maliciös.

Glücklicherweise schellte es in diesem Augenblicke — ein Zeichen, daß der Herr Fürstbischof erwacht sei, und nach seinem Leib-Kammerdiener verlange. Krippner sprang denn auch wie der Blitz auf, warf Karten und Pfeife weg, musterte rasch vor dem Spiegel seinen Anzug und sein Gesicht, das jetzt plötzlich einen höchst unterthäni-

---

*) Geschichtlich wahr: Oulibicheff: I. Nissen: S. 438.

gen Ausdruck annahm und verließ dann eilig das Bedientenzimmer.

Mozart athmete auf. Es ward ihm ordentlich leicht, bei der Entfernung dieses widerlichen Menschen. Als ihn aber Germain, indem er ihn nach seinem Zimmer führte, ebenfalls wie einen Bruder und Kamerad behandeln wollte, führte er diesen mit so entschiedenem Ernste ab, und wies ihn so bestimmt in die ihm gebührenden Grenzen zurück, daß er ganz verdutzt in das Bedientenzimmer zurückkam.

Aber welche Empfindungen durchstürmten nun des jungen Mannes Brust. Er, der vor Kaisern und Königen gestanden, der so oft an fürstlichen Tafeln gespeist, dessen fast ausschließlicher Umgang bisher Fürsten, Grafen, Barone und Künstler ersten Ranges gewesen, er sollte nun mit Bedienten auf gleicher Stufe stehen, — mit Bedienten im Bedientenzimmer speisen?!

Er, den der Fürst Galizin, die Gräfin Thun, Graf Cobenzel, die Gräfin Romberg und viele andere des höchsten Wiener Adels schon im Voraus auf das freundlichste schriftlich zu sich eingeladen hatten, sollte in diesen Häusern gestehen müssen, daß er von seiner Fürstbischöflichen Gnaden, wie ein Livree-Bediente gehalten werde?!

Er, der eben noch ganz München nebst dem Churfürstlichen Hofe mit seinem neuen, großartigen, herrlichen, von aller Welt angestaunten Werke entzückt und begeistert hatte; — er, der Welten neuer Tonschöpfungen in seinem Inneren trug, der gefeierte Com-

ponist des Idomeneo, der erste Musiker seiner Zeit.... er galt seinem Herrn nicht mehr als ein Lakai?!

Mozart's ganzes Innere empörte sich, — nicht aus Stolz und Hochmuth, aber aus verletztem Ehrgefühl. Es zuckte in ihm auf mit der ganzen Energie eines mächtigen Genies! Der Entschluß, dem Fürstbischof seine bettelhafte Anstellung von 400 fl. — vor die Füße zu werfen, trat vor seine Seele!.... aber.... sein alter Vater! Würde ein solches Verfahren, bei dem bekannten Charakter des Fürstbischofs, nicht auch dem guten alten Manne seine Stelle gekostet haben? — und..... o unglückseliges Fatum! auch in München war Mozart — trotz aller Begeisterung des Churfürsten, des Hofes und der Stadt — zu keiner Stelle gelangt. Graf Seinsheim hatte recht behalten: die 35 Leibärzte, Hofmedici und Leibchirurgen, von welchen nur fünf beschäftigt waren und dreißig faullenzten, und die 135 Küchenbeamten, von welchen dreiviertel ihren Gehalt total für nichts empfingen, lebten nach wie vor in Ruhe und Freuden, bestahlen dabei so viel als möglich Land und Landesfürst..... aber für einen Wolfgang Amadeus Mozart, — für den Componisten des „Idomeneo"..... **war das Geld zu einer Anstellung nicht vorhanden!**

Das Wenige aber, was Mozart für seine Oper bekommen, hatte er zu seinem Unterhalte und zur Unterstützung seines Vaters und seiner Schwester gebraucht.

Wie ein ungeheurer, unüberwindlicher Riese streckte daher die eiserne Nothwendigkeit ihren Arm über ihn

aus. „Du mußt bleiben!" — ertönte es wie mit Donnerton in seiner Seele, und **der König der Töne fühlte sich ein Knecht des Schicksals!**

„Monsieur Mozart!" — rief jetzt die Stimme Germain's mit freudiger Malice der halb geöffneten Thüre herein — „Seine hochfürstlichen Gnaden haben befohlen, auf der Stelle zu erscheinen!

Wolfgang raffte sich zusammen. Er wußte, was ihn erwarte; aber er waffnete sich mit edlem Selbstbewußtsein und mit dem Gedanken an seinen alten Vater, dessen einzige Stütze er war, und der ja früher auch ihm sein ganzes Leben gewidmet.

Der Fürst-Erzbischof empfing ihn finster und kalt. Er war ein Mann von vorgerücktem Alter, aber noch sehr kräftig. Seine Korpulenz, sein geröthetes Gesicht, seine dicken Lippen und sinnlichen Züge verriethen den Genußmenschen; aber es lag dabei auch ein Ausdruck von unaussprechlichem Hochmuth, — gepaart mit der derbsten Rohheit, in diesem Gesichte. Und dies Gesicht log nicht:

„Ist er endlich einmal da!" — rief er jetzt mit barschem Tone Mozart zu, als dieser kaum eingetreten. — „Es war ihm, bei Gott, gerathen, daß er heute eintraf! Glaubt er vielleicht ich bezahle ihn umsonst?"

„Hochfürstliche Gnaden halten zu Gute" — sagte Mozart ruhig und mit Würde — „ich war auf Urlaub."

„Der längst vorbei ist."

„Er wurde mir durch fürstliche Munifizenz, auf Ersuchen meines Vaters, verlängert."

„Was verlängert! Ich brauche meine Leute hier. Aber ich kenne das! das Lumpenleben, Allotriatreiben, Opern schmieren und dergleichen, sitzt euch lüderlichem Musikantenvolke mehr in dem Kopf, als der Dienst!“

„Hochfürstliche Gnaden“ — versetzte hier Mozart zitternd vor Indignation — „gegen mein Leben wird Niemand etwas einwenden können, und meine Oper kennt die Welt!“

„Geschwätz, hochmüthiges Geschwätz!“ — rief der Erzbischopf, dunkelroth vor Zorn. — „Aber ich will ihm den Componistendünkel schon vertreiben. Um zehn Uhr Morgens ist er von jetzt an jeden Tag meiner Befehle gewärtig, halb zwölf essen im Bedienzimmer, den Nachmittag und Abend Musik bei mir, oder.... wo ich ihn hinschicke!“

Es gibt Seelenschmerzen im Leben, die nicht beschrieben, nur gefühlt werden können. Ein solcher Schmerz durchschnitt jetzt des jungen Künstlers Brust mit einer Gewalt', daß er hätte laut aufschreien können. Er bebte am ganzen Körper, der Kopf glühte ihm, die Hände fühlten den Drang sich zu ballen, die Seele strebte, diese unwürdigen Fesseln zu zerreißen; aber..... der alte geliebte Vater!

„Ich werde meiner Pflicht stets pünktlich nachkommen!“ — sagte Wolfgang jetzt mit stiller Resignation, — „nur bitte ich Ew. Gnaden, mir wenigstens zu gestatten, dem Herrn Fürsten Galitzin, der Frau Gräfin Thun und einigen anderen hohen Herrschaften meine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Was Aufwartung!" — rief der Fürst und schoß Blitze des Zornes nach Mozart. — „Sticht ihn schon wieder der Hochmuthsteufel? bleib er bei Seinesgleichen."

„Aber . . . . ."

Aber der Herr Fürstbischof kannte sich jetzt in seinem Zorne selbst nicht mehr.

„Halt er das Maul und pack' er sich jetzt!" — schnaubte er wüthend. — „Ich bezahle ihn und mir hat er zu geigen, wo und wann ich will!"

Und mit diesen Worten zeigte der fromme Herr in höchst unfrommer Leidenschaftlichkeit nach der Thüre. Das Uebermaß dieser Rohheit hatte indessen Mozart sein ruhiges und edles Selbstgefühl wiedergegeben. Es trug ihn — den einfachen bescheidenen bürgerlichen, aber durch sein Genie geadelten Menschen — hoch über diesen, mit der Fürstenkrone und dem Bischofshute geschmückten, aber sittlich und geistig so niederen Mann. Hoch und stolz aufgerichtet, sandte Mozart daher dem Fürstbischof einen Blick der Verachtung zu und verließ das Zimmer. Auf dem seinen aber angekommen, netzten Thränen seine Augen, und — wie gebrochen an Leib und Seele — rief er auf einen Stuhl niedersinkend: „Du bist ein Knecht!" *)

---

*) Ueber die schmachvolle Behandlung Mozart's durch den Erzbischof von Salzburg in Wien, siehe Oulibischeff I. S. 172. Nissen: Seite 443. Jahn.

Zerbrochene Fesseln.

Es ist mit der „Gesellschaft", dem „gesellschaftlichen Leben", oder unserem Umgang etwas ganz Eigenthümliches.

Jede Gesellschaft, in der wir uns auch nur entfernt angenehm und behaglich bewegen sollen und wollen, erfordert vor allen Dingen Aehnlichkeit der Elemente: gleiche oder doch annähernd gleiche Denkungsart, Bildung und Stellung. Stehen diese drei Dinge in schroffem Gegensatz, so fühlen wir uns von vorn herein unbehaglich, unglücklich, zurückgestoßen.

Aber der gesellschaftliche Umgang fordert, soll er ein angenehmer sein, auch noch ein Zweites: nämlich eine gegenseitige Accommodation. Ganz er selbst sein kann Jeder nur so lange er allein ist; wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit: denn nur sobald man allein ist, ist man ganz frei! Zwang der einen oder der an=

deren Art ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft. Daher wird Jeder in dem genauen Verhältniß zu dem Werthe seines eigenen Selbst die Einsamkeit fliehen, ertragen oder lieben. Denn in ihr fühlt der Jämmerliche seine ganze Jämmerlichkeit, der große Geist seine ganze Größe, Jeder sich als das, was er ist.

Ferner, je höher ein Mensch auf der Rangliste der Natur steht — d. h. je edler, zartfühlender, talentvoller, genialer er ist — desto einsamer steht er unter der unendlichen Masse der Alltagsmenschen der hohen und niederen Stände da. Sie verstehen ihn nicht, und so dringt die häufige Umgebung heterogener Wesen störend, ja, feindlich auf ihn ein, raubt ihm sein Selbst und hat nichts als Ersatz dafür zu bieten. Sodann, während die Natur zwischen den Menschen die größte Verschiedenheit im Sittlichen und Geistigen gesetzt hat, stellt die Gesellschaft — diese für nichts achtend — sie alle gleich, oder vielmehr: sie setzt an ihrer Stelle die Unterschiede und Stufen des Standes und Ranges, welche die Rangliste der Natur sehr oft diametral entgegenlaufen. Bei dieser Anordnung stehen sich nun diejenigen, welchen die Natur niedrig gestellt hat — also die Dummen, die Bornirten und Gemeinen — schon ihrer Mehrzahl wegen, sehr gut; die Wenigen aber, welche sie hochstellte — die Edlen, Zartfühlenden, Großdenkenden — kommen dabei zu kurz, da die Trivialität der Masse triumphirt.

Oder wäre es vielleicht nicht so? wäre dies Urtheil zu hart oder zu streng?

Ein einziger Blick in das Leben wird entscheiden.

Selbst die sogenannte gute Gesellschaft läßt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht die geistigen! Alles was den Stempel der Wahrheit, des Geistes, ächter Größe trägt.... ist hier Kontrebande. Die „sogenannte" gute Gesellschaft verpflichtet uns gegen jede Thorheit, Narrheit und Verkehrtheit, die gränzenloseste Geduld zu beweisen..... die persönlichen Vorzüge großer und bedeutender Menschen aber..... die sollen sich Verzeihung erbetteln, oder..... sich verbergen.

Keiner von allen denjenigen, die da fühlen, daß sie geistig ein Nichts sind, will übersehen sein: daher der Haß, die Verfolgung und Zurücksetzung gegen alles Große und das jammervolle Liebäugeln und Erheben alles Kleinen.

Daher hat denn auch die Gesellschaft, welche man die „gute" nennt, nicht nur den Nachtheil, daß sie uns Menschen darbietet, die wir weder loben noch lieben können,..... nein! sie läßt auch nicht einmal zu, daß wir selbst sein, wie es unserer Natur angemessen ist; sie nöthigt uns vielmehr, des Einklanges mit den Anderen wegen, einzuschrumpfen, oder gar uns selbst zu verunstalten. Oft müssen wir daher, mit schwerer Selbstverläugnung, dreiviertheil unserer selbst aufgeben, um uns den Andern zu verähnlichen.

Aber wegwerfen, geradezu wegwerfen müßte sich der edlere Mensch, und in seinem eigensten Wesen selbst vernichten, wollte er sich der gemeinen Gesellschaft accomodiren! Gewaltsam in sie geschleudert, wird er daher auf eine Folter gespannt, oder zum geistigen Selbstmord verdammt, und nur eines bleibt ihm dann zu seiner Rettung,

sich mit sich selbst, mitten im Meere der Gemeinheit, auf die Insel der eigenen Einsamkeit zu flüchten. Je verlassener und einsamer er aber hier steht, desto riesiger wird er sich über die Erbärmlichkeit seiner Umgebung und der Welt erheben.

Dies letztere war jetzt Mozart's Fall.

Der Unterkoch hatte eben — halb zwölf Uhr — der Dienerschaft des Herrn Fürstbischof von Salzburg zum Mittagsessen geläutet und die tägliche Gesellschaft des Bedientenzimmers hatte Platz genommen.

Die zwei Leib-Kammerdiener, Krippner und sein College, saßen oben an; dann kamen der Controlleur, Herr Zetti, der Zuckerbäcker, die Zimmerlakaien, Germain und Veit, endlich die Köche und unten, den Köchen gegenüber, Wofgang Amadeus Mozart und die beiden Kammer-Musiker Ceccarelli und Brunetti.*) So hatten es seine Hochfürstlichen Gnaden der Herr Fürstbischof Hieronymus, Josephus, Franziscus de Paula, aus dem fürstlichen Hause Colloredo-Wallsee und Möls, angeordnet und befohlen.

Wie peinlich Mozart, der so oft schon mit Fürsten gespeist, diese Lage war, kann man sich denken. Schon die frühe Zeit des Essens war ihm höchst fatal, da er um halb zwölf Uhr noch gar keinen Hunger hatte; indessen, was

---

*) Geschichtlich wahr! Siehe W. A. Mozart's Brief vom 17. März 1781 aus Wien an seinen Vater in Salzburg. Nissen: Seite 437.

konnte er in seiner Lage machen, und .... besser ohne Appetit, als gar nicht zu Mittag speisen.

„Donnerwetter!“ — rief jetzt Krippner, der täglich, als der Erste, das große Wort an der Tafel führte, — „da hab' ich heute einen prächtigen Witz von unserem Leibmedicus, Dr. Unzer, gehört!“

„Nun“ — versetzte Zetti kauend und die halb abgenagten Knochen eines Backhänderls auf den Teller spuckend— „heraus damit!“

„Der Unzer ist doch ein verfluchter Kerl!“ — fuhr Krippner fort — „vorgestern war er hier bei einem reichen Handelsherrn, der ihn von Salzburg aus kennt, zu Tisch. Nach dem Essen zeigt ihm dieser sein ganzes Haus, Stallung und Remise, endlich öffnet der Krämer auch noch eine kleinere Stallthüre und sagt lachend: „Hier wohnt mein Doctor, seine Recepte bekommen mir trefflich!“ Unzer sah hinein und erblickte... einen Esel. Aber er war mit der Antwort nicht faul: „Das kommt daher,“— rief er der Krämerseele entgegen — „daß der Ihnen nichts verschreibt, als was zu Ihrer Natur paßt!“

Ein, von der Bedientenwelt allgemein ausgestoßenes schallendes Lachen lohnte diesen Witz.

„Das war recht!“ — rief Germain und leckte sich die Finger ab. — „Himmelsacrement! der hat ihm den Esel gut aufgebunden.“

„Germain ist ganz entzückt!“ — sagte jetzt der Mundkoch,— „daß des Esels Ehre gerettet wurde. Er nimmt doch merkwürdig an diesem Thiergeschlechte Antheil.“

„Das macht die Verwandtschaft!“ — rief Krippner. Alle, außer Mozart und den Musikern, lachten auf's Neue. Nur Germain zuckte mit der Hand nach dem Glase, das vor ihm stand, und es fehlte nicht viel, so wäre es dem Herrn Leib-Kammerdiener an den Kopf geflogen.

„Laßt mir Germain ungehudelt!“ — sagte jetzt Herr Zetti, — „er ist ein Mann von Verdienst. Keiner von euch allen wäre im Stande, so schöne Verschen für meine Bonbons zu machen, wie er. Hochfürstliche Gnaden geruhen ihren großen Spaß daran zu haben.“

„Hat er heute wieder etwas zusammengezimmert?“ — frug Krippner spöttisch. — „Der Monsieur Mozart kann ja die Musik dazu schreiben.“

Mozart schwieg, wie immer; aber Zetti rief:

„Hört nur, ganz wie sie der Herr gern hat:

„Jungfer Lieschen! weiß sie was?
Komm sie mit in's grüne Gras,
Laß in diesen Arm sich fassen
Und mich nicht mehr länger passen,
Sonst verblüh' ich stante pe,
Wie die bittre Aloe!“

„Prächtig! prächtig!“ — riefen Veit und die Köche und im Chorus wiederholte die Dienerschaft.

„Sonst verblüh' ich stante pe,
Wie die bittre Aloe!“

Ein neues Jauchzen füllte das Bedientenzimmer. Veit aber rief:

„Noch etwas von deiner Dichtkunst, Germain!“

„Damit kann ich dienen" — sagte dieser stolz — „ich hatte heute Morgen gute Laune, und da ging das Dichten flott von der Leber."

„Also?"

Und Germain deklamirte mit Pathos:

„O Schönste! deinem Reiz kann Niemand widerstreben,
Kaum hat man dich erblickt, muß man sich ... übergeben!"

„Hallo!" — schrie Veit und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser klirrten — „das ist ein süßer Vers, den muß Herr Zetti in eines seiner besten Bonbons stecken."

„Nun" — sagte Germain — „ich wette der Alte gaudirt sich herrlich darüber."

„Ja er ist vernarrt in solche Dinger!" — bestätigte Zetti. — „Wißt ihr was, Germain, der Alte kann die Federbüsche nicht leiden, die die Frauen jetzt in den Haaren tragen, macht einmal schnell einen Vers darauf .... recht grob .... das liebt seine Hochfürstlichen Gnaden!"

„Ja, ja!" — riefen Mehrere, die noch an Germain's Dichtertalent zweifelten, und sich nun überzeugen wollten, ob die bisherigen Proben auch eigene Perlen seien.

„Von den Federn? ...." — wiederholte Germain und gab sich eine wichtige Miene.

„Ja! von den Federn auf den Köpfen der Frauenzimmer."

Germain sann einen Augenblick, dann rief er strahlenden Auges:

„Ich hab's!"

„Nun?!“ — tönte es von allen Seiten. Aber Germain sagte stolz:

„Ach, laßt das Fräulein Firlefanz!
Gibt's ohne Federn eine Gans?“

Donnernder Jubel folgte diesen Worten. Mozart aber stand auf; er war physisch und moralisch satt.

„Schon wieder fertig?“ — sagte Germain, dem die Anerkennung als Dichter jetzt einen stolzen Halt gegeben hatte — „der Monsieur Mozart muß einen kleinen Magen haben, da er alle Tage beim halben Essen aufsteht.“

„Er ist nicht für alle Speisen gemacht!“ — sagte der junge Musiker kalt und verließ mit Brunetti und Ceccarelli, Tisch und Zimmer.

„Laßt den hochnasigen Gimpel!“ — rief Krippner — „er wird schon zahm werden, wenn er noch einige Wochen hier ist. Bildet sich der Laffe von Musikmacher ein, er sei mehr als wir!“

Und eine Fluth von Schimpf-, Spott- und Stichelreden folgten Mozart aus dem Bedientenzimmer nach.

Dieser aber wandte sich draußen zu seinen Collegen und sagte mit Indignation.

„Es ist eine Schande von unserem Fürstbischof, uns mit diesem Bedientenpöbel zusammen zu setzen! Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, gehen wir gerade zu ihm und bitten uns einen Tisch für uns au !“

Aber Brunetti und Ceccarelli zuckten die Achseln.

„Das würde sehr vergeblich sein!“ — sagte dabei der erstere. — „Haben Sie von Salzburg aus vergessen, daß

seine Hochfürstlichen Gnaden uns alle von jeher als Bediente tractirt hat?"

„Ich kann aber eine solche Behandlung nicht ertragen!" — rief Amadeus.

„Sie werden es wieder lernen!" — meinte Ceccarelli — „warten Sie nur heute Abend ab."

„Heute Abend?" — frug Mozart — „was soll da geschehen? Wir spielen bei dem Fürsten Galitzin."

„Das heißt" — verbesserte Brunetti — „der Fürstbischof hat uns für heute Abend dem Fürst Galitzin geliehen, wie man einen Lackai zum Aufwarten verleiht."

„Galitzin ist ein charmanter Mann!" — sagte Wolfgang — „ich darf sagen, mein Beschützer und Freund!"

„Wenn Sie als Herr Mozart bei ihm sind!" — versetzte Brunetti. — „Anders aber in Gegenwart unseres Alten, und der ist heute Abend da."

„Nun?"

„Nun, dann ist es der unabänderliche Wille seiner Hochfürstlichen Gnaden, daß sämmtliche Leute aus seiner Capelle sich vor der Thüre des Empfangzimmers bei dem dort aufgestellten Herrn Leib-Kammerdiener Krippner melden. Krippner beauftragt alsdann Germain, jeden von uns einzuführen und ihm eine Ecke des Salons anzuweisen, wo er stumm und unbeweglich warten muß, bis der Befehl zum Beginn des Concertes kommt."

Mozart lachte hier laut auf. — „Sie scherzen, meine Herrn!" — rief er dann.

„Keinesweges!" — versicherten jene.

„Nun, dann muß ich Ihnen sagen" — fuhr Amadeus fort — „daß diese Art von Etiquette nicht nach meinem Geschmacke ist, und daß ich mich nicht daran binden werde. Eine solche Demüthigung Angesichts der Welt ist unserer unwürdig. Ich werde diese Fesseln brechen."

„Sie wollen doch nicht!" .... riefen hier Brunetti und Ceccarelli zugleich.

„Dem Fürstbischof Trotz bieten!" — sagte Mozart fest. — „Wenn ich zu Fürst Galitzin komme, bin ich Mozart, der **Künstler**, und jedem der Anwesenden gleich! Rechnen Sie auf mich!" — und mit diesen Worten reichte er jedem der Collegen die Hand und ging rasch nach seinem Zimmer.

Der Abend war angebrochen. Hunderte von Lichtern und Lampen flammten in den Sälen, Zimmern, Antichambres und Coridors, wie auf den Treppen und Gängen des fürstlich Galitzin'schen Palais. Alles war Licht, Pracht und Glanz und kündete den feinen Geschmack und den enormen Reichthum des Besitzers. Auch rollten die prächtigsten Equipagen vor; denn Jedermann kannte die Prachtliebe, Freigebigkeit und geschmackvolle Ausfüllung dieser Abende, und heute, ... heute sollte die Fürstbischöflich Salzburgische Capelle spielen, deren Hauptglanzpunkt der berühmte junge Maestro Mozart war, dessen Oper „Idomeneo" erst kürzlich so großes Aufsehen in München gemacht. Ihn sollte man heute Abend hören, sehen und sprechen, ... ein von ihm neu komponirtes Concert sollte zur Aufführung kommen.

Auch der Herr Fürstbischof war geladen; denn obgleich weder Fürst Galitzin, noch der übrige hohe Adel, noch der Kaiser selbst den Erzbischof ausstehen mochten, so mußte man ihn doch zuziehen, weil dies der einzige Weg war, seine Leute, und namentlich Mozart zu bekommen, von dem man wußte, daß er von seinem Herrn aus Neid und Eigennutz fast wie ein Gefangner gehalten wurde.

Galitzin empfing den geistlichen Herrn daher mit besonderer Aufmerksamkeit und führte ihn selbst in dem großen Saale ein, wo schon eine ebenso zahlreiche als glänzende Gesellschaft versammelt war. Des Erzbischofs erste Blicke richteten sich nach der Orchesterecke, wo seine musikalischen Sclaven zu warten hatten.

In der That standen sie dort alle, steif, unbeweglich, stumm wie die Fische und wagten sich nicht zu rühren. Doch was ist das? Einer fehlt ..... und dieser eine ist Mozart .... Mozart, der verwegene kecke Bursche, der es wagt, außer einem elend bezahlten Diener seiner Gnaden noch etwas anderes sein zu wollen!

„Nun!" — murmelte der Erzbischof mit finsterer Miene vor sich hin — „er soll mir für diese Frechheit büßen."

In demselben Augenblicke aber, in welchem die fromme Seele des Herrn Erzbischofs diesen edlen Entschluß faßte, ereignete sich in den Empfangszimmern eine andere Scene.

Mozart war gekommen, ganz bescheiden zu Fuße, aber nicht ohne Eleganz gekleidet. Jetzt hatte er seinen Mantel abgelegt, denn es war ein rauher Märzabend,

und schritt nun, den Hut unter dem Arme, mit solcher Sicherheit und solch leichtem Anstande zwischen den sonst angekommenen hohen Gästen die breite mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf, daß man ihm auf der Stelle das Vertrautsein mit solchen Situationen ansah.

Wie das alles — trotz der frühen Jahreszeit — so geschmackvoll und reich mit Blumen decorirt war; und siehe da, dort an der Thüre des zweiten Empfangsaales stand, mitten unter Flora's lieblichen Kindern, der gute Leib-Kammerdiener Krippner. Wolfgang mußte innerlich lachen, denn er kam ihm wie eine große Kreuzspinne vor, die in ihrem Verstecke auf die armen Fliegen lauert, die ihrem Netze zu nahe kommen. Und etwas spinniges lag allerdings in Krippner's Gesicht, zumal jetzt, da er Mozarts ansichtig wurde, auf den er längst gepaßt, und den zu demüthigen er sehnlichst verlangte. Er winkte daher Germain mit einem triumphirenden Blicke herbei, so daß Mozart, wenn er in den Saal wollte, durch beide Livreen durchmußte.

„Jetzt aufgepaßt und gefaßt!“ — murmelte Krippner. Aber in demselben Augenblicke verfinsterten sich seine Züge; denn gerade trat Graf Cobenzl ein, und ging, als er Mozart erblickte, mit solcher Herzlichkeit auf diesen zu, ihm die Hand wie einem Freunde reichend und schüttelnd, daß es dem Herrn Leib-Kammerdiener bald heiß bald kalt vor Aerger und Verlegenheit über den Rücken lief. Aber seine freche Seele erholte sich bald von diesem Schrecken; und mußte die Demüthigung für Mozart nicht doppelt sein,

wenn er gerade Angesichts des Grafen an der Thüre ab- und einem Lakaien zugewiesen wurde?

Jetzt nahten sich beide. Wie vertraut der Unverschämte mit dem Grafen sprach! .... jetzt hatten sie die Thüre erreicht, ... Mozart verbeugte sich leicht, dem hohen Staatsmanne den Vortritt gebend, da trat Krippner vor:

„Monsieur Mozart verzeihen!“ — sagte er boshaft lächelnd und geflissentlich laut, damit es der Graf höre — „den Musikern hat Germain ihren Platz anzuweisen!“

Aber Mozart frug nach des Leib-Kammerdieners Worten nicht. Das Haupt stolz erhoben, schleuderte er ihm einen Blick tiefster Verachtung zu, und indem er mit vornehmem Lächeln sagte: „Um in einen Salon zu treten, bedarf ein Mozart keines Ceremonienmeisters in Livree!“ durchschritt er leicht und stolz die Thüre des Saales und ging gerade auf den Fürsten Galitzin zu, der ihn mit der größten Freundlichkeit emgfing. Und hier, zwischen Fürst Galitzin und Graf Cobenzl stehend, verharrte Mozart im unbefangensten Gespräche, bis das Concert begann.

Der Fürstbischof biß sich vor Wuth auf die Zähne; — Krippner und Germain waren wie versteinert; — Ceccarelli, Brunetti und die übrigen Musiker sahen verwirrt, starr und entsetzt aus ihrer Orchesterecke auf den kühnen Verbrecher!*)

Aber diese Verwegenheit hatte nun auch in der That

*) Historisch.

den Zorn des Erzbischofs im höchsten Grade erregt; so daß es sich dieser vorgeworfen hätte, wenn er Mozart im Mindesten etwas von der Buße nachgelassen haben würde, die er ihm von diesem Augenblicke an zugeschworen. Der Adel bat ihn: Mozart zu gestatten ein Concert zu geben: er schlug es ab. Man ersuchte ihn um die Erlaubniß: Mozart wenigstens in dem Concerte mitwirken zu lassen, das demnächst zum Nutzen der Wittwen der Wiener Musiker stattfinden sollte: er schlug es ab, obgleich dies nichts anderes hieß, als den Pfennig der Wittwe angreifen. Aber dies alles war noch nicht genug, der fromme Mann wollte auch noch persönlich seine Rache an dem Verwegenen nehmen. Kaum waren beide daher aus der Galitzin'schen Abendunterhaltung nach Hause zurückgekehrt, als der Erzbischof Mozart zu rufen befahl.

Krippner's und Germain's Gesichter strahlten vor Entzücken; aber in den Zügen Mozart's lag auch etwas, das — wenn auch nicht wie Entzücken — doch wie ein fester, kühner Entschluß aussah.

Als Mozart eintrat, saß der Fürst in einem kostbaren Sessel seines Schlafgemaches. Sein Gesicht glühte vor Zorn und kaum hatte jener die Thüre hinter sich zugemacht, als außen der Herr Leib-Kammerdiener und Germain ihre Ohren an die Thüre legten und innen das Unwetter losbrach.

„Welche Unverschämtheit hat er sich heute erlaubt!" — rief der Fürst mit funkelnden Augen. — „Kennt er meine Befehle nicht, sich bei jedem derartigen Concerte, wo

es auch sei, bei Krippner zu melden und von Germain auf seinen Platz weisen zu lassen?"

„Man hat mir davon gesagt," — entgegnete Mozart ruhig — „aber Hochfürstliche Gnaden erlauben, daß ich an der Wahrheit eines solchen Befehles zweifelte."

„Warum?"

„Weil er Ew. Gnaden unwürdig und für die Künstler Ihrer Capelle entehrend wäre."

„Was?!" — rief hier der Fürst — „geht er in seiner Frechheit soweit, Uns tadeln zu wollen? Wir wissen, was Unserer Hochfürstlichen Würde geziemt, und brauchen Uns das nicht von einem lüderlichen Musikanten sagen zu lassen. Kerle seines Gleichen gehören nicht in die Gesellschaft des Adels."

Mozart's Augen flammten:— „Vor allen Dingen"— sagte er fest und entschieden — „muß ich Hochfürstliche Gnaden ersuchen, in anderer Weise mit mir zu sprechen. Ich habe vor Oesterreichs Kaiser und Kaiserin, vor seiner Heiligkeit dem Papste, vor den Königen und Königinnen von Frankreich und England und zahllosen Fürsten gestanden und erfreute mich stets einer achtungsvollen Aufnahme und Behandlung; und wenn ich auch im Dienste Ew. Hochfürstlichen Gnaden bin, so kann ich dies doch auch hier verlangen; denn ich erfreue mich eines ehrenhaften Namens und leiste bei Gott hundertmal mehr, als der Gehalt, den ich empfange, vergüten kann."

„Hei!" — rief der Fürstbischof vor Zorn lachend — „soll ich ihn vielleicht mit Gold einfassen?"

„Nein, aber mit dem Anstande behandeln," — sagte Mozart — „wie es ein Künstler verdient."

„Künstler? Ein Geiger ist er!"

„Ich bin der Componist des Idomeneo!"

„Was, Componist; ich zahle ihn und dafür ist er mein Knecht."

„Nie!" — rief Mozart empört — „und damit Sie sehen, daß ich es nicht bin, erkläre ich hiermit, daß ich nicht mehr an der Bedientenafel und in dem Bedientenzimmer speise. Achten Sie in dem Menschen, den Menschen und den Künstler!"

„Ich achte ihn als einen Buben, als einen Schurken, als einen lüderlichen Kerl!" — *) rief hier, sich ganz und gar vergessend, der Fürstbischof, indem er aufsprang und die geballte Faust nach Mozart reckte.

Aber jetzt war des jungen Künstlers Geduld erschöpft. Blaß wie der Tod, aber mit Augen, die Blitze eines edlen Zornes sprühten, hoch aufgerichtet, so daß die kleine Gestalt wie durch eine geheimnißvolle Macht zu imponirender Größe wuchs, rief er ernst und fest:

„Es ist genug, Herr Fürstbischof! Mit Verachtung werfe ich meine Bestallung zu den Füßen eines Mannes, der jeder besseren Regung fremd ist, jedes Verdienst in den Staub tritt und wie ein Tyrann über seine Untergebenen herrschen will. So wahr Gott lebt, ich hätte es längst gethan, wenn mich nicht heilige Pflichten zurückge-

*) Oulibischeff I. S. 172. Nissen: S. 445.

halten. Aber es gibt Gränzen, wo jede Aufopferung aufhören muß. Meine Ehre verlangt, daß ich diese unwürdigen Fesseln zerreiße. Noch diese Nacht verlasse ich Ihr Haus!"

Das hatte nun freilich der Fürstbischof von diesem kleinen, ihm aber sehr nützlichen Musiker nicht erwartet. Auch imponirte dem rohen Menschen die Sprache und das Auftreten Mozarts. Der Jämmerlichkeit im Fürstenmantel stand ein Mann — im edelsten Sinne des Wortes — entgegen: groß, fest, gewaltig, auch im bürgerlichen Rocke. Aber zeigen durfte der Fürstbischof diesen Eindruck so wenig, als daß ihn die Kündigung überrasche. Er ließ sich daher wieder in seinen Sessel gleiten und sagte im Tone der Verachtung:

„Das thue er! .... Pack er sich hin, wo er will; Wir sind froh ihn los zu sein!"

„So geht es Fürstbischöfliche Gnaden, wie mir!" — antwortete Mozart. — „Aber ehe ich gehe, noch ein Wort."

„Es ist genug!" — rief der Fürst; Mozart aber sagte mit einem so gebietenden Tone: — „Nein! Sie müssen mich noch hören!" — daß der Fürst, wie von einer unsichtbaren Gewalt bezwungen, schwieg.

Da war es aber mit einemmale, als ob sich Mozarts Gestalt verkläre. Wie Nathan, der Prophet, vor David, so stand er vor dem Erzbischof, und wie jenem floß der Rede Strom in feurigen Worten von seinen Lippen.

„Ein Wort noch, ehe wir scheiden!" — sagte er. — „Ew. Hochfürstlichen Gnaden sollen wenigstens noch von mir hören, daß unter dem bürgerlichen Rocke auch Herzen

schlagen, deren höchster Schatz die Ehre ist! — Der Werth des Mannes liegt nicht darin, was er nach seiner äußeren Stellung scheint, sondern darin, was er ist! Denn was einer für sich selbst ist, was ihn in alle Lebensverhältnisse, selbst in die Dürftigkeit, begleitet und was Keiner ihm geben oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher, als Alles, was er nach Außen hin besitzt, oder was er in den Augen Anderer sein mag. Ein Mensch, der eine Welt in sich trägt, ist unter allen Umständen groß; in wessen Herz und Kopf aber eine Oede ist, der bleibt ein Nichts und wenn er einen Purpur trägt. Und auch wirklich reich und glücklich ist nur der, der seinen Reichthum und sein Glück in sich schließt. Denn was Reichthum und Macht über die Befriedigung der wirklichen und natürlichen Bedürfnisse hinaus leisten können, ist von geringem Einfluß auf unser wahres Glück, das nur im Schaffen und Aufbauen einer schönen inneren Welt, in dem Bewußtsein beruht: **Großes, Edles Erhabenes geschaffen zu haben!** Erst im Mißgeschick, wo Jeder auf sich selbst angewiesen ist, da zeigt es sich, was er an sich selber hat! Da seufzt der Tropf im Purpur unter der unabwälzbaren Last seiner armseligen Individualität; während der Hochbegabte die finsterste Lage, die traurigste, ödeste Umgebung durch seines Geistes, seines Genius Gaben zu einem Paradiese macht. Darum auch wird die Aussicht auf Aemter, Gold, Gunst und Beifall der Welt den edlen Menschen nie verleiten, sich selber aufzugeben. Zu seinem Selbst aber gehört vor

allen Dingen seine Ehre. Und wenn Sie, Herr Fürstbischof die Achseln mitleidig zucken, wenn von bürgerlicher Ehre die Rede ist, so will ich Ihnen, der diese Ehre nicht kennt, sagen, was Ehre überhaupt ist: Sie steckt nicht im Titel, nicht im Wappen, nicht im Rang, nicht in dem Reichthum und der Macht .... die wahre Ehre ist das äußere Gewissen, und das Gewissen ist die innere Ehre Wo aber kein Gewissen ist, da ist auch freilich keine Ehre. Dem Rechtlichen aber geht die Ehre über das Leben! .... Das ist es, was ich sagen wollte!" — rief Mozart — „und nun leben Sie wohl!"

Und er schritt wie ein König aus dem Gemach, seine Hochfürstliche Gnaden zähneknirschend, die lauschenden Sklavenseelen starr und verwirrt zurücklassend. Die Sklavenketten waren gebrochen und noch vor Mitternacht hatte Mozart das Palais des Fürstbischof von Salzburg verlassen.

Wiener Leben.

Ein so reiches und heiteres Leben wie Wien, bietet wohl keine andere deutsche Stadt!

Schon mit dem grauenden Morgen beginnt die rührigste Thätigkeit. — Oben in den Dachkammern oder unten in den Erdgeschossen öffnen sich einzelne Fensterladen und lassen ungekämmte Köpfe und Köpfchen, oft mit noch recht schläfrigen Augen sehen. Aber den einzelnen Fenstern folgen bald mehrere; auch die Thüren der Häuser fangen nun an, sich zu öffnen und Mägde und Hausknechte treten heraus, gähnend und dehnend und sich einander schläfrig begrüßend. Jetzt kommen auf ihren einspännigen Wägelchen oder auch mit Schiebkarren die Milchweiber an und stellen an den Straßenecken und in den Durchgängen ihre blank gescheuerten Kannen auf. Unter dem Besprechen des Wetters beginnt die erste industrielle Thätigkeit. Aber

siehe! mit jeder Viertelstunde wächst die Lebendigkeit und das Geräusch; Mägde und Diener mit großen Körben verstellen — Brod abgebend und empfangend — den Weg; andere drängen sich nach den Schlächterbuden und Gemüsekrämerinnen. Die Arbeiter aus den Vorstädten strömen herein, das Gewühl beginnt: junge Kaufleute, ihr dunkles Comptoir suchend, — Kinder, die nach der Schule gehen, Mädchen, die sich von Handarbeiten nähren, — Gärtner, die ihre Waare zu Markte bringen, schwere Frachtwagen und leichte Carossen, Reisende und Spazierreiter, die ihren Morgenritt machen,.... alles das läuft und drängt und kreuzt sich in den Straßen; sind diese nun noch dazu eng und haben sie eine starke Passage, finden sich noch überdies Holzhauer ein, die ihre Werkstätte vor den Häusern, oft mitten in der Gasse, aufschlagen, so braucht es oft viertel- ja halbe Stunden, bis der gordische Knoten sich entwickelt, und wen sein Mißgeschick um diese Zeit auf einem eiligen Geschäftsgange in ein solches Labyrinth führt, der ist genöthigt zu drängen und zu drücken, zu schieben und zu stoßen, zu springen und zu klettern, um sich nur daraus zu befreien und fortzukommen. Die Seilerstadt, der Hof, der hohe Markt, der Haarmarkt, der Lichtesteg und die Rothenthurmstraße sind die Orte, wo sich um diese Zeit das bewegteste Leben entfaltet.

So dauert es fort bis Mittags; jetzt aber ändert sich plötzlich die Scene; andere Schauspieler treten auf den Platz, und ein glänzender Anblick bietet sich den Augen des Beobachters dar.

Jetzt schlägt nämlich die Stunde, in welcher die elegante Welt mit ihrer Morgentoilette fertig geworden, wo die Damen auf den Straßen erscheinen und der junge Stutzer sein Frühstück zu Hause oder in einem der renommirtesten Caffé vollendet hat. Ein Theil der Beamten ist nun von seinen Arbeiten, die Schauspieler, Musiker und Sänger sind von ihren Proben frei; die Dichter rasten in ihrem Streben nach Unsterblichkeit, und Alles strömt nun durch die Kärntnerstraße, über den Graben, Kohlmarkt und Stephansplatz, um zu sehen und gesehen zu werden, zu hören und gehört zu werden, zu glänzen und all' den Glanz zu schauen!

Damen in allen Altern spazieren in reizenden Morgenanzügen an den prächtigen Gewölben vorüber, beschauen die neuen Stoffe und Arbeiten, die in den großen glänzenden Glasschränken, auf das Zierlichste und Sinnreichste geordnet, zum Kaufe anlocken. Sie treten hier und dort ein, der nachfolgende Diener keucht schon unter seiner Last, die ihm doch der heimlich folgende Anbeter so gerne abnehmen würde, um einen dankbaren Blick für diese aufopfernde Liebe von seiner Schönen zu erhalten. Mitunter huscht auch wohl leichtere Waare mit durch, die man sogleich an dem überladenen Putz und an dem beständigen Drehen und Wenden des unruhigen, oft allerliebsten Köpfchens erkennt. Auch sie finden ihre Anbeter,.... und alles, alles das lächelt, und schimmert und glänzt und rauscht vorüber wie die leicht dahin tanzenden Wellen eines silberschäumenden Baches, die von Schmetterlingen und Wasserjungfern

umgaukelt, die blumigen Ufer küssen!... Scheint nicht das Leben hier nur über Paradiesesauen zu führen? O diese Sphynx, wie kann sie so hold, so trügerisch liebäugeln!

Vor den ersten Kaffeehäusern und vor einigen besuchten Gewürzläden, in welchen — wie jetzt bei den Italienern — feinere Weine getrunken werden, stehen unterdessen Schaaren von Männern, welche die Vorübergehenden mustern und dabei gleich ihre Lebensbeschreibung nebst gehörigen Ausschmückungen mittheilen; die wichtigsten Tagesneuigkeiten, die sich meist um die Heiserkeit einer Sängerin, um ein gestürztes Pferd, eine scandaleuse Geschichte oder ähnliche Dinge drehen, werden hier verhandelt; man kritisirt über Musik, Kunst und Literatur, erzählt Anekdoten und bringt die neuesten bon mots zu Markte, denn der Wiener hat fast für jeden Tag im Jahre ein solches, das gleich von Munde zu Munde geht. Man verabredet Partien für den Abend, und schließt auch wohl dazwischen mit der gleichen Leichtigkeit ein Geschäft für das ganze Leben ab. Andere haben sich in den Läden der Pastetenbäcker versammelt, wo bei Kuchen, Pastetchen und einem Gläschen Liqueur das würdige Thema über diese oder jene Grisette verhandelt wird. Auch die schönen Beterinnen läßt der Wiener nicht unbewundert aus der Kirche gehen, in und vor der gar manches zarte Rendezvous stattfindet; dann noch ein Stündchen bis zur Tafelzeit über den Graben und Kohlmarkt, oder über den Theil der Bastei vom Burgthore bis zum Carolinenthore, oder über das Glacis!

So sieht Wien täglich seinen Morgen! Aber mit der

Tafelzeit verschwindet, wie mit einem Zauberschlage, diese Herrlichkeit!

Die Scene des alltäglichen Lebens erneuern sich, zwar weniger geräuschvoll und bewegt, da die Menschen jetzt mit vollem Magen agiren, aber noch immer in der Art, daß ihre rasche Thätigkeit und Rührigkeit den Beschauer genug beschäftigt. Jetzt kehren die Schuhmacherlehrjungen, deren spaßhafte Eigenthümlichkeit sie schon lange auf die lokalen Wiener Theater gebracht hat, pfeifend und singend mit den leeren Schüsseln nach den Haushaltungen ihrer Meister, meistens in entfernte Vorstädte, zurück; die Fiacre nehmen ihren schmalen Rößlein die kleinen Säckchen mit der kargen Fourage ab, die sie ihnen regelmäßig um die Mittagsstunde umbinden, und begrüßen wieder die Vorübergehenden mit dem eintönigen: „Fahren wir, Ew. Gnaden?" — Auch die Fratschler (Höker)-Weiber stellen ihre mächtigen Töpfe bei Seite, rücken die spitzen Strohhüte zurecht, und schreien mit neuer Kraft: „Brennheiße Kesten!" (Kastanien). Aber vier, fünf Uhr führen den Glanz zurück; die feine Welt muß jetzt, der Verdauung wegen, die Straßen durchstreifen. Ueberall zeigt sich der Ausdruck der Behaglichkeit, der Zufriedenheit, des Frohsinns, der Lebenslust, die dem Wiener alle so eigen sind, er mag sich nun in seinem Sperl, oder in seinem Prater an dem frischen Duft eines heiteren Abends erquicken, oder in der frühen Dämmerung durch die Straßen seiner geliebten Kaiserstadt schlendern, um sich an ihren Schönheiten satt zu sehen, deren er doch nie satt werden kann.

Da wird es Abend! Schon flimmert hier und dort in den dunkleren Gassen ein Licht auf; sie mehren sich, wie die Sterne bei einbrechender Nacht, und bald ist Alles erleuchtet. Aber je näher die Theaterzeit kommt, desto mehr geräth die bunte Welt in Bewegung. Die Beamten kommen wieder aus ihren Aemtern, die Militairs suchen Zerstreuung für die sie plagende Langeweile, auch die Nichtbeamten und Civilisten eilen ihren Unterhaltungen und Cirkeln zu. Die Equipagen des Hofes, des Adels und der Haute finance rollen und fliegen durch die Straßen; — nach allen Thoren eilen und drängen die Leute, die in den Vorstädten wohnen. Die Arbeiter, des Feierabends froh, — die heimkehrenden Schiebkärcher, jetzt den leeren Karren mit mechanischem Phlegma vorwärts stoßend, — die zahllosen Nichtsthuer, auf Abenteuer lauschend, — die verhüllten und unverhüllten Schönheiten, Abenteuer suchend, — die gemüthlichen Bürger nach Pfeife und Labetrunk schmachtend,.... das alles wogt und rennt und treibt wieder durcheinander wilder, lauter, lustiger, ärger als am Tage! — Aber auch das Gewoge dieses Menschenmeeres ebbt nach und nach; die Last des Tages ist getragen und die Lust des Abends bald durchkostet, der solide Mann sucht seinen heimischen Heerd, die Theater ergießen zum letztenmale lebendige Ströme durch alle Adern der großen Stadt, die Gewölbe schließen sich, auch die Thüren der Häuser.... die Fenster.... und das hunderttausendaugige Wien sinkt dem Schlafe in die Arme. Nur in den lichtfunkelnden Sälen der Großen, den glänzenden Gemächern der reichen

Schwelger, den Tempeln der Lust und der Freude und den Höhlen des Lasters hat der Schlaf noch keinen Eintritt.... erst wenn der Hahn schreit, versinkt auch hier — oft unter Seufzern, Gähnen und Thränen — das Leben! — —

„Also!" — rief in diesem Augenblicke, — es war eine halbe Stunde nach dem Schlusse des Theaters, — ein feiner, jovial aussehender, gentiler Mann, sein volles Champagnerglas erhebend, und freudestrahlenden Auges auf die stattliche Gesellschaft blickend, die ihn umgab. — „Also! dieses Glas der Freiheit unseres Mozart's, der seine Ketten so wacker gebrochen, und nun — ein neuer, freier Mann, ein neugebackener Wiener, — unter uns weilt!"

Und die Gläser klangen und ein dreimaliges „Hoch!" erfüllte den weiten Raum.

Der Mann aber, der dieses „Hoch!" ausgebracht, war Niemand anders, als der Director des Leopoldstädter Theaters, der berühmte, heitere, allgemein beliebte Schikaneder.

Schikaneder war eine merkwürdige Persönlichkeit. In seiner Jugend hatte er ohne alle wissenschaftliche Vorbildung, rein der Kraft seines Geistes vertrauend, die Bühne betreten und sich in tragischen und Heldenrollen versucht. Erst später in Wien wurde ihm sein Beruf als Komiker klar, und Schikaneder ward bald der Liebling des Publikums. Wahrhaft groß erschien er hier in der Darstellung grotesker Charaktere aus dem niederen Volksleben und seine Leistungen gewannen in der Folge immer mehr, als er sich auch als Schauspieldichter versuchte. Aber

Schikaneder — der dabei ein schöner stattlicher, viel verstellender Mann war — besaß daneben noch eine andere, für ihn sehr wichtige Gabe: er war ein äußerst speculativer Kopf! Als Director des Theaters zu Prag, und jetzt in der gleichen Eigenschaft am Leopoldstädter Theater in Wien, hatte er sich ein ungeheures Vermögen erworben; wenigstens behauptete dies alle Welt, und es mußte wohl auch so sein, denn Schikaneder lebte wie ein Fürst.

Sein Haus wetteiferte, was den Glanz der innern Einrichtung betraf, mit jedem hocharistokratischen Palais Wien's; mit dem einzigen Unterschiede, daß in jenen aristokratischen Palästen die Gediegenheit oft den Geschmack, bei dem Director des Leopoldstädter Theaters aber der Geschmack die Gediegenheit überwog. Schikaneder war dabei der jovialste und lebenslustigste Mensch, den man sehen konnte und ein Feinschmecker, wie ihn die Welt kaum in den höchsten Sphären der Gesellschaft noch einmal aufzuweisen haben wird. Alle fünf Erdtheile waren für ihn eigentlich nur ebensoviel Speisekammern und Kellerabtheilungen, deren auserlesene Leckerbissen und feine Getränke er bis in's kleinste Detail kannte. Als eine schöne Seite seines Charakters erschien aber dabei, daß er die Freuden der Tafel nicht nur für sich liebte, sondern auch Anderen gönnte, und somit — da die uneigennützigste Freigebigkeit sein Stolz war — eine wahrhaft fürstlich ausgestattete Tafel, der es nie an zahlreichen Gästen fehlte, den Glanzpunkt seines Hauses machte. Jede Einseitigkeit des Charakters vermeidend, suchte indessen Schikaneder dabei dem Herzen

ebensoviel Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als dem Magen, und so waren es denn ganz enorme Summen, die ihm seine Herzensangelegenheiten kosteten. Eine Freundin mußte er wenigstens immer haben, und diese eine Freundin war jetzt die reizende Sängerin Cavaglieri, ein schwarzaugiges, schwarzhaariges, brünettes, feuriges Kind Italiens, deren gränzenloser Luxus ebensoviel Aufsehen in der Kaiserstadt machte, als ihre wahrhaft bezaubernde Schönheit.

Die Cavaglieri saß denn auch heute Abend wieder neben ihrem Freunde, der — Mozart zu Ehren — in seinem Hause eine kleine aber sehr gewählte Gesellschaft zu einem feinen Soupé versammelt hatte.

Wir sagen eine gewählte Gesellschaft, denn außer Mozart, dem Hausherrn, der Signora und den Dichtern Bretzner und Stephani befanden sich auch noch diejenigen drei Männer hier, die damals unstreitig in musikalischer Beziehung die ersten Größen Wiens — ja der Welt — waren: Ritter von Gluck, Joseph Haydn und der kaiserliche Hof-Capellmeister Salieri.

Welche Capacitäten! welche Größen! welch' interessante Persönlichkeiten!

Gluck, der große Componist des „Artaxerxes,“ der „Cadute de Giganti,“ des „Orpheus,“ der „Alceste,“ der „Iphigenia“ und so vieler anderer Opern, war damals schon siebenundsechszig Jahre alt; aber er hatte sich frisch und kräftig erhalten und schaute noch immer froh und heiter in das Leben. Nicht schön, aber

bedeutsam von Angesicht, charakterisirte seine Erscheinung etwas Imponirendes. Die großen blauen Augen, die vollen Lippen, die hohe gedankenvolle Stirne, das — trotz der Jahre — noch dunkle und dichte Haar, die breite, kräftige Gestalt und das Selbstbewußte, das in seinem ganzen Wesen lag, hatten etwas magisch Anziehendes, aber auch Ehrfurchtgebietendes. Aber wie wohlthätig wußte Gluck diesen Eindruck wieder durch sein feines, freundliches Benehmen zu mildern; — wie brachte er Mozart eine so offene und warme Verehrung entgegen. Aber hatten denn auch Gluck und Haydn einen glühenderen Verehrer als wiederum Mozart?

In der äußeren Erscheinung war der neunundvierzigjährige fürstlich esterhazysche Capellmeister Joseph Haydn freilich von Gluck sehr verschieden. Nicht nur, daß eine unter den bittersten Sorgen der Armuth verlebte Jugend ihm die Haare schon gebleicht, der frühere Druck des Lebens hatte ihn auch still in sich gekehrt, fast ängstlich gemacht. Das sybaritische Leben eines Schikaneder's widersprach seinen streng moralischen Grundsätzen ganz, und nur die Liebe und Verehrung für den so glänzend am musikalischen Himmel aufgehenden Stern, Mozart, hatte ihn bewegen können, heute einmal an einer Gesellschaft im Hause des Directors Theil zu nehmen. Aber trotz aller Verehrung für Mozart hatte er diese That heute Abend schon mehr als hundertmal bereut. War denn ein solcher Aufwand nicht wahrhaft sündlich? mußte er nicht früher oder später zum Verderben führen?

Schon der Salon in dem man speiste war prächtig. Einfach zwar, wie dies ein Speisezimmer immer verlangt, aber doch ganz von dem schönen gelblichen Marmor, den die Wiener so sehr lieben, weil der große Marmorsaal der Burg aus ihm hergerichtet ist. Wie schön ließ er aber auch die weißen Alabasterstatuen hervortreten; wie warfen die Wände die Tausende von Lichtstrahlen zurück, die von dem Kronleuchter ausgingen, und sich dann in dem silbernen und krystallenen Gefäßen und Geschirren der Tafel so prachtvoll wiederspiegelten.

Der kostbare und dicke Fußteppich verhütete dabei das geringste Geräusch bei dem Auftreten der dienstbaren Geister, die sich in der That wie Schatten hinter den Stühlen der Gäste bewegten und ihr materielles Dasein eigentlich nur durch die Materiellität der kostbaren Dinge bewiesen, die sie auf silbernen Schüsseln herumreichten oder aus Flaschen eingossen.

Mozart wurde bei diesen: „Potage aux quenelles," — „Anguille, sauce Tartare," — „Ris de veau, sauce tomates," — „Filets de mouton à la jardinière," — „Dindes rôties au cresson," — „Beignets souffles," — „Crême renversée" — unwillkürlich an Baron von Holbach's Koch und Küche erinnert, die beide schon in seiner frühesten Kindheit einen ebenso angenehmen als dauernden Eindruck auf ihn gemacht. Er aber fand sich hier unnennbar glücklich und behaglich, und sagte sich im Stillen mehr als einmal: dies heißt Leben, so möchtest Du's auch haben!

Ach! die Sache war ja so natürlich! Einmal hatte schon die Natur selbst Mozart unendlich leicht entzündbare Sinne und einen nicht zu verkennenden Hang zu sinnlichen Vergnügungen mitgegeben, den eine glühende Phantasie nicht wenig unterstützte; — dann war er ja jetzt auch, nach einem wahren Sclavenleben im Dienste des Fürstbischofs, frei! — frei, wie der Vogel in der Luft! — Ja! jetzt erst konnte sich seine Natur, zum erstenmale in seinem Leben, wahrhaft frei entfalten und das that sie auch, in dem schönen, lustigen, gemüthlichen Wiener Leben!

Und dann! sollte er sich hier in Wien nicht wirklich unendlich behaglich fühlen? War damals nicht Wien der Sammelplatz aller Virtuosen Europa's, sowohl wegen der gastfreien Aufnahme, die es ihnen angedeihen ließ, als wegen der wohlwollenden Würdigung ihrer Leistungen und der zahlreichen Genüsse, die sie dort trafen? Hier war der gewöhnliche Aufenthaltsort Haydn's und Gluck's, zweier Meister, welche Mozart sich zu Vorbildern und Freunden zu machen passender fand, als Nebenbuhler in ihnen zu erwecken. Und weiter: das herrliche Klima, die köstliche, für einen Musiker besonders günstige Lage der Stadt; Umgebungen, welche die Natur selbst zu einer ausgedehnten und herrlichen Promenade geschaffen zu haben schien; auf einer Seite Italien, auf der anderen Böhmen, das Land der Musik, wenn es eines auf der Erde giebt! — Ferner: besaß Wien nicht ein italienisches Theater, für welches die berühmtesten Componisten der Zeit schrieben und dessen Poet, Metastasio, der König der Libretto-

macher war? Ja! was für Mozart — der ja längst den Gedanken gefaßt hatte, der deutschen Musik Bahn zu brechen — als eine der Hauptsachen erscheinen mußte: bildete sich nicht eben jetzt unter Schikaneder eine „deutsche Gesellschaft" heraus, der es nur an Gelegenheit, das heißt an einem tüchtigen Componisten fehlte, sich geltend zu machen und die ersten Gesänge der nationalen Musen an den Ufern der Donau ertönen zu lassen?*)

Und dann noch ein letzter Punkt: hatte nicht das Schicksal auf die wunderbarste Weise es gefügt, daß seine geliebte Constanze mit ihrer Mutter seit zwei Wochen auch nach Wien gezogen war?

Und da hätte es Mozart, dem Künstler, nicht in Wien, und Mozart, dem jetzt erst angehenden Lebemenschen, nicht in solch' trefflicher Gesellschaft gefallen sollen?

O! es war ihm nie wohler als jetzt gewesen, und er fühlte so recht innerlich das Bedürfniß, diese Behaglichkeit sich zu erhalten. Nur eines fehlte ihm noch, Geld! hatte er dies — Ruhm und Ehre mußten ja ohnedem kommen — so konnte er seine liebe Constanze heimführen und leben,.... leben...... leben! — wie ein Gott!

Und doch! wer enthüllt die Räthsel des menschlichen Herzens? Ueber diesen freien offenen Charakter, über diese heitere, der sinnlichen Lust sich so freudig öffnende Seele.... fielen nicht manchmal auch über sie die Schlagschatten einer dunkelen Welt?! Derselbe Mozart, der jetzt mit den ge-

*) Oulibicheff I. S. 174.

müthlichen, lebenslustigen Wienern ein vollkommen eben so lustiger Wiener sein konnte, war er nicht in manchen Stunden ein im höchsten Grade schwermüthiger Mensch, der an den Tod dachte, der ganze Nächte an seinem Clavier zubrachte und sich auf den Schwingen der Phantasie zu unbekannten Regionen aufschwang, deren Geheimnisse nur der Tod löst?*)

Diese scheinbar doppelte Natur, allen großen und genialen Menschen eigen, verstehen die gewöhnlichen Seelen freilich nicht. Aber wer sie in sich trägt, weiß, daß es eben keine doppelte Natur ist, sondern sein einziges, einiges, inneres Wesen, — der Flügelschlag des göttlichen Seins in ihm, und daß nur die Spitzen dieser Fittige in ihrem seligen Fluge — in ihrer Titanenkraft bald den Staub, bald die Wolken berühren!

Aber jetzt, in der heiteren, von allen Genüssen des Lebens gewürzten Gesellschaft, in der sich Mozart eben befand, war ja auch nur von den heitersten Seiten des Lebens die Rede. Schikaneder funkelte und sprudelte von Witz und Laune und war — ohne sich etwas zu vergeben — von einer so göttlichen Komik, daß die Lachmuskeln Aller, selbst die des pedantischen Haydn, kaum für Augenblicke in Ruhe geriethen. Salieri, der Hof-Capellmeister, ein Schüler Gluck's, die beiden Dichter Bretzner und Stephani und die reizende Cavaglieri unterstützten ihn treulich, und Maestro Mozart blieb wahrlich nicht zurück.

*) Oulibicheff I. S. 173.

Alle waren glücklich dies vielversprechende Talent aus den Händen des allgemein verhaßten Fürstbischofs von Salzburg gerettet zu sehen, der es zu unterdrücken augenscheinlich bemüht gewesen war.

Schikaneder und Bretzner wußten dabei eine Masse von lustigen Anekdoten aus dem Leben dieses Mannes zu erzählen und Mozart ergänzte, was diese nicht wußten. Von dem Fürstbischof kam man auf andere Persönlichkeiten der Wiener Aristokratie, des Theaters und der Stadt und so reihte sich, unter reichlichem Genusse des Champagners, eine heitere Geschichte an die andere.

Es ging bereits auf Mitternacht, die Cavaglieri war ausgelassen und lustig zum Entzücken, — Haydn hatte sich längst heimlich davon geschlichen und Mozart rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Schikaneder freute sich aufrichtig darüber, und hinter den Sessel des jungen Maestro tretend und diesem die Hände vertraulich auf die Achseln legend, frug er treuherzig:

„Sie fühlen sich also behaglich bei uns?“

„O, mein Bester!“ — rief Mozart freudestrahlend — „was sagen Sie behaglich?.... glücklich, wahrhaft glücklich fühle ich mich unter so lieben Freunden, im schönen Wien und im Genusse der Freiheit.“

„Nun fehlt nur noch Eines,“ — meinte Gluck — Mozart freundlich zulächelnd — „zu den Freunden muß noch eine Freundin kommen.“

„Die wird nicht lange auf sich warten lassen!“ — rief

Salieri mit einem Lachen, das nicht ganz frei von leisem Spott war — „man sagt, die Liebe habe dem jungen Maestro schon bei der Composition des Idomeneo diverse Arien dictirt."

„Warum sollte ich dies läugnen?" — versetzte Mozart heiter — „es sind die besten Stücke der Oper geworden, weil ihr Charakter Wahrheit war. Wer weiß, ob Amor bei meiner nächsten Oper nicht noch mehr zu thun bekommt!"

„So haben Sie eine neue Oper in der Arbeit!" — frug Salieri rasch und fast wie unangenehm berührt.

„Nein!" — entgegnete Mozart — „ich wußte noch nicht einmal einen Stoff dazu aufzutreiben, denn es soll eine deutsche Oper werden."

„Bravo!" — riefen Gluck, Schikaneder und die beiden Dichter, und ersterer fuhr fort:

„Nur immer zu auf der neu betretenen Bahn. Der deutschen Musik gehört die Zukunft."

Salieri zuckte verächtlich die Achseln, dann sagte er mit gezwungenem Lächeln: — „Nur nicht so zuversichtlich, meine Herren, es giebt nur „einen" Ritter von Gluck, und das Vaterland und der Lieblingsaufenthalt der edlen Musika ist und bleibt doch Italien."

„Ich bitte, nichts gegen die Verabredung!" — rief hier Signora Cavaglieri, mit ihrer hinreißenden Liebenswürdigkeit: — „Sie wissen, meine Herrn, daß Sie mir Ihr Wort gegeben, für diesen Abend alles, was Musik betrifft, ruhen zu lassen."

„Ja, ja!" — bestätigte Schikaneder, die Gläser auf's neue füllend, denn die dienstbaren Geister waren längst entlassen worden. — „Dieser Abend gehört lediglich den Freuden der Tafel, Freund Bachus und den Göttern des Witzes und der heiteren Laune. Nehmt ein Beispiel an Maestro Mozart; — seht nur, wie er sich macht! Ist er nicht jetzt schon ein eingefleischter Wiener? Lacht nicht Gemüthlichkeit und Seligkeit aus seinen Blicken?"

„Warum soll er auch nicht selig sein?" — rief Bretzner lachend — „wohnt und logirt er doch selbst im Himmel!"

„Wie so?" — frug Gluck.

„Nun" — fuhr Bretzner fort — „heißt Haus und Straße wo Mozart wohnt nicht „Stoß im Himmel?"

„Allerdings!" — sagte Mozart — „und ich möchte wohl wissen warum? Die Bezeichnung muß doch wohl auf einer Sage beruhen, worauf auch die steinerne Tafel über der Thüre hindeutet, auf welcher eine Frau dargestellt ist, die sich in den Himmel erhebt, während der Teufel sie zurückhalten will."

„Sonderbar!" — rief Schikaneder lachend und hob sein Glas hoch nach dem Lüstre, die aufsteigenden Perlen des Champagners wohlgefällig beobachtend. — „Zum Teufel ist schon manche schöne Frau gegangen; aber daß eine seinen Krallen entwischt, wenn er sie einmal gepackt, das ist gewiß eine Seltenheit."

„Ei, mein Lieber!" — sagte Signora Cavaglieri mit bezauberndem Lächeln — „das ist ein Beweis, daß wir

Frauen selbst dem Teufel die einmal versprochene Treue halten."

„Ja!" — rief Bretzner — „wenn man sie nicht brechen kann, wie in dieser Sage."

„Ihr kennt also die Sage?" — riefen Mehrere.

„Warum nicht?"

„Gut!" — fiel Schikaneder ein — „so habt Ihr euch selbst zum Erzählen derselben verurtheilt."

„Es mag sein!" — sagte Bretzner, nicht ohne einen Seitenblick auf die Signora, deren unerhörte Verschwendung in Putz und Kleidern Schikaneder fast zu Grunde richtete. — „Man kann aus Allem etwas lernen."

„Also!" — rief Mozart; der Wirth ließ einen neuen Pfropfen springen, schenkte die Gläser abermals voll des schäumenden Weines und Bretzner begann:

„In grauer Vorzeit lebte in Wien, in dem besprochenen Hause, das jetzt unser Freund Mozart bewohnt, ein reizendes Frauenbild. Sie war eine Juno an Gestalt und eine Venus an Anmuth; .... aber .... sie war dabei eitel und hochmüthig über die Maßen. Namentlich trieb sie einen ganz unerhörten Luxus in Kleidern und Stoffen. Den ganzen Tag über saß sie am Spiegel; versäumte die Geschäfte ihres Haushaltes und vor Allem das Kirchengehen und die heilige Messe."

„So meint er mich also doch nicht!" — rief hier, Bretzner unterbrechend, Signora Cavaglieri lachend und dem Erzähler mit dem Finger drohend — „denn wenn auch der Luxus in Kleidern auf mich zielen mag, so kann

mir doch Keiner nachsagen, daß ich die heilige Messe vernachlässige. Aber weiter!"

„Ist auch von einer Begebenheit die Rede," — sagte Bretzner mit komischem Ernste — „die sich vor vielen, vielen Jahren zugetragen."

„Ich kenne Euch!" — rief die Dame; aber Schikaneder hielt ihr den rosigen Mund zu und Bretzner fuhr fort:

„Tag und Nacht sann also unsere Juno-Venus auf nichts, als wie sie ihre Mitbürgerinnen an Putz übertreffen möge. Ja ihr Hochmuth wuchs in dem Grade, daß ihre Verschwendung bald den Säckel leerte. Aber sie ließ deßhalb nicht nach. Als sie nun eines Tages an dem Bilde der allerheiligsten Mutter Gottes vorüberging, erstieg ihr sträflicher Leichtsinn eine solche Höhe, daß sie über das einfache Gewand Maria's spottete und die Himmelskönigin aufforderte, mit ihr in Kleiderpracht zu wetteifern."

„Dieser entsetzliche Hochmuth schrie zum Himmel, und die heilige Jungfrau wendete auch wirklich ihr Antlitz von der so tief gefallenen Tochter ab."

„Aber, aber!" — fuhr Bretzner fort und sein Blick verirrte sich wieder nach der Seite der schönen Italienerin hin — „die Strafe für die Gottlose blieb nicht aus! Als die zwölfte Stunde schlug klopfte es an die Thüre des bewußten Hauses. Mochte nun die Schöne vielleicht den Freund ihres Herzens erwarten oder plagte sie Neugierde — eine Eigenschaft, die den Damen auch häufig eigen sein soll — kurz, sie öffnete; erstaunte aber nicht wenig, als

eine alte Bettlerin vor ihr stand. Barsch fuhr sie dieselbe an; aber die Alte war nicht zu entfernen; sie erhob sogar ihren Krückenstock, und ihn wie einen Scepter handhabend, sprach sie mit dem Stolz und der Würde einer Königin: „Armselige! Was willst du gegen mich, — was wollen die Lumpen sagen, die du zu tragen pflegst, gegen die Schätze, die ich besitze!" — und mit diesen Worten nahm sie aus dem Korbe, der an ihrem Arme hing, ein Gewand und hielt es der Erstaunten hin."

„Das Gewand aber war vom herrlichsten Sammt, bluthroth und flimmernd in goldenen Stickereien. Und dem Kleide folgte ein Schleier, in dessen unendlich feines Gewebe die Sterne des Himmels selbst eingewebt zu sein schienen, so funkelte der Glanz des prachtvollen Flors. Und Gürtel und Haube und Schuhe entsprachen Gewand und Schleier an Pracht und Kostbarkeit."

„Unsere Dame war außer sich. „„Gib mir den Anzug!"" — rief sie jetzt mit gierigen Augen — „„und ich will dir dafür zahlen, was du willst!""

„Die Alte richtete einen finsteren Blick auf die Flehende, dann sagte sie dumpf: „Wenn du noch was hättest! Dein Vermögen ist ja vergeudet?!"

„Das fuhr wie ein Blitz durch die Seele der Dame: „„Es ist wahr!"" — entgegnete sie erbleichend — „„doch will ich Alles, was ich noch besitze zu Gold machen, und es dir geben. Dies Kleid aber muß ich haben.""

„So will ich dir einen Vorschlag machen!" — hub die Alte an. — „Mir liegt nichts an deinem Golde, ich habe

dessen genug. Ich will dir aber das Kleid auf drei Tage und drei Nächte borgen und du gibst mir als Lohn dafür das, was in der dritten Mitternacht von dem Anzuge bedeckt sein wird." Der Vorschlag war eigenthümlich; aber wer hat in leidenschaftlicher Erregung immer den kalten Verstand zur Hand? Die Dame durfte ja nur kurz vor der dritten Mitternachtstunde das Gewand mit einem anderen vertauschen, und die Alte war geprellt. Sie sagte also „„ja!"" und die Sache war abgemacht."

„Nun prunkte die Dame drei Tage und drei Nächte in diesem kostbaren Anzuge, um den sie Fürstinnen und große Damen beneideten. Niemand wußte, wo ein so herrlicher Stoff, ein so unvergleichliches Gewebe hergekommen. Man fand in keinem Kaufladen solchen Sammet, solchen Atlas, solche Stickerei."

„Aber.... alle Herrlichkeit vergeht auf dieser Welt! — wie der Wein in diesem Glase!" — fuhr Bretzner, seinen Champagner in einem Zuge schlürfend, fort. — „Auch die drei Tage und Nächte vergingen. Als nun aber die Mitternachtsstunde der dritten Nacht herankam, da fiel denn doch der eitlen Dame die sonderbare Verpflichtung wieder ein, die sie, der Alten gegenüber, übernommen. Unheimlich und unheimlicher wurde ihr zu Sinn. Finstere Besorgnisse, unheimliche Gebilde stiegen in ihr auf. Der Ursprung des Kleides wurde ihr klar; es war keine irdische Macht, die es gegeben! Jetzt faßte sie Entsetzen; rasch suchte sie das höllische Gewand zu lösen. Aber.... o Fluch der Hölle!.... dies war nicht möglich! Sie war allein und konnte das

Gewand, das wie angegossen an dem Leibe saß, nicht herunterbringen. Kalter Schweiß rann von ihrer Stirne, .. sie zog, ... sie zerrte ..... es saß wie Eisen, und .... der Zeiger ging auf Zwölf! Da stand mit einemmale ihr Leben vor ihrer Seele, ihre Thorheit, ihre Verschwendung, ihre Eitelkeit ..... sie bereute .... aber zu spät! Noch einmal raffte sie alle Kräfte zusammen; in Stücken wollte sie den unseligen Tand herabreißen. Unmöglich! der Stoff — in der Hölle gewoben — spottete jeden Versuches ihn zu trennen. Wie sinnlos rannte nun die Verzweifelte in ihrem Zimmer auf und ab, wie eine Königin geputzt, aber jammernd wie eine Bettlerin. Da .... da schlug es zwölf Uhr! Die Thüre sprang auf und die Alte stand vor ihr. Aber wie rollten ihre feurigen Augen, und welch' satanisches Lächeln zuckte um ihren Mund, als sie hohnlachend rief: „Du hast mir zum Lohn versprochen, was um diese Stunde von meinem Anzuge bedeckt sein wird. Du bist es selbst, mein Kind, und somit bist du mein!"

„Da flammte es in schwefelgelbem Lichte durch das Zimmer, die Alte verwandelte sich in den Fürst der Hölle, der rothe Sammet aber und das Gold der prachtvollen Stickereien, die die Unglückliche trug, wurden zu Feuer, das mit gierigen Zungen an dem schönen Leibe der Verzweifelten hinaufleckte. Da schrie die Arme zu ihrer Heiligen auf in Reue und Zerknirschung! Und siehe, die Heilige hörte sie. Schon griff Satan nach seinem Opfer, als Sanct Barbara es durch einen Stoß rettete. Die Unglückliche ent=

ging den Klauen des Teufels .... der Hahn krähte .... sie war gerettet."

„Und was sie versprochen, die Dame, das hielt sie auch. Als einer büßenden Magdalena verschwand ihr der Rest ihres Lebens. Aller Eitelkeit entfremdet, ward sie in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen." Bretzner hielt hier einen Moment inne, dann schloß er mit den besonders betonten Worten: „Zum Andenken dieser Begebenheit und zu Nutz und Frommen der eitlen Wienerinnen, deren Anzahl, wie man behauptet, nicht ganz klein sein soll, wurde dies Bild in Stein gehauen, und Haus und Gasse „Stoß in den Himmel" — verkürzt: „Stoß im Himmel" — genannt.*)"

„Und Bretzner erhält den Namen „der weise Sokrates!" — rief laut lachend die Cavaglieri. — „Ich glaube, bei Gott, er will mich zur büßenden Magdalena machen."

„Ja!"—meinte Schikaneder sie zärtlich umfassend—„wenn er mit dir, mein Engel, büßen dürfte. Aber ihm zum Trotz sollst du morgen den herrlichen Stoff haben, den du mir gestern angerühmt, und der der Fürstin Liechtenstein zu theuer war. Dein Freund wird dem stolzen Adel Wiens beweisen, daß auch ein Jünger der Kunst fürstlichen Geschmack und fürstliches Geld haben kann."

„Uebrigens hat mich die Erzählung interessirt!" — sagte Mozart. — „Auch ist die Sage fast ein musikalischer

*) St. von Sternberg.

Stoff. Ich hörte schon die Posaunen der Hölle, als es zwölf Uhr schlug. Man muß sich das Ding für ein andermal merken."

„Sünder!" — rief hier die Cavaglieri — „Schon wieder von Musik?!"

„Um Vergebung!" — flehte Mozart mit komischer Reue und küßte der schönen Italienerin so feurig die Hand, daß selbst das Kind des Südens bis in sein Innerstes erbebte. — „Ist nicht Ihre Stimme auch Musik?"

So ging es noch eine Weile fort, bis Mozart und den Anderen der Kopf allmählich zu brennen anfing. Gluck war am ruhigsten geblieben und mahnte jetzt zum Aufbruch.

Man schied, nur die Freundin blieb. Sie sah, ihr herrliches Köpfchen ganz ungenirt auf die Achsel Schikaneders lehnend, von dem oberen Theile der Treppe aus den Gästen nach, in deren Herzen in der That jetzt nur ein Wunsch war.

Auf der Straße hielt Gluck's Wagen. Der ehrwürdige Altmeister der Musik bot Mozart und Salieri Plätze in demselben an. Der Capellmeister nahm es an, aber der junge Mann dankte freundlich; er fühlte, daß sein schwindelndes Gehirn etwas der ruhigen Abkühlung bedürfe. Endlich trennte sich Mozart auch von Bretzner und Stephani, die ihm noch von ferne: Glück im „Stoß im Himmel" zuriefen.

Der Ruf der Freunde verhallte in den Straßen.... Mozart war allein.

Es war eine wunderschöne Mondscheinnacht, die mild

und schweigend über der Erde lag. Die Läden in den Straßen waren längst geschlossen, die Lichter in den Häusern schon vor Stunden erloschen; nur der Schlaf und der Tod, und, an der Hand dieser stillen Brüder, die sanfte Schwester „Vergessenheit" schienen über die Erde zu wandeln und das weite Reich der Nacht mit ihren mohnumkränzten Sceptern zu regieren. Die unendliche Stille, der tiefe Friede ringsumher, wirkten nach dem geräuschvollen Abend unendlich wohlthätig auf Mozart ein. Die Welt der Lust ging leise in ihm unter und eine Welt stillen Ernstes stieg an ihrer Stelle auf. Alles um ihn her schlief, ... Alles träumte, alle Leidenschaften waren entschlummert; warum sollte es nicht wie ein wunderbarer Traum auch über seine Seele kommen?

Und als er die Straßen langsam und in sich gekehrt dahinschritt, da kam es ihm vor, als sei er todt und in seinem eigenen Herzen eingesargt. Er fühlte ordentlich die Todtenkälte des eigenen Leichnams in dem eigenen Herzen. Aber er erschrak nicht, nur Trauer erfüllte ihn, daß er so klein gewesen, klein gestorben und kein Mensch an seinem Sarge traure, über dem eine schwere Kette und eine Dornenkrone lag. Und die Schatten zweier gewaltiger Riesen fielen über ihn hin und verdunkelten ihn — und als er die starrblickenden halberloschenen Augen anstrengte, da waren die beiden Riesen die Freunde Gluck und Haydn, und zu ihren Füßen lagen Tausende in Staunen und Bewunderung verloren. Und er fühlte wie sein bleiches Antlitz lächelte, nicht aus Neid, wohl aber aus Wehmuth,

weil er selbst so sehnlichst gehofft und gewünscht, ein großer Mann zu werden.... und das Schicksal es ihm versagt.

Aber welch' ungeheurer, schwarzer, bis in die Wolken ragender Schatten taugt dort vor ihm auf? Und der Schatten greift nach ihm und der Sarg springt, und des Todes-Starrheit weicht und Mozart wächst und wächst an der Schattengestalt empor, über Haydn und Gluck hinaus. Und wie er jetzt den Schatten ansieht, ist es Idomeneo, die blitzende Königskrone auf dem Haupte, und hinter Idomeneo da stehen noch andere Schatten, größer noch als dieser, schöner noch, gewaltiger.... aber unkenntlich für Mozart's Auge.... nur der Letzte lüftet ein wenig das graue, ihn umhüllende Gewand.... da fährt Amadeus zurück, denn es ist ein Schädel, der ihn angrinzt!!

Mozart fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Er hatte das Ende eines dunkelen Gäßchens erreicht und vor ihm lag in träumerisch-bläulichem Mondscheine der Riesenobelisk des St. Stephansthurmes.

Unwillkürlich blieb Mozart stehen, denn im ersten Augenblicke wußte er nicht recht: war dies der wirkliche Dom, oder war es der riesige Schatten, von dem er eben wach geträumt? Aber die leisen Flügelschläge eines kühlen Nachtwindes weckten ihn förmlich. Wie still, wie groß, wie riesig ungeheuer, wie einsam lag der Prachtbau da!.... Auch hier ein Sarg!.... der dunkle kolossale Sarg des Schiffes der Kirche, angefüllt mit den Leichen der Erinnerung so mancher Jahrhunderte!.... Aber auch hier ein

ungeheuerer nach den Sternen — den Flammenzügen der Unsterblichkeit — zeigender Finger.

Mozart's Blicke folgten ihm langsam in aufsteigender Richtung. — Wie er sich höher und immer höher gipfelte, mit Macht aufstrebend, wie das hoffnungsvolle Leben der Jugend; — stets nach Abschließung ringend und immer wieder in steinernen Strahlen in die Lüfte schießend; aber auch immer einsamer, nackter, ernster... bis endlich ein dem Auge kaum erkennbares goldenes Kreuz ganz hoch oben im Strahle des Mondes bläulich funkelt..... wie das Kreuz auf unserem Grabe, das die gespensterische Hand des Schicksals uns in den Nebeln der Zukunft zeigt. — —

Mozart's Blick glitt ermüdet wieder hinab, an jedem Knäufchen oder Säulchen einen kurzen Ruhepunkt nehmend. Und es war ihm, als ob alle die räthselhaften mystischen Figuren, Gestalten aus seinem Leben seien, und als ob alle die steinernen Arme erhüben, und — nach dem sternfunkelnden Himmel zeigend — leise flüsterten: „Mache dich unsterblich; dann mag das Kreuz auf deinem Grabe einsinken, dein Andenken lebt ewig wie jene Sterne!" Und....„Ja!" — rief Mozart laut — „das soll geschehen! — Großer Gluck, herrlicher Haydn, an euch will ich mich emporrichten. Deutlicher als je, fühle ich es in dieser Stunde: Mozart's Name wird unsterblich sein!"

Kaiser Joseph II.

Mozart lebte also nun als selbstständiger Mensch — als Künstler — in Wien.

Wenn ein Musiker ohne Anstellung ist, so muß er privatisiren, und so privatisirte denn auch Mozart in der Kaiserstadt. Das will so viel sagen, als: er trieb, um leben zu können, Alles, was ein Musiker treiben kann; denn von einer Anstellung war nirgends die Rede. Ein Glücksstern leuchtete dem großen aber bescheidenen Manne nicht, und Mozart hatte eben sehr unrecht, groß und bescheiden zu sein; klein zu sein und unbescheiden, führt in dieser Welt viel eher zum Ziele, und selbst das Schicksal scheint das Glück bei weitem mehr an die Beschränkten und Unbedeutenden zu knüpfen, als an geistige oder künstlerische Potenzen; — wahrscheinlich weil jene ohne Glück gar nichts auf der Welt wären, diesen aber immer noch

und in allem Ungemach und unter allen Sorgen und Stürmen die Schätze und Freuden der inneren idealen Welt bleiben.

So gab Wolfgang Amadeus Concerte und Lectionen; schrieb Sonaten auf Subscription und arbeitete für Musikalienhändler gegen ein bestimmtes Honorar. Häufige Einladungen zu musikalischen Abenden bei dem Adel vermehrten ebenfalls seine Einnahme durch die Geschenke und Pretiosen, die er davon trug, so daß sich Mozart allerdings recht gut gestanden hätte, wenn eines nicht gewesen wäre..... wenn er nämlich nicht mehr gebraucht haben würde, als er einnahm. Und — der junge geniale Künstler brauchte jetzt viel, sehr viel, denn er hatte sich allmälich zu einem rechten Lebemenschen herausgebildet.

Das hätte nun allerdings nicht viel zu bedeuten gehabt, wenn Freund Mozart nicht dabei in seine Constanze verliebt und von der Sehnsucht durchdrungen gewesen wäre, sie endlich zu heirathen. Er meinte es ja so redlich und gut mit ihr und seine Seele verlangte so sehr darnach sich am häuslichen Heerde ein stilles Glück zu gründen. Aber der Weg zur Gründung eines Hausstandes und einer Familie ist sicher nicht der: mehr zu brauchen, als man einnimmt; eine Thatsache, die namentlich Mozart's Vater und Constanzens Mutter sehr gut begriffen.

Mit der Weber'schen Familie verhielt es sich nämlich wie folgt: Vater Weber war gestorben, nachdem sich Aloysia vorher schon mit Lange verheirathet hatte. Vielleicht war diese unselige Ehe selbst mit eine Ursache für

Vater Weber's frühen Tod: denn nur zu bald erfüllte sich, was der kluge und verständige Mann vorausgesagt: Lange, der sich eine kurze Zeit gebessert, fiel ganz natürlich sehr bald in den angeborenen Leichtsinn zurück und trieb die geniale Verschwendung und die noch viel genialere Untreue so weit, daß nach vielen höchst peinlichen häuslichen Scenen eine Scheidung erfolgen mußte. Kurz darauf starb der alte Weber, und da Aloysia um jene Zeit einen sehr ehrenden Ruf nach Wien erhielt, so folgte ihr die Mutter mit den übrigen Kindern um so lieber nach Oesterreich's Hauptstadt, als sie dadurch auch ihrem unwürdigen Schwiegersohne und dessen Treiben entrückt wurde, denn Lange blieb in München.

Besser hatten sich durch diese Vorgänge die Vermögensverhältnisse der Familie Weber freilich nicht gestellt. Der Vater — der Alles auf die Erziehung seiner Kinder verwandt — hatte auch nicht das Geringste bei seinem kleinen Gehalte hinterlassen können, und wenn auch Aloysia's Anstellung jetzt eine sehr anständige war, so reichte sie eben doch kaum aus, die Existenz der ziemlich großen Familie zu sichern. Mozart aber brauchte — wie wir eben gesehen — was er hatte, und mit seinem Vater stand es so, daß ihm der Sohn von Zeit zu Zeit zwanzig, dreißig Ducaten zur Erleichterung seiner alten Tage schicken mußte.

Das waren nun freilich sehr trübe Heirathsaussichten, und wenn auch Frau Weber Amadeus wirklich wie ihren Sohn liebte und keinen schöneren Gedanken kannte: als ihn mit ihrer guten Constanze für ewig verbunden

zu sehen — angehalten hatte er schon den Tag, nachdem er das Fürstbischöflich Salzburgische Palais verlassen — so hatte sie doch als verständige Mutter mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Entschiedenheit Mozart's Werbung — im Interesse des wahren Glückes Beider — für so lange zurückgewiesen, bis Wolfgang Amadeus im Besitze einer festen Anstellung, und mit dieser in der Möglichkeit, eine Familie zu ernähren, sei.

Ganz derselben Meinung war Vater Mozart, der es in seinen Briefen an praktischen Ermahnungen nicht fehlen ließ.

Aber die Leidenschaft der Liebe.... frägt diese wohl je im Leben nach praktischen Ermahnungen? Constanze und Amadeus fühlten sich durch diese Schwierigkeiten nur noch in ihr befestigt und mächtiger zu einander hingezogen, und Lange hätte hier ganz gewiß in seinem unvergleichlich köstlichen Pathos mit Shakespeare's Romeo gerufen:

„Wie Knaben weg vom Buch, wird Lieb' zum Lieben,
„Doch Lieb' von Lieb', wie's Kind' zur Schul' getrieben."

Was kümmern die Liebe überhaupt die armseligen Lebensverhältnisse?! Sagt doch Jean Paul so herrlich: „Wie in dem Meere, wenn es ganz still und durchsichtig ist, sich unten in der Tiefe der gespiegelte Himmel leise und enge mit dem obern zu Einer Himmelskugel zusammenwölbt, so daß die Schiffenden wie mitten in einem leichten Aether der Welt frei hinzuschweben glauben: so weiß die Liebe Wirklichkeit und Ideal, Erde und Himmel so enge zu vermählen, daß alles weicher Himmel ohne harte Erde wird,

und alle Vergangenheit und Zukunft zur Gegenwart. Denn die Liebe begehrt nichts, als das Jetzt, das sich blos unverändert verlängern soll; darum ist sie aber auch so unerschöpflich reich, weil ihr das „Jetzt“ alle Geschenke der Zukunft ersetzt und darreicht durch bloßes Nahesein und Aneinanderdenken. Die Liebe behält immer die heiligen Sternbilder ihres Himmels auf unserer umrollenden Kugel über sich; denn welche Bilder auch die Kugel in Abend verdecke, sie muß neue bringen in Osten!“ Uebrigens darf ja ein so innerlich reicher und genialer Mensch, wie Mozart, nur mit kräftigem Willen in den eigenen Busen greifen.... und die Zukunft ist sein! Das fühlte Amadeus auch. Er lächelte daher, wenn seine geliebte, jetzt herrlich aufgeblühte Constanze, Thränen in den Augen, von den Schwierigkeiten ihrer gegenseitigen Lage sprach, und, sie sanft an sich ziehend, rief er dann oft: „O verzweifle nur nicht, mein süßes, liebes Mädchen! Sieh, es weiß ja Niemand, welche Schöpferkraft ich in mir fühle, welcher Reichthum da in meinem Kopf und Herzen schlummert. Es ist ein wahrer Nibelungen-Hort, der nur gehoben sein will, und das kann und das wird die Liebe. Du wirst mein, und sollte ich dich mit List oder Gewalt entführen. Aber erst wollen wir noch den Weg der Güte bei deiner Mutter und meinem Vater versuchen!“

Aber der Weg der Güte half nichts; der ruhige, kalte, vernünftig-berechnende Verstand der beiden Alten legte einen Schlagbaum vor und rief den idealen Weltanschau-

ungen der beiden Verliebten und dem kühnen lebensfreudigen Selbstbewußtsein des jungen Künstlers immer sein eisiges: „Halt!“ entgegen, wenn beide brausend angestürmt kamen.

Da fühlte Wolfgang Amadeus, daß er den Hebel irgend einer großen That bedürfe, um zum Ziele zu kommen; und — siehe da — das Schicksal zeigte sich diesmal freundlich und bot die Hand.

Es war an einem schönen Septembertage, als ihn der Baron van Swieten — K. K. wirklicher geheimer Rath und Präses der kaiserlichen Hof-Bibliothek — ein großer Verehrer der Tonkunst und ein aufrichtiger Freund Mozart's und Haydn's — im Auftrage ihrer gemeinschaftlichen Freundin, der Baronesse Waldstetten, in seinem Wagen zu einem Besuche auf dem unweit Baden gelegenen Lustschlosse der Letzteren abholte.

Wien hat bekannterweise herrliche Umgebungen! Wer kennt nicht die Thäler von Clausen und Brühl, welche die Burg Mödling und jetzt der schöne Tempel, in dem die fünf Soldaten ruhen, die in der Schlacht bei Aspern für den Fürsten von Liechtenstein ihr Leben opferten, schmücken. In der Nähe befindet sich die alte Burg und das neue Schloß Liechtenstein mit schönen Anlagen, die sonst zu den Besitzungen des fürstlichen Hauses Liechtenstein gehörten, jetzt aber mit der Herrschaft Mödling der Freiherrn von Waffenberg verbunden sind. Ein anderer, nicht weniger reizender Punkt ist „das Kreuz.“

Unfern der Linie, an der Landstraße nach Baden und

Steiermark erhebt sich ein altgothisches, 25 Fuß hohes, von Steinen aufgeführtes Denkmal zur „Spinnerin am Kreuz“ genannt. Hier ist die Aussicht der man sich nach der weit ausgedehnt daliegenden Kaiserstadt und ihren Umgebungen erfreut, eine wahrhaft überraschende und entzückende. Drei Stufen führen zu dem Denkmale, zwischen dessen hohem und schmalem Bogen man Christus am Kreuz und andere Figuren erblickt und unter diesen besonders eine weibliche hinter einem Spinnrade unterscheidet.

Nach der Volkssage nahm hier im 12. Jahrhundert eine edle Maid von ihrem nach Palästina ziehenden Ritter Abschied und gelobte, an dieser Stelle so lange unter freiem Himmel zu spinnen, bis der Geliebte zurückkehre. Nach Jahren kam er endlich heim, führte sie nach seiner Burg und setzte dieses Denkmal treuer Liebe.

Und wie reizend ist überhaupt Baden, das liebliche Städtchen am Fuße des Calvarienberges und am Flusse Schwechat; — Baden, mit seinen köstlichen Heilquellen, bei deren Ursprung die schöne Inschrift angebracht ist: „Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur!“.... Und dann, der herrliche Merkenstein, Waltersdorf, Schönau, Böslau, Mödling, Laxenburg! Laden sie nicht alle zu den genußreichsten Landpartien ein, deren Mittelpunkt zu Wagen in einer halben bis einer Stunde zu erreichen ist, und deren jede durch Kunst und Natur so viel eigenthümlichen Reiz besitzt, daß es schwer fallen würde, einer darunter den Vorzug zuzugestehen?

Auch ganz in der Nähe hat Baden die herrlichsten

Spaziergänge, mehrere größere Anlagen, einen hübschen Park und verschiedene Ruinen, die ungeachtet ihrer Höhe doch bequem zu besteigen sind. Unbeschreiblich schön aber ist der Weg nach Heiligenkreuz und durch die Brühl zurück. Und gerade hier lag der Landsitz der Baronesse Waldstetten, und zwar in der That wie in einem Paradiese! Schon am Eingange des Helenenthales prangt die prächtige Weilburg, vor und hinter deren Palast sich die großartigsten Anlagen ausdehnen. Dann die Bergschlösser Rauhenstein, Drachenstein und Rauheneck, die Hauswiese, der Wasserfall, die Krainerhütten, die Anlagen auf dem Gemssteig, die Königshöhle, Kottingbrunn, Doblhofgarten, Leesdorf.......! Mozart kam aus dem Staunen über alle die Tausende von reizenden Ansichten gar nicht heraus. Er war zwar jetzt schon lange in Wien und schon unendlich oft bei seiner Gönnerin und mütterlichen Freundin, der Baronesse Waldstetten, in ihrem Palais in der Hauptstadt gewesen, ja er aß fast wöchentlich einmal bei ihr..... aber auf ihrem Landsitze besuchte er sie heute zum ersten Male.

Die Baronesse war nämlich eine ganz eigenthümliche Frau. Aus einem sehr ansehnlichen, alten und reichen Hause stammend, charakterisirte ihre äußere Erscheinung eine gewisse aristokratische Strenge, die durch die Länge der Zeit — sie war hoch in den Sechszigern — nur noch schärfer hervortrat. Und diese Strenge und Härte in Zügen, Haltung und Wesen milderte keineswegs Schön-

heit. Pockennarben hatten sie schon in der Jugend entstellt und bittere Lebenserfahrungen so viele Runzeln über die Stirne und um den Mund gezogen, daß sie in der That wie eine Ruine in die Gegenwart schaute, — aber wie eine stolze, die, trotz aller Stürme, ihre Mauern noch kühn in die Wolken hebt; denn — dem Alter zum Spott — waren Haltung und Gang der Baronesse noch immer aufrecht, fest und entschieden. Sie waren eben der Spiegel ihres Charakters, dessen Hauptzug ein kühnes und entschlossenes Wesen war.

Nach dieser äußeren Erscheinung hätte freilich Niemand erwarten sollen, daß sich unter dieser rauhen, fast für den ersten Augenblick abstoßenden Schaale ein Herz berge, das reich an den schönsten Tugenden, — eine Güte, die unerschöpflich, — ein Geist, der für alles Große und Edle ungemein empfänglich war.

So kam es, daß man sie in der Welt für stolz und hochmüthig verschrie, während sie im Stillen Tausenden von Armen und Bedrängten mit einer Liebenswürdigkeit und Delicatesse half, die ihren Gaben geradezu doppelten Werth verliehen. So kam es, daß sich die meisten ihrer Standesgenossen mit einer gewissen Scheu fern von ihr hielten, während die Wenigen, welchen sie den Vorzug eines näheren Umganges einräumte, für sie schwärmten. Nur der Scharfblick Kaisers Joseph's II. hatte sich nicht blenden lassen. Er hielt viel auf sie; — ja man wollte wissen, daß er öfter im Geheimen die Gesellschaft der alten Dame suche und sich sogar in verwickelten Fällen Rath bei ihr hole.

Mozart gegenüber war aber die Baronesse Waldstetten geradezu eine liebende Mutter. Sie kannte ihn noch von Kind her, da sie bei seinem ersten Besuche in Wien sich als Ehrendame im Gefolge Maria Theresiens befunden; jetzt war er ihr auf's Neue durch Baron van Switen zugeführt worden. Die schmähliche Behandlung dieses jungen Talentes von Seiten des Fürstbischofs von Salzburg, die seiner Zeit Stadtgespräch geworden war, hatte ihm ihr Herz doppelt erschlossen. Sie war empört über dies Betragen, — wie sie nichts Schlechtes sehen konnte ohne empört zu sein und mit allen Kräften dagegen zu wirken — und so zog sie ihn, so zu sagen in einer heiligen Indignation zu sich heran, ihm Schützerin, ja Mutter zu sein.

Und wie hätte nun wieder das vortreffliche, kindliche Herz Mozart's ein so edles Benehmen, eine so treue mütterliche Freundschaft nicht mit aller Wärme erwidern sollen? Er hatte daher auch vor ihr kein Geheimniß — nicht einmal das seiner Liebe — ja er that in schwierigen Fällen nichts, ohne seine ältere Freundin darum befragt zu haben. Außerdem war er in ihrem Hause in der Hauptstadt wie zu Hause; daß sie ihn aber bis heute noch nicht auf ihr Landgut eingeladen, fiel ihm keineswegs auf, da er ihre Eigenheiten kannte und schonte; und dort pflegte die Baronesse nur den Adel zu empfangen. Immerhin war er daher heute erstaunt, als ihn van Swieten nach dem aristokratischen Heiligthume abholte; aber er freute sich dessen zugleich, denn der Tag war herrlich. Erinnerte ihn

doch der reine, tiefblaue Himmel an das schöne Italien; prangten doch alle Bäume und Gewächse in jenen vielfachen Tinten des Herbstes, die jeder Landschaft einen erhöhten Reiz geben. Brausten doch die schönen Pferde vor des Barons elegantem Wagen so rasch wie der Wind dahin; — und gab dies prächtige Hinrollen in der offenen Equipage, der frischen kräftigen Luft entgegen, nicht ein Gefühl von doppelter Freiheit, der in Gottes Natur und jener von allen Sorgen? Und war Mozart's kindliches Gemüth nicht allen Freuden und Genüssen ebenso offen, wie seine Seele dem Schönen?

Er war jetzt, bei Gott, nicht nur so glücklich wie ein Kind, nein — auch so ausgelassen, und da van Swieten Witz und Scherz liebte, so hielt Mozart auch in keiner Weise zurück. Er erzählte dem Baron lustige Geschichten von Schikaneder und aus seinem eigenen Leben, sprach in drolligen Versen und machte des Teufels Possen, so daß Swieten vor Lachen seinen Bauch halten mußte. Auch auf dem Landgute angekommen, hielt seine heitere Laune Stand. Er neckte Mütterchen Waldstetten heute zum erstenmale weidlich mit ihrem ländlichen Heiligthume, wo sie ganz sicher Rendez-vous habe, und darum eine so exclusive Athmospäre um dasselbe ziehe. Die gute Frau ging auch in allem Ernste auf diese Behauptung ein, ja sie spielte darauf an, daß sogar heute vielleicht noch eine Verschwörung hier zu Stande komme.

Man scherzte, lachte und Amadeus war während des Mittagessens so liebenswürdig, daß die Blicke seiner Be-

schützerin mit mütterlichem Wohlbehagen auf ihm ruhten. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und ..... Kaiser Joseph trat ein.

Der Kaiser war damals ein angehender Vierziger, gesund und voll Feuer. Die hohe Stirne, die kühn geschwungenen Augenbrauen, die gebogene Nase, der kleine feingeschnittene Mund, die großen seelenvollen blauen Augen — alles erinnerte an seine Mutter und kündete zugleich den Mann von Geist und Energie. Dennoch lag etwas in diesen schönen edlen Zügen, was von harten Prüfungen sprach, aber eben deßwegen auch eine gewisse Milde und Menschenfreundlichkeit über sie verbreitete. Kaiser Joseph II. war seit kurzem — durch den Tod seiner Mutter — alleiniger Herr und Gebieter über Oesterreich und zweiundzwanzig Millionen Menschen geworden; aber er hatte dabei nichts von seiner edlen Anspruchslosigkeit aufgegeben, und wie er — der große Reformator seiner Staaten, auf den die ganze Welt mit Staunen blickte, — jetzt in dem Speisesaale der Baronesse Waldstetten unangemeldet in ganz einfachem militärischem Kleide eintrat, hätte Niemand vermuthen sollen, daß dieß Oesterreichs und Deutschlands Kaiser sei.

Von den Anwesenden aber war er nicht nur genau gekannt, sondern auch mit Enthusiasmus verehrt; man kann sich daher denken, welch' freudige Ueberraschung sein Erscheinen hervorrief; obgleich die Baronesse sicher etwas davon vorher gewußt hatte.

Joseph aber ging ganz unbefangen auf die Dame des Hauses zu und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Habe ich Sie einmal überrascht?“

„Ja!“ — entgegnete die Baronesse mit einer tiefen, formellen Verbeugung aber ebenso freundlichen Mienen — „einer solch' liebenswürdigen Gnade von Seiten Ew. Majestät waren wir freilich hier nicht erwartend.“

„Nun“, — fuhr Joseph fort — „ich wollte mich nur einmal selbst überzeugen, ob die Lästerzungen recht haben und meine gute Waldstetten hier, auf ihrem Tusculum, im Geheimen ihre Anbeter versammelt, — und wen erwische ich? Baron Swieten und Maestro Mozart.“

„Ach!“ — sagte die alte Dame seufzend — „meine Anbeter sind das nicht, die Zeiten sind leider vorüber! aber .... da nun doch gebeichtet werden muß, will ich unsere gemeinsame Sündenschuld bekennen, Wir beten hier zusammen eine andere Dame an.“

„Ich will nicht hoffen!“ — rief Joseph lachend — „Sie werden doch keine Sektirer sein?“

„Gewissermaßen doch! Wir haben der göttlichen Musika einen Altar errichtet.“

„Nun, die frommen Herrn zu Rom dürften darin schon etwas Heidenthum wittern. Ich will Sie aber nicht verrathen, wenn Sie mir alle drei versprechen, auch nichts davon zu sagen, daß ich hier war.“

Die Anwesenden versprachen dies; Joseph aber fuhr fort:

„Sie werden diese Vorsicht vielleicht Engherzigkeit

nennen; aber ich gebrauche sie nicht wegen mir, sondern wegen unserer trefflichen Waldstetten. Die Menschen sind so erbärmlich, daß sie, — so wie sie auf etwas stoßen, das über ihren Horizont geht, — gleich etwas Schlimmes sehen."

„Menschen!" — entgegnete die Baronesse achselzuckend. — „Es ist traurig, daß diese schöne Bezeichnung nur für so Wenige paßt."

„Freilich!" — sagte der Kaiser. — „Das Leben der Pflanzen geht auf im bloßen Dasein, sein Genuß ist ein rein subjectives, dumpfes Behagen. Bei den Thieren tritt Erkenntniß hinzu: doch bleibt diese auf die nächsten Motive beschränkt. Daher finden auch sie im bloßen Dasein ihre volle Befriedigung und es reicht zu, ihr Leben auszufüllen. Sie können demnach viele Stunden ganz unthätig und natürlich auch ganz gedankenlos zubringen, ohne Unbehagen oder Ungeduld zu empfinden. Gleichen ihnen nicht zahllose Menschen, deren oberste Maxime es ist: mit dem kleinst möglichsten Aufwand von Gedanken auszukommen?! Und das sind am Ende doch noch die unschädlichsten; denn während Pflanzen und Thiere nur ihrer Bestimmung leben, kehren die begabteren Menschen meistens gerade das, was sie zu Menschen machen sollte, ihre von Gott erhaltene Vernunft, gegen sich und ihre Bestimmung."

„Glücklicherweise" — sagte hier van Swieten — „gibt es aber doch hiervon auch noch Ausnahmen."

„Allerdings!“ — meinte der Kaiser — „aber“ — setzte er hastig hinzu — „sie sind selten.“

„Dafür“ — fuhr Swieten fort — „ersetzt eine einzige geniale Erscheinung, wie Ew. Majestät Hunderttausende der gewöhnlichen Seelen. Der Geniale ist unter den anderen Köpfen, was unter den Edelsteinen der Karfunkel: er strahlt eigenes Licht aus, während die andern nur das empfangene reflectiren; oder noch besser gesagt: die großen Geister sind die Leuchtthürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das gränzenlose Meer der entsetzlichsten Irrthümer und der Verwilderung verlieren würde.“

„Lieber Swieten“ — rief hier lächelnd der Kaiser — „ich glaube eher, daß die Menschen im Allgemeinen jeden genialen Mann für einen Hasen ansehen, von dem sie wissen, daß er erst nach seinem Tode genießbar ist; auf den man daher, so lange er lebt, schießen und schlagen muß. Wer von seinen Mitmenschen und von seinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zu Stande. Wer dies beabsichtigt, muß daher seine Blicke auf die Nachwelt richten, und, mit fester Zuversicht, für diese schaffen und wirken; wobei es freilich kommen kann, daß ihn die Mitwelt verkennt, und dann gleicht er dem, der genöthigt ist, sein Leben auf einer wüsten Insel zuzubringen, und der daselbst mühsam ein Denkmal errichtet, künftigen Seefahrern zur Kunde seines Schicksals und zu reicher Belehrung.“

„Aber“ — sagte hier Mozart — „er wird alsdann

doch eine Belohnung in sich tragen: das Bewußtsein dessen, was er nicht Andern, sondern sich war."

„Freilich!" — rief Joseph mit eigenthümlicher fast schmerzlicher Betonung. — „Wer hat wohl mehr gelebt, als der, welcher Augenblicke hatte, deren bloßer Nachklang durch die Jahrhunderte und ihren Lärm vernehmbar bleibt! Sollte auch sein Leben und Wirken in eine Zeit fallen, die ihn nicht erkennt, so bleibt er doch immer er selbst." — Und sich schnell zu Mozart wendend, setzte er — ihm auf die Schulter klopfend — hastig hinzu: „Da seid ihr Künstler glücklicher! Behagt euch euer Zeitalter oder eure Umgebung nicht, bleibt es euch immer vergönnt, in stiller Zurückgezogenheit, euch selbst und der Kunst zu leben."

„Doch nicht so ganz, Majestät," — versetzte hier Mozart — „der Künstler kann wohl für sich im Genusse seiner Kunst schwelgen und dadurch glückliche Stunden haben, immer aber wird ihm eine innere Stimme sagen: du bist nicht um deiner selbst willen da, sondern deine höhere Aufgabe ist es, dein Werk als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht deines Daseins zum Eigenthum der Menschheit zu machen, es niederlegend für eine besser urtheilende Nachwelt. Dies wird ihm dann zum Zweck, der allen andern Zwecken vorgeht und für den er willig selbst die Dornenkrone trägt."

„Welche einst zum Lorbeerkranze ausschlagen soll!" — rief Joseph und seine großen schönen blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem jungen Maestro. — „O! ich fühle recht wohl, worin die Triebfedern bestehen, die euch

Künstler zum Schaffen treiben. Das eigene Ergötzen ist es freilich nicht allein, denn dieses wird von der großen Anstrengung fast überwogen. Vielmehr ist es ein geheimes geistiges Wehen ganz eigener Art, vermöge dessen der geniale Mensch getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu sein. Es ist, als ob der göttliche Geist selbst, schaffend und gestaltend, in ihm auftrete, damit das Licht, welches von ihm ausgeht, wohlthätig einbrechen möge in die Dunkelheit und Dumpfheit des gewöhnlichen Menschenbewußtseins."

„Wie wahr haben Majestät dies erfaßt!" — rief hier Mozart staunend. — „Das ist es, was den Künstler treibt, ohne Rücksicht auf Belohnung, Beifall oder Theilnahme, ja oft mit Vernachlässigung der Sorge für sein persönliches Wohl, emsig und einsam, mit größter Anstrengung seine Werke zu vollenden, indem er dabei mehr an die Nachwelt, als an die Mitwelt denkt. Er ist und fühlt sich dabei als den Träger des ewigen göttlichen Geistes, der ihn in den Stunden der Weihe erfaßt und mit Sturmesgewalt mit sich fortreißt zu den Höhen menschlichen Seins und göttlicher Schöpferkraft!"

Mozart hielt inne, seine Augen aber blitzten, wie die eines Feldherrn, der — den Plan der Schlacht ordnend — über die Ebene schaut, die noch heute seine Siege sehen soll.

Der Kaiser sah ihn freundlich an, dann sagte er:

„Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, Mozart. Schon lange wünschte ich Sie einmal so recht ungenirt zu

sprechen und das gibt sich hier nun ganz vortrefflich. Ich liebe, wie Sie wissen, die Musik; aber ich wünschte auch, daß meine Völker sie immer mehr und mehr schätzen lernten. Denn Musik hebt, bildet, veredelt. Ein Volk, dem die Musik an das Herz gewachsen ist, wird nie ganz sinken. Nun haben wir zwar in einzelnen großen Städten Opern — aber so recht volksthümlich ist die Musik bei uns doch nicht. Hier, wie in anderen Dingen herrscht Italien, und dieser Fremdherrschaft muß ein Ende gemacht werden. Wollen Sie mir in diesem Streben an die Hand gehen?"

„O, mein Kaiser," — rief Mozart begeistert — „das ist ja gerade das Ideal meines Lebens!"

„Nun gut!" — sagte Joseph — „so treffen unsere Wünsche und Strebungen überein. Aber ehe wir auf Näheres und Weiteres eingehen, müssen wir erst einmal der Sache auf den Zahn fühlen. Wie kommt es, daß die italienische Musik sich eine solche Weltherrschaft errungen hat? .... Oder.... beantworten Sie mir lieber erst eine andere Frage: „Worin liegt die Ursache, daß die Musik in Italien nicht allein eine allgemein verbreitete und beliebte Kunst, sondern in unseren Tagen eigentlich für die Italiener die Kunst überhaupt ist?"

„Weil sich in allen Ständen" — entgegnete Mozart — „die unersättliche Lust darnach geltend macht. Man will und findet sie in der Kirche, im Theater, zu Hause; und weil ein angeborner feiner Sinn für sie allgemein ist. Es hat sich dadurch in Italien nicht allein eine ganz bestimmte musikalische Tradition von nationalem Charakter in der

Production wie im Urtheil gebildet, sondern auch so zu sagen ein musikalisches Klima, welches ganz besonders geeignet für den Künstler ist."

„Mag sein!" — versetzte Joseph. — „Dadurch wird es denn auch natürlich dem Künstler leicht, in Italien zu leben. Sieht er sich doch einen bestimmten Weg angewiesen, um die Gunst eines Publikums zu erlangen, daß ihn durch Aufmerksamkeit und Verständniß zu immer neuen Anstrengungen anspornt."

„Und" — rief Mozart — „für jedes Gelingen durch lebhaften, ja enthusiastischen Beifall belohnt."

„Ich wünschte in Deutschland wäre es auch so!" — sagte der Kaiser jetzt, und ein leichter Schatten flog über seine hohe Stirne. — „Indessen Opern und Kirchenmusik fallen dort doch zu viel ineinander."

„Das, Majestät, hat seine zwei Seiten!" — versetzte Mozart.

„Wie so?"

„Nun, unter der guten Seite verstehe ich, daß sich Opern- und Kirchenmusik dort gegenseitig unterstützen."

„Allerdings!"

„Es gehört, wie Majestät wissen, zum Glanze fürstlicher Höfe und reicher Städte im Carneval oder bei festlichen Gelegenheiten Opernvorstellungen zu geben. Und dabei wird nicht allein kein Aufwand gescheut, die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen zu engagiren, sondern es müssen für jede stagione auch mehrere,. gewöhnlich drei, neue Opern geschrieben werden, für welche man nun ebenfalls

berühmte und beliebte Componisten zu gewinnen bemüht ist. Das stachelt an, das begeistert, das giebt Trieb! — — Aber wo ist das in Deutschland der Fall? — Ebenso gehört es auch zu der Würde der Kirche mindestens an den Hauptfesttagen den musikalischen Theil des Cultus mit allem Glanze auszustatten“.....

„Wobei freilich die reich dotirten Kirchen und Klöster mit den Theatern rivalisiren können!“

„Was aber ist die Folge dieser Rivalität?“ — rief hier Mozart immer lebendiger werdend. — „Es werden fortwährend eine Menge von bedeutenden Kräften für musikalische Production und Ausführung in Anspruch genommen; — es ist reichliche Gelegenheit da, sich zu versuchen und sich auszuzeichnen; jedes Talent kann sich ausbilden mit der Hoffnung bemerkt und benutzt zu werden.“

„Und das ist freilich eine der wesentlichsten Bedingungen für eine lebendige Entwicklung der Kunst!“ — sagte der Kaiser.

„Und welch' treffliche Anstalten für die musikalische Ausbildung der Jugend hat Italien!“ — rief Wolfgang Amadeus begeistert. — „Venedig allein zählt deren vier, — Neapel drei, — Bologna drei!“

„Aber“ — sagte hier Joseph II. lächelnd — „vergessen wir auch die Schattenseiten nicht. Jene gegenseitige Unterstützung der Opern- und Kirchenmusik hat doch auch sein Schlimmes.“

„Allerdings!“ — versetzte Mozart — „deßhalb sprach ich vorhin von zwei Seiten. Daß diese Einigung der

musikalischen Kräfte durch den überwiegenden Einfluß, welchen die Oper in Italien gewonnen hat, der Würde und Reinheit der Kirchenmusik schadet, ist nicht zu läugnen. Für die consequente Ausbildung in Allem, was die Handhabung der Form und Technik anlangte, war diese Concentration aller Kräfte ein entschieden günstiger Moment und der Erfolg um so größer, als die fast instinktive Sicherheit eines nationalen Geschmackes vor Abirrungen und Ausschweifungen schützte, welche den fest bezeichneten Entwicklungsgang nur hemmen und aufhalten konnten. Daß aber auch eine so geartete Kunst durch die in unseren Zeiten einseitige Ausbildung einer nationalen Richtung, zumal einer dem Formellen wesentlich zugewandten, sich am Ende ausleben muß, ist in dieser ihrer Natur begründet."

„Aber ist denn eine Befreiung der Musik aus den ihr in Italien gesteckten Schranken nicht möglich?!" — rief hier Joseph II. mit dem ihm eigenen reformatorischen Ungestüm.

„Warum nicht!" — sagte Mozart mit flammenden Blicken. — „Ist dies, wie ich Majestät vorhin zu bemerken schon die Ehre hatte, doch schon lange mein Wunsch, mein Streben und mein Ziel. Die beengenden Schranken der Nationalität müssen eben abgeschüttet werden, während man der italienischen Formvollendung deutsche Tiefe und Gehalt giebt."

„Das ist wohl leicht gesagt, aber schwer ausgeführt!" — meinte der Kaiser. Mozart schüttelte mit dem Kopfe „Warum denn?" — rief er eifrig und ganz vergessend,

daß er mit Oesterreichs Herrscher sprach: und die Ueberzeugung der Möglichkeit glänzte in seinen tiefen Augen. — „Man muß sich nur wieder der Natur nähern und das Wahre und Aechte in der Musik zu Tage bringen. Die Oper muß aus den Händen der Sänger und Sängerinnen, — die dramatische Charakteristik muß wieder die Oberhand über die Bravour erlangen. Die Unnatur der Castratensängerei und der Paroxismus für italienische Sängerinnen müssen aufhören; — Natur, Leben und Wahrheit müssen die tollen Schnörkeleien ersetzen; musikalische Schönheit, Adel und Würde in den Melodien, in der Harmonie ein Hauptaugenmerk des Componisten sein, und die Symetrie der einzelnen Theile und ihre Abrundung zum Ganzen eine innere Einheit der Stimmung geben, dann bekommen wir eine deutsche Musik und eine deutsche Oper!“ *)

Mozart glühte vor Erregung. Es war ja die große Idee, die ihn schon lange im Stillen beschäftigt, und so verklärte sich sein Antlitz, während er von ihrer Realisirung sprach. Die Ueberzeugung durchdrang ihn, daß die Musik einer Reformation bedürfe und er fühlte, daß er dazu geschaffen sei, diese Reformation anzubahnen. Aber der Mann, der neben ihm stand, fühlte dies auch.“

„Sprechen Sie weiter!“ — sagte daher Kaiser Joseph, — „ich möchte Sie ganz hören!“

„Nun“ — versetzte Mozart, der die Wichtigkeit des

---

*) Jahn: I. Thl. S. 244—250. 257 u. f.

Augenblickes wohl begriff, — „vor allen Dingen also eine Kriegserklärung all' den abscheulichen Mißbräuchen, welche die Eitelkeit der italienischen Sänger und die Nachgiebigkeit der Componisten bei uns eingebürgert hat. Gluck, der große Meister, ist hier ja mit einem herrlichen Beispiele schon vorangegangen. Auch er will nicht den Gang der Handlung zur unpassenden Zeit durch ein Ritornell unterbrechen, nicht einer Passage oder Cadenz den Ausdruck opfern, nicht dem Herkommen zu Liebe den zweiten Theil einer Arie vernachlässigen, wenn die Situation auf denselben allen Nachdruck zu legen gebietet, um nur die unbedeutenderen Worte des ersten Theils viermal zu wiederholen und die Arie gegen den Sinn des Textes zu schließen. Die Symphonie *) muß von nun an dem Charakter des Dramas entsprechen und den Zuhörer auf dasselbe vorbereiten. Denn der erste Grundsatz des Componisten muß dahin gehen, der Musik ihren wahren Wirkungskreis zuzuweisen, so daß sie in jedem Moment der Situation entspricht. Fort dann mit allem überflüssigen Schmuck! Das Colorit diene nur den Umrissen Leben und Ausdruck zu geben. Das höchste Ziel aber sei eine schöne, edle Einfachheit, die alle Künstelei verschmäht, wenn es der Klarheit schadet und nicht aus der Sache selbst mit Nothwendigkeit hervorgeht, **) — ein hoher freier Flug,

*) Ouvertüre.

**) Gluck's Dedicationsschreiben zur „Alceste." Jahn: II. Thl. Seite 219.

der mit sicheren Zügen die Gebilde beseelt, — der aus der Tiefe eines ächt deutschen Herzens eine reiche Fluth ächt deutscher Melodien schöpft, — der alles, was mit ihm in Berührung kommt, adelt und mit kühnem Flügelschlage emporträgt in die Sphären göttlicher Harmonie!"

Mozart hatte geendet. Sein Antlitz glühte und strahlte, aber auch das des Kaisers, der ihm jetzt freudig mit den Worten die Hand darreichte:

„Mozart! Sie sind mein Mann! So vernehmen Sie denn, daß ich entschlossen bin, jetzt mit meinen Reformplänen in Betreff der Musik so gut Ernst zu machen, als mit meinen politischen. Ich will eine nationale Oper gründen und das Joch der Italiener auch hier brechen! Eingeborne Sänger und Sängerinnen sind bereits berufen. Sie, sollen ihr Maestro sein, und was Tüchtiges aus ihnen schaffen. Aber mehr noch!" — setzte er lebhaft hinzu und zog ein Heft aus seiner Tasche, das er Mozart reichte.— „Hier habe ich von Bretzner ein recht artiges Stück: Die Entführung aus dem Serail schreiben lassen; — ich denke Mozart erhebt es zu der ersten ächt deutschen Oper!"

Wer war glücklicher als Wolfgang Amadeus? Was er so sehnlichst gewünscht, hatte sich so plötzlich erfüllt. Er war beauftragt eine neue Oper zu componiren, — beauftragt von Oesterreichs Kaiser — und eine Oper für das erste deutsche Nationaltheater!

Es war gut, daß der Kaiser sich jetzt rasch bei der Ba-

roneſſe beurlaubte; denn war Mozart's Laune ſchon vor deſſen Ankunft eine roſenfarbige geweſen, ſo war ſie jetzt ausgelaſſen. Er machte die tollſten Streiche, — auch an dem Claviere; aber die Ungeduld, das Textbuch zu leſen und zu ſtudiren, ließ ihm keine Ruhe.

Swieten mußte einſpannen laſſen und als die Baroneſſe den Abfahrenden noch ein Adieu aus ihrem Fenſter zuwinkte, ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt: „Er iſt, bei Gott, noch ein Kind!.... aber.... ein recht liebenswürdiges!"

Ein Blick in die Zeit.

„Vivat! der Kaiser will eine Reformation der Musik! er will eine deutsche Oper, und Du sollst ihm dabei behülflich sein!“ das war der Gedanke, der Mozart jetzt erfüllte, begeisterte und beseligte.

Und der Kaiser und Mozart wurden in der That die Geburtshelfer einer aus dem Boden deutscher Culturentwicklung mit Naturnothwendigkeit hervorgewachsenen für deutsches Leben, deutsche Gemüths- und Geistesentwicklung unschätzbaren Erscheinung.

Aber die ganze culturgeschichtliche Entwicklung unseres Vaterlandes drängte auch nach dieser Erscheinung hin. Es war eine Zeit der geistigen Auferstehung für Deutschland, über das damals ein warmer Frühlingshauch hinzog, der in den socialen Verhältnissen, in politischer Beziehung, in Kunst und Wissenschaft zu den schönsten Hoffnungen be-

rechtigte. Man denke nur an die Namen Klopstock, Hagedorn, Haller, Kleist, Gleim, Uz, Gellert, Rabener, Weiße, Winkelmann, Lessing, Basedow, Adelung, Thümmel, Ramler, Hölty, Bürger, Herder, Kant, Voß, Wieland, Schlözer, Bach, Händel, Graun, Haydn, Gluck, Mozart und die flammenden Morgensterne jener Tage Schiller und Göthe, von welchen der erstere damals 33 Jahre alt war, und durch seine „Räuber" allgemeines Aufsehen erregt hatte, letzterer aber schon als großer Dichter dastand. Und dabei auf staatlichem Gebiete Friedrich II. und Joseph II.!

Joseph II. — sagt Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten," indem er vor unseren Blicken ein Bild jener Zeit entrollt — Joseph II. wollte mit monarchischer Gewalt bewirken, was man in andern monarchischen Staaten mit Gewalt zu hindern sucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Zeitgeiste in Zwist. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich, ohne das Volk zu Rathe zu ziehen, unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen; seine Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der vom besten Willen beseelt mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundesgenossen zu finden. Er setzte seinen eigenen

gesunden Verstand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung sogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft auch wieder seinen Willen hart werden, um nur die Einrichtungen durchzusetzen, deren sich bis auf den heutigen Tag die Verständigen in Oesterreich freuen.

In den anderen Ländern sah es freilich viel schlimmer aus. — Da im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht einmal der Schatten politischer Freiheit, öffentlicher mündlicher Verhandlungen und Freiheit der Presse gefunden wurden, so wäre ohne den damals unter vielen Fürsten und unter den besseren Ministern herrschenden Eifer für Aufklärung des Volks und Abschaffung der Mißbräuche in Deutschland jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich gewesen. Politische Zeitungen waren so gut wie gar nicht vorhanden, denn was konnten die geduldeten und unter scharfer Censur gehaltenen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsverhandlungen mündlich, noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift seines Advokaten noch das Urtheil seines Richters verstehen konnte, weil beide halb lateinisch, halb kauderwelsch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen Satze von zwei oder drei athemlosen Seiten gefaßt war. In einem Lande, wo selbst die Feudalstände in amtlichem und vornehmem Stillschweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder

hochgeborenen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern souverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeister, welche in den Städten polizeilich und juristisch herrschten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begünstigung der Regierungen, welche eine ähnliche Art der Literatur, als die war, wegen deren sie die Franzosen bewunderten, emporbringen wollten, konnten sich Zeitschriften unter uns eine Existenz sichern. Dennoch gab sich jener obenerwähnte Frühlingshauch hie und da kund.

In Braunschweig schützte der Herzog erst Lessing, später Mauvillon gegen das fanatische Geschrei der theologischen und politischen Verfolger. In Weimar vereinigte erst die verwittwete Herzogin Anna Amalie, geborene Prinzessin von Braunschweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der Literatur der von dem sächsischen Hofadel begünstigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Musäus und Kotzebue eine solidere Literatur gründeten. Göthe, Herder, Schiller mußten freilich dem Hofgeschmack der gnädigen Frauen und Herren, dem sich Wieland ganz anpaßte, oft huldigen; allein alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als sie sonst gewesen wären, daß sie alle Klassen und Stände an die neue Literatur knüpften und die Pariser Waare durch bessere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunsten ihres Sohnes im siebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsge-

schichte und Reichsprozeß zu lehren und auf der andern von Voltaire, der nicht das Geringste von deutscher Geschichte verstand, ein Buch darüber verfertigen; allein selbst dies Letztere bewies doch, daß sie dazu beitragen wollte, dem wüsten alten Treiben ein Ende zu machen. Auch die Correspondenz Grimm's mit dem nachherigen Herzoge, beweist, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten, und das Fortschreiten begünstigten.

Es ist ferner bekannt, wie Herzog Carl von Würtemberg auf militärische Weise die Fortschritte der neuen Bildung zu fördern suchte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Hessen-Cassel dahin brachte, daß er sich derselben thätig annahm, ohne daß er selbst den geringsten Sinn dafür hatte. Im finstern Münsterlande war der edle Fürstenberg als Minister ein eifriger Freund des Lichtes, und nahm sich der aufstrebenden und verbessernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und Heinse standen mit ihm in naher Verbindung. Bei Carl Theodor waren freilich schon zu der Zeit, als er noch als Churfürst von der Pfalz das schöne Land am Rhein, die Pfalz und Berg allein beherrschte, Jesuiten, Adel und Maitressen eben so mächtig als späterhin, nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, sowohl in Mannheim als in Düsseldorf andere Rathgeber, als nachher in München. Sein Minister von Hompesch und andere ihm ähnliche Männer suchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit

zu halten, sondern Hompesch eilte ihr sogar in Finanz- und Verwaltungssachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompesch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Ministerium angestellt, um physiokratische Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Musik, Schauspiel, bildende Künste auf eine solche Weise befördert, daß man wenigstens den guten Willen zeigte, deutsche dramatische Dichtung statt der französischen, auf die Bühne zu bringen und selbst in der Oper dem Unsinn des italienischen Getrillers, deutschen verständlichen und verständigen Gesang unterzuschieben. Zu dem Letzteren ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten. Ein Ruhm und ein Fortschritt war es immer, daß, während in Heidelberg und in Düsseldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wieland's beide deutsche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauspieler und Schauspieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatisirte und darstellte, und später Schiller zuerst als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie auftrat und seine ersten Producte etwas wüst und überschwänglich waren.

In Erfurt hatte früher schon von Breidbach als Statthalter des Churfürsten von Mainz aus einer obscuren Universität eine glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finstern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts zu machen gestrebt. Die beiden Churfürsten, welche vor Carl von Dalberg in Mainz regierten, so ungleich auch ihr

Charakter wie ihr Leben und Wandel war, suchten doch ebenfalls beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutschland herrschenden Streben nach Verbesserung. Der Coadjutor hatte in Erfurt seinen Sitz, und wenn auch seine Phantasie, wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Carl von Dalberg stand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutschen in größerer Achtung als später zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß seine Bewunderung der Geistesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Musageten der Deutschen, ward als edler und freisinniger Mann vergöttert, schloß sich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollte und selbst seine Mängel und Schwächen hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus einer Quelle mit seinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Churfürsten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geist des Mittelalters verbannt und ein neuer und belebender herrschend werde, der Erste, nämlich Emmerich Joseph, der achtbarste und in jeder Rücksicht würdigste.

Emmerich Joseph hatte in den siebenziger Jahren, als Basedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des protestantischen Deutschlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksschulwesen in den österreichischen Staaten wesentlich verbesserte, auch seiner

Seits den regsten und edelsten Eifer bewiesen, den Jesuiten Schranken gesetzt und ihre mechanischen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und Ceremoniendienst durch bessern Unterricht zu entfernen gesucht. Sein Nachfolger Carl Friedrich Joseph (von Erthal) wollte die alte Universität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil protestantischer Professoren und nahm Johannes Müller erst zum Bibliothekar, dann zum Geheimschreiber. Er war freilich in moralischer und politischer Beziehung weit unter seinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung seines Jahrhunderts wie dieser. Dies bewies er, als er sich so eifrig bemühte, durch die in Ems, in Verbindung mit den andern Erzbischöfen festgesetzten Punkte, den Anmaßungen der päpstlichen Curie Schranken zu setzen.

In Cöln hatte ebenfalls schon der vorletzte Churfürst durch Gründung der neuen Universität in Bonn einen Beweis seiner Theilnahme an dem in Deutschland neu erwachten Streben nach Wissenschaft und Bildung gegeben; sein Nachfolger suchte die neue Universität zu heben und auch sogar in das ewige Dunkel der Cölner Kirche schien wenigstens ein Lichtstrahl zu bringen.

Der Erzbischof von Trier zeichnete sich durch Duldung gegen die sonst von den geistlichen Regierungen verfolgten Protestanten aus; der Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg schützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatischen oder tyrannischen Aebte, wie Schades Beispiel beweist.

Was Friedrich der Große gethan, ist bekannt! So kam es denn, daß sich um jene Zeit die bürgerlichen Verhältnisse allmählich besser gestalteten, Philosophie und Pädagogik, Sprache und Literatur, Poesie und Musik, Baukunst, Malerei und Sculptur, Rechtswissenschaft und Industrie sich hoben und verjüngten, und ein neuer schöner Morgen für Deutschland anbrach!

Vor allen Dingen gilt dies für die deutsche Literatur.

Nachdem die lange Fehde zwischen Oesterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war, genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmal, als würde diese von neuem unterbrochenwerden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damaligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten Stifter der deutschen Literatur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klopstocks, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern Lage die größten Hindernisse zu bekämpfen gehabt. Viele derselben hatten sie besiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, selbst ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geist nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erste Stufe, eine höhere Vollkommenheit zu erreichen, dienen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweite Generation deutscher Dichter und Schriftsteller, deren erste Entwicklung meistens in die siebziger Jahre fällt, sich mit größerer Kühnheit emporschwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen sehen. Sie benutzten und ernteten, was die Ersten, die Stifter, gesäet hatten. Als Dichter bezeichnen diese Epoche Goethe, Stolberg, Voß, Bürger.

Um sich aber zu überzeugen, das jene Epoche eine der glücklichsten für den Aufschwung des deutschen Geistes, und wirklich reich war an genialer Kraft, darf man sich nur erinnern, daß Jakobi, Lavader, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer ersten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieser Epoche angehören; Männer, deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutschland beschränkt, auch in dem übrigen Europa sich verbreitet hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieser Schriftsteller, sondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloser Reinheit und schöner Vollkommenheit dargestellt. Die Poesie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte sich dieselbe in zwei Partheien getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopstock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Musen und Grazien, von Liebe und Rosen, Amorinen und Zephiren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern suchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz

oder der Bärenjagd zwischen Felsen und Klippen zu ergreifen, oder sie wandelten mit Eloah unter Wolken auf sonnenbesäeten Himmelsbahnen; und ließen sie sich je zur Erde herab, so war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Posaune des Weltgerichts. Zwischen diesen beiden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzusüßen, halb griechischen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, strebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie suchten ihre Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als seien so einzelne, abgerissene aber kräftige Handzeichnungen recht nach dem Leben, dasjenige, wodurch auch die Dichtkunst am meisten wirken, und was sie vorzüglich leisten solle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, suchten sie alle sich besonders anzueignen; wetteiferten bald, ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherlei Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangsweise.

Aber auch die deutsche Schaubühne trat in jener schönen, geistig so bewegten Zeit in den Vordergrund, und nahm — gleichzeitig mit dem Auftauchen der neuen deutschen Oper einen höchst erfreulichen Aufschwung.

Schwerlich kann ein Theater jemals gedeihen, wenn nicht Literatur und Poesie, besonders die ernsteren Gattungen derselben schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damals in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf

und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessing's Kritik trug viel dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Aus den ungelenken Uebersetzungen von Corneille und Voltaire gerieth man jetzt in die Diderot'sche Gattung der moralischen Familiengemälde, und hielt lange Zeit selbst die Prosa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung, damit um so eher auch die Sprache, von allen Banden befreit, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber; die Verehrung Shakespear's, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung, als der in den Familiengemälden nach Diderot's Art herrschende.

Aber auch die übrigen Künste gingen nicht leer aus. Seit Winkelmann ward eine fast über alle Gegenstände sich verbreitende künstlerische und ästhetische Ansicht immer mehr, ja man kann sagen ausschließend herrschend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie veranlaßte dieß, sondern auch die gänzliche Entfernung der meisten hier sich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreise mußte dazu beitragen. Es blieb dem deutschen Geiste meistens nur die Wahl zwischen den zwei Wegen der inneren von dem bürgerlichen Leben mehr abgesonderten oder doch erst später wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künstlerischen und der philosophischen.

In der Philosophie thaten sich hervor Lessing, Herder, Sulzer, Mendelsohn, Kant, Jacobi, Fichte rc.

Auch die Censur wurde nun, wie in Preußen unter Friedrich dem Großen, so in Oesterreich unter Joseph II. aufgehoben. Nur was die Sittlichkeit und die Religion verletzte, blieb den Censoren zu unterdrücken erlaubt: wogegen sich die Regierung bemühte, aus dem über sie ergehenden Tadel Vortheil zu schöpfen. Ferner säuberte Joseph II. auch in religiöser Beziehung. Er rückte hinter die Mönche und Nonnen, und zog viele Klöster ein, deren Einkünfte er jedoch, nach Versorgung der früheren Inhaber, wohlthätigen und gemeinnützigen Instituten zuwandte.

So gründete er die Josephinische Akademie für Aerzte und Wundärzte, bereicherte die kaiserliche Bibliothek und errichtete und hob eine Menge Krankenhäuser und sonstige wohlthätige Anstalten. Eine Masse anderer Klöster, deren Bewohner dem Lande als Bettler zur Last lagen, wurden gleichfalls cassirt. Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiser binnen 8 Jahren die Zahl der Mönche und Nonnen in seinen Staaten um 30 bis 36,000 Personen, die dem Lande eben so viel kosteten, als ein stehendes Heer von derselben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließe er noch 1324 Klöster übrig, deren Bevölkerung man auf 27,000 Menschen rechnete.

Wer sollte bei all' diesen herrlichen Schöpfungen, die der Hand des edlen Joseph II. entsproßten, kalt bleiben? Auch seine Unterthanen blieben es nicht; sie liebten ihn als einen Vater, sie ehrten ihn als des Landes Wohlthäter und zwar so lange, bis der Haß der Finsterlinge sich durch

Verführung und Aufwiegelung des Volkes Lust machte.

Und in der That wußte Joseph auch die Menschheit und ihre Rechte, die so oft von der Gewalt in den Staub getreten werden, zu schützen, wie er dies denn namentlich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in seinen Staaten und die Emancipation der Juden bewies. Aber das Edle und Große übt auf edle Gemüther einen unwiderstehlichen Einfluß. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Geist der Duldung, der von Joseph ausging, auch bei seinen Zeitgenossen herrliche Blüthen trieb.

Darum war denn auch die Zeit, von der wir hier sprechen und in der sich Mozart bewegte, eine so schöne und interessante; — darum ist ein Rückblick auf sie für jedes deutsche Herz so wohlthätig und erhebend.

Ein Frühstück.

Von dem Landgute der Baronesse von Waldstetten zurückgekehrt, hatte sich Mozart sogleich an das Studium des Textes zu seiner neuen Oper gemacht. Sein unendlich lebhafter Geist ließ ihm keine Ruhe. Nicht nur das Buch wollte er sofort kennen lernen, — nein! in derselben Nacht noch mußte schon — wenn auch nur in den weitesten Umrissen — der musikalische Bau des Werkes in seinen Gedanken erstehen. Ohne dies wäre es ihm unmöglich gewesen weiter zu leben: .... an schlafen gar nicht zu denken!

Ach! diese ewige, nie zu bewältigende Unruhe, dieses leidenschaftliche Wesen, dieser fast fieberhafte, Andere oft beunruhigende Drang unaufhörlich zu schaffen .... das waren ja die Dämonen, die ihn schon damals, Unheil verkündend, umkreisten.

Alles ging rasch bei ihm! Er dachte rasch; — rasch

waren seine Gefühle angeregt und zitterten dann lange und mächtig nach; — rasch flog das Blut durch seine Adern, so daß sein Herz schon bei der leisesten geistigen Aufregung laut pochte; — rasch war er beim Essen, rasch bei dem Trinken, rasch im Sprechen und rasch im Rauchen. Rasch, wie der Blitz kleidete er sich an. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferse an die andere und componirte im Kopfe. Seine Hände und seine Füße waren beständig in Bewegung, er spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Hute, in seiner Tasche, mit seinem Urbande, mit Tischen und Stühlen gleichsam Clavier.*) Aber rasch — ungeheuer rasch war er auch im Arbeiten und Schaffen. Die Gedanken flossen, die Feder flog, und so steigerte sich diese Leidenschaft der Arbeiten oft bis zu einer Art Arbeitswuth. Sobald ein Gedanke in ihm aufblitzte, erfaßte er ihn sogleich in allen seinen Folgerungen und in seinem ganzen harmonischen Geleite. Der Gesang, der Baß, die Mittelstimmen, Alles ertönte in seinem Kopfe, zuerst verwirrt, dann mit zunehmender Genauigkeit, je mehr die Seele Ohr wurde. Alles enstand zu gleicher Zeit, combinirte und entwickelte sich ohne Verwirrung, ordnete sich nach den Regeln der Modulation und des Contrapunktes, und theilte sich zwischen den Gesangs- und Orchesterstimmen, wie vermöge einer

---

*) Oulibischeff II. Thl. S. 331.

ästhetischen Nothwendigkeit, eines außerordentlichen Instinctes, der sich aber nie über das Schöne täuschte.*)

Welch ein Genuß dann, wenn das im Geiste — wie in einer Ahnung — geschaute Werk zum erstenmale in Gedanken vor ihm stand! .... Aber auch .... welches Fibriren der Nerven, welches Arbeiten der Gedanken, welche rasche Consumation der stofflichen Theile! Mußte da nicht jedesmal auf die Exaltation des Schaffens eine Abspannung folgen, die Zerstreuung und physischen Genuß zu einem gebieterischen Bedürfnisse machte, und lag es nicht nahe, daß, bei so gereizten Nerven, eine Exaltation zu der anderen führte?

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Aber noch war Spannkraft genug vorhanden, und die tödtlichen Folgen dieses geistigen Vampyrismus — der sich das eigene Herzblut aussaugt — zu überwinden, und außerdem .... wer kann sich anders machen, als er ist? Nur so war Mozart .... Mozart; — anders, wäre er eben ein Anderer gewesen.

Nur unter den gegebenen Verhältnissen, konnte diese großartige Erscheinung, das Großartige hervorrufen, was sie schuf.

„Ich schrieb mit dem Blute meines Herzens und dem

---

*) Mozart's eigenes Geständniß in einem Briefe, den die Leipziger musikalische Zeitung vor vielen Jahren veröffentlicht hat. O. II. S. 332.

Safte meiner Nerven!“ ist das Epitaphium aller großen Männer.

Die Kerzen waren vollständig herabgebrannt und der Morgen schaute mit fahlem Antlitz durch die Fenster, als Wolfgang Amadeus mit der Durchsicht des Textes der „Entführung aus dem Serail“ fertig war.

Vieles hatte ihm darin gefallen, ... sehr gut gefallen .... Anderes auch nicht. Der Hauptgedanke electrisirte ihn sogar — zumal er eine Aehnlichkeit zwischen seinem Liebesverhältniß und dem Belmontes und Constanzens in der Oper fand. Aber immerhin sah er voraus, daß Vieles geändert werden müsse. Hie und da war er auch zwischen dem Lesen aufgesprungen und an das Clavier geeilt und hatte Akkorde gegriffen, oder gleich eine Melodie gespielt, die bei dem Lesen sein Gehirn wie ein Blitz durchzuckte. Jetzt schlug er das Buch zu und rief: „Bei Gott! da soll etwas Kostbares daraus werden; aber ich muß sogleich Bretzner und Stephani sprechen, damit die mir auf der Stelle Einiges ändern!“

Aber das „sogleich“ ging doch wohl nicht; denn als Mozart auf die Uhr sah, war es vier Uhr Morgens.

„Es ist noch zu frühe!“ — sagte er daher, blies die bis in die Leuchter gebrannten Lichter aus und warf sich in den Kleidern auf sein Bett. Er war übrigens zu erschöpft, um nicht bald einschlafen zu sollen; aber der Schlaf war nicht erquickend: Notenköpfe in unzähliger Menge tanzten vor seiner Seele, — Melodien rauschten und durch dies Alles zog das Bild seiner angebeteten Constanze;

aber es hatte heute nichts Beruhigendes, nichts Beschwichtigendes, ... immer war gleich Osmin's komisch zorniges Antlitz hinter ihr.

Amadeus war daher froh, als er bald wieder erwachte. Die zwei Stunden Schlafes waren ihm genug. Angezogen war er noch, also sprang er gleich vom Bette auf, eilte an den Tisch und schrieb an Bretzner folgende Zeilen:

„Mon chèr ami!

Ich habe gestern vom Kaiser Ihr Textbuch: „Die Entführung aus dem Serail" erhalten; das wo und wie thut nichts zur Sache, heute Nacht las ich es und bin entzückt davon, — obgleich mich der Teufel holen soll, wenn Sie das Libreto nicht auf mich und meine liebe Constanze geschrieben haben. Ich gestehe Ihnen auch, daß ich vor Begierde zittere die Composition zu beginnen und dabei sollen mir Ihr Kniff und Schalk-Amor die beste Hülfe leisten. Aber geändert muß doch manches werden — auf Erden! — Darum ersuche ich Sie, theilen Sie diese Zeilen Stephani mit, — bitt! —, und kommen Beide gegen zehn Uhr in's „Würstl" — Fürstel! Ich werde dort ein ganz feines Frühstück — welch' Glück!! — auf meine Rechnung bestellen — nach der Ellen! — und dann wollen wir bei Champagnerwein — wie fein! ändern und — kreuzfidel sein!"

Ihr Wolfgang Amadeus.

Wolfgang, der häufig ganze Briefe in dieser Art schrieb,*) wenn er bei heiterer Laune war, siegelte das Blatt und gab es dann seinem Laufburschen zum besorgen. Auch die Frühstücksbestellung an den Wirth zum „Würstl" wurde beigefügt. Er aber hatte selbst zuvor noch einen anderen wichtigen Gang zu machen und das war ..... zu seiner Constanze.

In Wien trugen um jene Zeit fast alle Häuser noch besondere Namen; so hieß denn das Haus, in welchem Constanze mit ihrer Familie wohnte „zum Auge Gottes." Hierhin also richtete Amadeus jetzt seine Schritte.

Da es noch früh und er in sehr guter Laune war, hoffte er die Geliebte im Negligé zu überraschen, um sie dann wacker necken zu können; aber er hatte sich getäuscht. Constanze immer flink und die Seele der Haushaltung, eilte ihm, — von seinem frühen Besuche freudig berührt — im Hauskleide entgegen. Aber wie reizend und nett stand ihr dies einfache, nach damaliger Mode knappanliegende Kleid. Wie schön ließ es die entzückenden Formen dieses in der vollsten Frische der Jugend aufblühenden Mädchenkörpers ahnen. Und doch wie sittsam verhüllte wieder das feine Busentuch mit der leichten Batistkrause Brust und Hals. Um das schöne Köpfchen aber mit den so freundlich und treu blickenden Augen, den rosigen Wangen, der feinen Nase und dem kussigen Munde, wallte das reiche Haar kunst-

---

*) Siehe z. B. die höchst drolligen Briefe an sein Bäsochen. Jahn: II. Thl. S. 499 u. f. Beilage Nr. XI.

los und doch zierlich in zahllosen natürlichen Locken. *) Constanze war wirklich das Bild der holdesten Jungfräulichkeit, — das Bild einer im Aufbrechen begriffenen Rosenknospe.

Beide begrüßten sich herzlich; Constanze aber frug in ihrer kindlichen Weise:

„Und woher so früh? Hast mich wohl prüfen wollen, ob ich früh aufstehe?

„So etwas!“ — sagte Mozart.

„Nun denn, so bekenne beschämt, daß ich eine gute Haushälterin und zeitig bei der Hand bin.“

„Wie gerne gestehe ich dir dies zu!“ — rief Amadeus, sie an sich ziehend und einen Kuß auf ihre Stirne drückend.— „Und wie will ich dich erst für diese Tugend belohnen, wenn du mein liebes Weibchen bist.“

„Ach! — seufzte hier das Mädchen — „wer weiß ob es je dazu kömmt, Die Mutter . . . . . “

„Nun?“

„Ist wieder enschiedener gegen unsere Heirath denn je!“

„Und warum denn?“

„Weil böse Menschen ihr wieder Schlimmes von dir erzählt haben.“

„Mein Gott! was soll ich denn wieder vollbracht haben?“

„Ich weiß es nicht aber so viel ist gewiß, daß du viele Feinde hier hast.“

---

*) Siehe Constanzens Bild in Nissens Werk.

„Wer, der etwas ist und etwas leisten kann, hat die nicht?“

„Aber, du bist zum Theil selbst daran Schuld, Wolfgang!“

Mozart sah hier seine Constanze erstaunt an. Dann sagte er, fast in schmerzlichem Tone:

„Wäre es möglich, daß auch du den Verläumdungen Glauben schenkst? — daß auch du mich für einen leichtsinnigen Verschwender hältst, weil ich hie und da, nach großen Anspannungen, einmal fröhlich mit Fröhlichen bin?“

„Wie kannst du das glauben?“ — entgegnete die Geliebte, eine Thräne im Auge. — „Kenne ich meinen Wolfgang nicht besser? Ich weiß, daß ein so genialer und schöpferischer Mensch, wie du, seine eigenen Wege gehen muß, und nicht wie die Philister leben kann. Ich weiß ferner, wie groß und edel mein Wolfgang denkt, und wie ihn bei aller Laune, bei allem Scherz, bei aller Heiterkeit ein ihm angeborenes, tief in seinem Innern ruhendes edles Wesen über alles Unschöne und Unfeine hinaushebt. Aber es ist etwas anderes, was ihm fehlt?“

„Und das wäre?“

„Eine gewisse Weltklugheit.“

Mozart lächelte; dann rief er heiter: „Mit eurer Klugheit, ihr klugen Leute! Ist es so unrecht, daß ich mich gebe, wie ich bin. Ich glaube darin liegt der beste Beweis, daß ich eben nichts Böses thue; denn nur wer Unrecht thut, hat nöthig sich zu verstellen.

„Du verstehst mich immer noch nicht!“ — sagte hier

kopfschüttelnd Constanze, und winkte ihm, sich zu ihr zu setzen. — „Gott soll mich bewahren, dein ehrliches, offenes und gerades Wesen zu tadeln, lieber Wolfgang; diese Tugenden schätze ich ja gerade so hoch an dir. Nein! wenn ich von Weltklugheit sprach, so meinte ich, du solltest in deinem Urtheil, in deiner Kritik über andere Künstler, namentlich über die vielen italienischen Sänger und Componisten hier etwas vorsichtiger sein."

„Und war ich denn unvorsichtig?"

„Ja! du meinst es nicht schlimm, aber von dem künstlerischen Höhepunkte aus, auf dem du stehst, und vermöge deinem musikalischen Scharfblick und feinen Gefühle, vermagst du, bei deiner Offenheit, über Schlechtes oder Untergeordnetes nicht zu schweigen, und dadurch, mein Lieber, hast du dir in Wien schon ungemein viele Feinde gemacht."

„Ei, ei!" — rief Amadeus lachend — „meine kleine charmante, zukünftige Frau, das klingt ja fast wie eine erste Gardinenpredigt."

„Nicht doch!" — sagte die Liebliche erröthend. — „Es ist nur eine Warnung aus treuem Herzen."

„Dem aber jemand anderes soufflirt hat."

„Ich gestehe es, ja! Wie sollte ich auch, die ich fast nicht aus dem Haus komme, etwas von solchen Dingen wissen."

„Kannst Du auch besser aufgehoben sein, als im Auge Gottes?" — rief Mozart scherzend, indem er liebevoll seinen Arm um die neben ihm Sitzende schlang. — „Aber wer hat denn soufflirt?"

„Wer anders“ — entgegnete das Mädchen — „als dein väterlicher Freund Duscheck. Er ist Künstler, wie du, kennt also das Getriebe am Theater und in der Künstlerwelt, — er liebt und schätzt Dich — — und weiß, wie es in Wien geht!“

„Alles wahr; aber — er ist zu ängstlich!“

„Vorzüglich warnt er dich vor Salieri!“

„Warum nicht gar, das ist mein bester Freund.“

„Duscheck glaubt es nicht. Er sagt: du möchtest nicht vergessen, daß er Italiener sei.“

„Als ob alle Italiener Schurken wären.“

„Das nicht; aber sie fürchten dich, deine Compositionen und die nationale Richtung die du nimmst.“

„Die wird freilich ihrem Geklingel ein Ende machen.“

„Und sie damit um Brod und Stellung bringen! Glaubst du wohl, daß sie das ruhig ansehen werden.“

„Und was wollen sie machen? Alle tüchtigen Musiker hier sind meine Freunde, ja meine glühenden Verehrer: Gluck, Haydn, Duscheck, Kucharz, Praupner, Kozeluch, die beiden Loschek, Maschek, Rösler, Witaßek, Tomaschek und wie sie alle heißen. Frage diese und sie werden dir alle zugestehen, — daß ich — wenn ich das Schlechte tadle — gewiß auch das Gute, wo ich es finde, freudig anerkenne, lobe und schätze.“

„Das weiß ich ja!“ — fuhr Constanze eifrig fort. — „Die Tüchtigen hast du auch weniger zu fürchten, als die Untüchtigen. Dem sei aber, wie es will; du frugst eben:

wie dir diese Menschen schaden können? Ei siehst du es denn nicht?“

„Und wie?“

„Sie können dir allerdings weder als Componist noch als Clavierspieler beikommen, da überstrahlst du sie himmelweit und das Wiener Publikum ist weder blind noch taub. Aber sie fangen es weit hinterlistiger an: sie untergraben deinen Ruf als Mensch, — sie verläumden dich und nennen dich einen Verschwender, einen leichtsinnigen Menschen! O, lieber Wolfgang, mißverstehe mich nicht! Ich habe dir schon gesagt, daß ich dich zu beurtheilen verstehe, und dich liebe und schätze, so wie du bist. Aber meiner guten Mutter haben sie schon so viel in den Kopf gesetzt, daß sie erst gestern wieder heilig gelobte, ihre Einwilligung zu unserer Heirath nicht zu geben. Und wenn sie nun auch noch bis zum Kaiser durchdringen....“

„Dann, mein Engel!“ — rief Amadeus freudestrahlend — „werden sie durchfallen!“

„Und bist du dessen so gewiß!“

„So gewiß, als du in ganz kurzer Zeit mein liebes, herziges Weibchen bist.“

„Dann steht deine Hoffnung auf schwachen Füßen!“

„Meinst du?“ — rief jetzt Mozart geheimnißvoll lächelnd — „wenn ich dir nun sage, daß mir der Kaiser gestern erst in hocheigener Person den schlagendsten Beweis seiner Gunst und seines Vertrauens gegeben hat?!“

„Wäre es möglich!“ — rief Constanze freudig überrascht — „und wie und wo?“

„Das wie und wo, Herzchen, ist Geheimniß; aber die Thatsache besteht darin: daß er eine deutsche Oper gründen und mich ihr vorsetzen will."

„Alte Geschichte! Kaiser Joseph will gar viel des Guten, aber ....."

„Nur nicht meinen guten Kaiser geschmäht! Diesmal ist es Ernst. Die deutschen Sänger und Sängerinnen sind bereits engagirt und einem gewissen Wolfgang Amadeus Mozart — einem Blitzkerl von Jungen — hat der Kaiser gestern den Auftrag ertheilt: eine deutsche Oper — — hörst du, Schätzchen, — — eine deutsche Oper für das neue zu gründende deutsche Theater zu schreiben."

„Amadeus!" — rief jetzt Constanze entzückt. — „Ist dem wirklich so?"

„Der Beweis liegt vor!" — entgegnete dieser freudig, indem er das Textbuch aus der Tasche nahm und es der Geliebten reichte: „Die Entführung aus dem Serail." Und weißt Du was das schönste dabei ist, wir beide spielen mit?"

„Wie so?" — frug Constanze überrascht.

„Nun schau nur hinein. Steht da nicht Belmonte? — das bin ich — und hier: Constanze, seine Geliebte? — das bist du. Und ganz unsere Situation: die Constanze der Oper eingeschlossen im Serail — mein süßes Constanzchen eingeschlossen im „Auge Gottes;" — dort ein Pascha, der sie zurückhält und hier eine, zwar gute aber in Vorurtheilen befangene, Mutter, sammt einem ditto

Vater. Und nun lies den Text dieser Arie des Belmonte: „Klopft mein liebevolles Herz!....“

Und Mozart seine Constanze zärtlich an sich drückend, sang die Arie — sie entstand mit diesem Momente — so göttlich schön, daß er selbst begeistert aufsprang, ein Stückchen Notenpapier aus der Tasche zog und den musikalischen Gedanken schnell hinwarf.

Ist die Musik die Sprache der Seele, athmete Mozart's Innerstes in diesem Augenblicke die reinste, innigste, zärtlichste Liebe. Beide waren überglücklich.

„Und nun,“ — rief Amadeus endlich — „hoffe ich auch, werden Mutter und Vater nachgeben. Ich fühle es, daß diese Oper etwas Treffliches wird. Die Liebe soll sie mir dictiren und ihre süßen Melodien sollen die Herzen der Eltern erschließen. Außerdem werde ich sicher Capellmeister der deutschen Oper, die ich ja dem Kaiser zu errichten helfen soll, und dann ist unsere Existenz gesichert und du bist mein, — mein — Constanze, auf ewig!“

Und Amadeus umarmte die Geliebte auf's Neue, die sich jetzt ebenfalls den schönsten Hoffnungen hingab; denn was ihr Wolfgang eben mitgetheilt, konnte ihrem gegenseitigen Schicksale allerdings die gewünschte Richtung geben.

Die Mutter zu sprechen, war Wolfgang übrigens jetzt nicht aufgelegt. Erst sollten Thatsachen für ihn auftreten, und dann war er bereit, den Sturm auf ihr Herz noch einmal zu wagen. Auch zog es ihn im Augenblick zu sehr zu Bretzner und Stephani. Er verabschiedete sich daher von der Geliebten und eilte dann dem „Würstl“ zu.

Dort angekommen fand er dreierlei: einmal die Freunde Bretzner und Stephani, die nie bei ähnlichen Gelegenheiten auf sich warten ließen; — dann einen wundervoll gedeckten Tisch mit drei Couverts und eben so viel Flaschen Champagner und endlich das allerliebste Kellnermädchen, mit dem er sich immer zu necken pflegte, und zwar um so mehr, als der Wirth zum „Würstl," ein alter garstiger Bursche, mit dickem, schwammigem Bauch und blau-rother Nase vor Eifersucht umkam, wenn Jemand der kleinen „Traudel" den Hof machte. „Traudel" aber konnte den lustigen, oft ausgelassenen Herrn Mozart — der häufig in das „Würstl" kam — sehr gut leiden. Der Wirth würde daher Herrn Mozart schon lange die Thüre gewiesen haben, wenn derselbe nicht ein so guter Kunde gewesen und namentlich durch seine Freigebigkeit, seine Herzensgüte und Heiterkeit immer eine große Gesellschaft angezogen hätte.

Mozart war also von dem, was er sah, sehr freudig überrascht. Flugs warf er den Hut von sich, und die hübsche Kellnerin umschlingend, rief er:

„Traudel, mein liebes Braut'l, wie hast du alles schön gemacht!" — und dabei gab er ihr einen derben Kuß auf die glühenden Wangen.

„Doch!.... mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!"

Leider war die Küche dicht an dem Zimmer, in welchem sich Mozart mit den Freunden befand, und da sich der Ton,

welchen der Kuß auf Traudel's Wangen erzeugt, nach den Gesetzen des Schalles fortpflanzte, so traf er auch die Ohren des Herrn „Würstlmayer," wie die Gäste den Inhaber der Wirthschaft zum „Würstl" scherzweise nannten, obwohl er eigentlich Melzscheck hieß.

Würstlmayer war aber, wie schon erwähnt, ein zweiter Othello an Eifersucht, und so stürzte er denn in das Zimmer, ehe sich Traudel von Herrn Mozart losgemacht, was ihr übrigens auch gar nicht zu pressiren schien.

Aber nun hätte man des alten, rothnasigen, schwammbauchigen Würstlmayer's Wuth sehen sollen. Sein Gesicht glühte vor Zorn, seine Augen funkelten, und zwar um so ärger, je mehr die drei Gäste über sein köstliches Toben lachten.

„Alle Donner und alle Wetter!" — schrie er dabei, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß Gläser, Flaschen und Teller klirrten — „kann man denn gar kein ordentliches Mädchen mehr bei euch Herrn Leichtfüßen in der Wirthschaft halten. So ein verfluchter Musikus, wie der Monsieur Mozart, hat den wahren Teufel im Leib. O wenn ich nur könnte, wie ich wollte: gesotten, gebraten, gehängt und gestochen sollte er werden!!"

Mozart und die Freunde wollten vor Lachen ersticken: „Bravo! bravo!" — rief dabei der erstere — „Bretzner paßt auf, ein göttlicher Osmin!"

„Was!" — rief Würstlmayer jetzt noch wüthender — „was ist das wieder für ein Spitzname? An den Gal=

gen mit euch Allen! Melzschek heiß ich und nicht Würstlmayer und nicht Osmin!“

„Himmlisch!“ — rief Mozart — „jetzt will er uns auch noch, für den Champagner, den wir bei ihm trinken, und für die schlechten Pasteten, mit denen er uns abfüttert, an den Galgen bringen. Seht nur, seht, welch’ blutdürstige Blicke er nach uns schießt. Mensch! wir sind doch keine Kapaunen, die man so abschlachtet.....“

„Ja, eben darum!“— rief der Wirth mit einem zornfunkelnden Blick auf Traudel, die die Schürze vor das Gesicht drückte, als ob sie weine, hinter derselben aber weidlich lachte, — „eben darum möchte ich euch Allen den Hals abschneiden.“

„Immer besser!“ — sagte jetzt Stephani, indem er sich die Seiten hielt. — „Er träumt von Nichts als von Pfahl und Galgen, Köpfen und Erwürgen.“

„Natürlich!“ — rief Mozart. — „Würstlmayer ist die Hinrichtungen von den Hühnern, Tauben, Gänsen und Enten gewöhnt, die der Barbar täglich würgt, schmorrt und bratet. Er liebt die Hinrichtungen wie wir die Musik, und als Kenner ist er in diesen Genüssen schwer zu befriedigen. Eine einzige Execution ist ihm zu elend! Er wünscht, daß seine Gäste mit mehr Umständen und Rücksichten behandelt würden!“

„Ja! das wünsche ich!“ — rief Würstlmayer und schlug wiederholt auf den Tisch, während ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten: „Zuerst gespießt, dann erwürgt,

dann gehängt, dann geköpft, verbrannt und zu guter Letzt in die Donau!"

„Holla, ho!" — jauchzte Mozart — „Stephani, Bretzner Papier und Bleistift, schreibt, schreibt, ich bitt' euch, das giebt eine gottvolle Arie für unseren Osmin. Schreibt: „Erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt auf heißen Stangen, dann verbrannt und dann gebunden und zuletzt getaucht, geschunden."

Und Mozart — sprang auf, stellte sich Würstlmayer mit vorgebogenem Leibe gegenüber, wie eine Hyäne, die auf ihre Beute schießen will, riß die Augen weit auf, wie sein Gegenmann, bewegte die Augen, als ob er ihm in der vollsten Wuth den Hals zuschnüren wollte und sang mit wundervoller Wahrheit komischen Zornes:

„Erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt auf heißen Stangen, dann verbrannt und dann gebunden, und zuletzt getaucht, geschunden, geschunden, geschunden!"

Bretzner und Stephani jauchzten und riefen begeistert: „Bravo, Bravo!"

Traudel stand erschrocken, denn sie glaubte, Herr Mozart wolle jetzt auch Ernst machen. Der Wirth aber, der, als Böhme ein großer Musikfreund war und darum Mozart — trotz seiner Eifersucht — doch im Ganzen gern hatte, auch durch Wolfgangs vortreffliche Nachahmung seiner Wuth, zu der Einsicht gekommen war, daß er sich lächerlich mache — ergriff den klügsten Theil, schnitt eine fürchterliche Grimasse und lachte mit.

Das Auffliegen eines Champagnerpfropfens und vier

volle, schäumende Gläser besiegelten den Frieden, den Würstlmayer um so leichter mit Mozart schloß, als dieser ihm jetzt erklärte, daß jener Kuß ja nur ein Scherz gewesen und er selbst Bräutigam sei. Würstlmayer mußte mit frühstücken, Traudel bedienen und so kam man bald in eine unübertreffliche Laune. Man ging dabei den Text durch, änderte hier, strich da, und als die vierte Flasche Champagner zur Neige ging, riß Mozart dem Freunde Stephani das Textbuch aus der Hand und rief:

„Donnerwetter, jetzt bin ich in der Laune, das Sauf-Duett zu componiren. Der sauertöpfiche Osmin und der schlaue Pedrillo, jetzt Freunde, sitzen nach türkischer Art am Boden. Sie schlürfen den Wohlgeruch des Göttertrankes — der Alte zögert, ob Allah es sehen dürfe, — aber — jetzt stürzt er den Wein hinunter — holla, das schmeckt — noch eins — noch eins — und... und....

Und Mozart sang, sein Champagnerglas hoch schwingend:

„Vivat Bachus, Bachus lebe, Bachus war ein braver Mann!“

Aber freilich nur in seinen Ohren tönte dabei die Janitscharen-Musik so lustig, hinreißend und betäubend, wie sie dies Duett charakterisirt.

Die Schlange.

Welche Zeit glücklichen Schaffens lag nun vor Mozart! Waren auch bei jenem heiteren Frühstück in seinem genialen Kopfe einige köstliche musikalische Gedanken, wie die Perlen des dabei fließenden Champagners, aufgetaucht, die Hauptarbeit war für Mozart viel zu wichtig, als daß er sie, wie spielend, in einem fortwährenden genialen Freudenrausche hingeworfen hätte. Im Gegentheile, Mozart ging jetzt mit jenem heiligen Ernste an die Arbeit, der der Aufgabe entsprach, einer nationalen Richtung in der Musik Bahn zu brechen. Mozart schrieb für sein liebes deutsches Vaterland, — und der Gedanke, Deutschlands Ehre in musikalischer Beziehung — Italien gegenüber — zu retten, begeisterte ihn; aber indem er schrieb, und in Belmonte sich und in Constanze seine Constanze sah, führte die

innigste Liebe seine Feder, erfüllte die heißeste Sehnsucht, durch diese Tonschöpfung die Geliebte zu gewinnen, sein Herz. Mußte da nicht etwas Herrliches zu Stande kommen? und stand nicht auf der tüchtigen Lösung der vorliegenden Aufgabe Alles? Auf der einen Seite die Gunst Kaiser Joseph II. und durch diese hoffentlich eine, den Talenten des jungen Maestro's entsprechende, die Zukunft sichernde Anstellung? — auf der anderen Seite aber die Ueberwindung der Hindernisse, die sein Vater und Constanzens Mutter seiner Liebe entgegensetzten? Und so erfaßte Mozart die Sache denn mit der ganzen Energie, die ihm eigen war, wenn er etwas Großes schuf. Gerade jetzt sahen ihn, außer Bretzner und Stephani, — die er bei der weiteren Bearbeitung des Buches prächtig zu leiten wußte, — die Freunde sehr wenig. Fast nur mit van Swieten, der Baronesse Waldstetten und der Weber'schen Familie kam er noch zusammen und wenn er Abends an Constanzens Seite der reinsten Liebe heilige Gluth genährt, brachte er die Nächte in glücklichem Schaffen zu.

Sagen uns dies nicht noch heute die Schöpfungen jener stillen nächtlichen Stunden?

„Constanze, dich wieder zu sehen!“ wie hätte Mozart dieser Arie Belmontes einen solchen Zauber einhauchen können, wenn dies: „Constanze, dich wieder zu sehen!“ nicht seine ganze Seele in Wahrheit erfüllt hätte. Drückt hier nicht der, durch kurze Einschiebesätze unterbrochene Vocalgesang das Schlagen eines Herzens

aus, das, von Hoffnung und Zweifel bewegt, ausruft: „O wie ängstlich, o wie feurig schlägt mein liebevolles Herz!“ Und wie wundervoll wählte der große Meister für die Hoffnung das Majore, und das Minore für das Bangen. Belmonte fühlt sich gedrückt, eine schwere Dissonanz und ängstliche Figuren in Zweiunddreißigstel verrathen, wie beklemmt er ist.

Wenn er glaubt, einen Seufzer oder ein leichtes Geräusch zu hören, das er für die Schritte seiner Geliebten hält, so täuscht ihn die Instrumentalmusik durch betrügerisches Geflüster und murmelt gleich dem Espenlaube. Mozart läßt uns in dieser göttlichen Arie Tropfen für Tropfen das Entzücken empfinden, welches sein Herz am Vorabende seines Glückes erfüllte. Er erwartete; liegt darin nicht die ganze Leidenschaft der Liebe? Er verlangt Constanze von der ganzen Natur; und die Natur, die den Liebenden nur immer ein Bild zurückwirft und ihnen nur einen Namen zulispelt, antwortete ihm, wie die Oboe dem Rufe Belmontes, mit: Constanze! Constanze!

Wie innig mußte der Mann lieben, der diese beiden Sätze des Recitativ schreiben konnte! *)

Ach wenn nur nicht immer in dieser armen Welt der Liebe der Haß, dem Verdienste der Neid, der Freude das Unglück an der Seite stünde. Was Constanze, von Duschek aufmerksam gemacht, dem Geliebten über seine Feinde

*) Oulibicheff. „Die Entführung aus dem Serail.“ II. Thl. Seite 443.

gesagt, war nur allzuwahr. Sie konnten dem „Künstler" und „Componisten" Mozart nicht beikommen, sie suchten also dem „Menschen" Mozart wie und wo sie es vermochten den Boden unter den Füßen hinwegzuziehen. Die Schlange der Verläumdung kroch leise und vorsichtig im Staube; aber sie fand ihren Weg zu den Ohren des Volkes, zu dem Herzen der Mutter Constanzens, sogar nach Salzburg, in die bescheidene Wohnung des alten Vaters, ja selbst bis zu den Stufen des Thrones. — —

„Ich kann es nicht glauben!" — sagte Kaiser Joseph jetzt, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt mit großen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und abging, und nur von Zeit zu Zeit vor einem sehr fein und sorgfältig gekleideten Manne stehen blieb, der in höchst devoter Stellung eine Ecke des Zimmers einnahm. — „Ich kann es nicht glauben, Salieri!"

„Nun, Majestät," — entgegnete der erste Capellmeister des kaiserlichen Hofes — „das freut mich unendlich; denn Mozart ist mein Freund, — ich bewundere ihn aufrichtig und nichts könnte mich mehr schmerzen, als wenn er sich selbst durch sein Leben in den Augen eurer Majestät herabsetzte."

„Und er soll beständig in den Wirthshäusern herumfahren?" — frug der Kaiser weiter.

Salieri schob, wie bedauernd, den Kopf zwischen die Achseln, und versetzte fast lispelnd — : „So sagt man wenigstens allgemein!"

„Und die Nächte?“ — fuhr der Kaiser gereizt fort. Salieri machte abermals eine verlegene Miene.

„Ich will Antwort haben!“ — rief Joseph. Aber der Hofcapellmeister schien noch immer mit der Sprache nicht herausrücken zu wollen. — „Nun?“ — wiederholte Joseph mit einem durchdringenden und gebieterischen Blicke.

„Majestät!“ — sagte Salieri — „es giebt für einen Ehrenmann nichts peinlicheres, als gegen einen Collegen sprechen zu müssen. Jede ungünstige Aeußerung trägt dann den Schein des Neides und ist entwürdigend für den Ankläger. Daß ich hier kein Ankläger bin, wissen Majestät.“

„Freilich! ich selbst habe Sie rufen lassen, um aus Ihrem Munde zu erfahren, was an den ungünstigen Gerüchten ist, die über Mozart circuliren. Sie sind, wie ich weiß, sein aufrichtiger Freund; ich darf also auch von Ihnen Wahrheit, ja Schonung erwarten; und die möchte ich, so weit es möglich ist. Außerdem stehen Sie, als Glucks erster Schüler, als ausgezeichneter und allgemein anerkannter Musiker und Componist, so wie als kaiserlicher Hof-Capellmeister so ehrenhaft und fest in der Welt, daß kleinlicher Neid einen Salieri nicht leiten kann. Habe ich auch Mozart, — dessen herrliches Talent ich wirklich schätze — beauftragt, eine neue Oper für das zu errichtende deutsche Theater zu schreiben, so hat dies nicht den mindesten Einfluß auf Sie. Sie bleiben, was Sie sind, und in dem großen Wien kann ganz gut neben der italienischen auch eine deutsche Oper bestehen. Sie sehen also, ich

bin weit davon entfernt, eine nachtheilige Aeußerung über Ihren Collegen bei Ihnen falsch zu beurtheilen, nur Wahrheit will ich, da ich mich für den jungen Mozart interessire. Sagen Sie mir also; ist er wirklich ein Verschwender?"

„Majestät befehlen," — seufzte Salieri — „so muß ich wohl gehorchen, so schwer es mir fällt."

„Nun?"

„Ja, er soll in der That ein Verschwender sein und bis über den Kopf in Schulden stecken."

Der Kaiser blieb stehen und obgleich der Hof-Capellmeister den Kopf gesenkt hatte, als ob ihn dies Bekenntniß schmerze und niederdrücke, gewahrte er doch vermöge eines von unten aufschielenden Blickes, daß, namentlich die letzte Bemerkung auf den sehr ordnungsliebenden und sparsamen Herrscher den erwarteten Eindruck gemacht hatte. Eine dunkle Wolke lagerte auf seiner Stirne.

„Verschwendung" — sagte er dann, und die Falten auf seiner Stirne wurden immer finsterer, — „es ist ein böses Laster. Sie entspringt aus einer sinnlichen Beschränktheit auf die Gegenwart, gegen welche die noch in bloßen Gedanken bestehende Zukunft keine Macht erlangen kann, und beruht auf dem Wahne einer ungebildeten und übertriebenen Schätzung sinnlicher Genüsse. Daher sind künftiger Mangel und Elend der Preis, um welche der Verschwender diese leeren flüchtigen und imaginären Genüsse erkauft. Aber deßhalb muß man ihn auch fliehen, wie einen Verpesteten, und, nachdem man sein Laster ent-

deckt hat, bei Zeiten mit ihm brechen: damit man nicht, wenn späterhin die Folgen eintreten, sie mit zu tragen hat."

Joseph II. war bei diesen sehr determinirt ausgesprochenen Worten wieder in großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen. Als er jetzt schwieg, hub Salieri fast bittend an:

„Darf ich Majestät um eine Gnade ersuchen?"

„Und die bestünde?"

„In einiger Nachsicht mit meinem Freunde. Er ist ein junger Mann, — genial, wie man zu sagen pflegt ...."

„St! Salieri!" — fiel hier Joseph ein — „die alte Entschuldigung oder vielmehr Verwechselung. Man kann genial sein, und doch kein Verschwender!"

„Aber Jugend, hat keine Tugend."

„Mozart ist nicht mehr so jung, um nicht verständig sein zu können!" — fuhr der Kaiser fort. — „Er kann wissen, daß Sparsamkeit den Ueberfluß in ihrem Gefolge hat. Geht sie doch von dem richtigen Grundsatze aus, daß alle sinnlichen Genüsse blos negativ wirken und daher eine aus ihnen zusammengesetzte Glückseligkeit eine Chimäre ist; daß hingegen Unglück, Sorgen und Schmerzen positiv und sehr real sind. Daher versagt sich der Vernünftige jene, um sich vor diesen desto besser zu sichern."

„Freilich" — versetzte Salieri mit bedenklicher Miene — „wer kann denn sagen, was einem begegnet, und hat man dann keine Vorsorge getroffen, fällt man dem Staate zur Last."

„Und der hat der Verschwender und Taugenichtse nur zu viele zu füttern!“ — sagte bitter der Kaiser.

Ein feines triumphirendes Lächeln spielte bei diesen Worten um Salieris Mund. Der Kaiser bemerkte es nicht, da er in seinem Gange dem Capellmeister gerade den Rücken zukehrte; aber es wich in demselben Augenblicke wieder einer besorglichen Miene, in dem Joseph sich umdrehte.

„Ja!“—wiederholte der Herrscher—„wer kann sagen, wo die Vorsorge gegen Unfälle anfängt übertrieben zu werden?“

„Nur der“ — entgegnete Salieri — „welcher wüßte, wo die Tücke des Schicksals ihr Ende erreicht.“

„Und sogar“ — fuhr der Kaiser fort — „wenn die finanzielle Vorsorge übertrieben wäre, würde dies nur nützen. Wird der Sparsame die Schätze, die er aufhäuft, nicht nöthig haben, nun, so kommen sie einst Anderen zu Gute. Doch!“ — rief hier der Kaiser aus, indem er plötzlich vor Salieri stehen blieb, — „verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will damit den Geiz nicht entschuldigen. Er ist ein ebenso großes Laster, wie die Verschwendung. Wenn physische Genüsse den Menschen von der rechten Bahn ableiten, so trägt meistens seine sinnliche Natur die Schuld. Er wird eben von seinen leicht erregbaren Nerven hingerissen, vom Eindruck der Gegenwart überwältigt, wie dies wohl auch bei Mozart der Fall ist. Hingegen wenn der Mensch durch Körperschwäche oder Alter dahin gekommen ist, daß die Laster, die er nie verlassen konnte, endlich ihn

verlassen, indem seine Fähigkeit zu sinnlichen Genüssen erstorben ist; da überlebt die geistige Gier oft die fleischliche. Dann wird das Geld der dürre Stamm, an welchen er sich klammert, Alle seine Leidenschaften concentriren sich in der Liebe zum Mammon. Aus der flüchtigen, sinnlichen Begierde ist überlegte und berechnende Gier nach Geld geworden. Es ist die hartnäckige gleichsam sich selbst überlebende Liebe zu den Genüssen der Welt, die sublimirte und vergeistigte Fleischeslust, der abstrakte Brennpunkt, in den alle Genüsse zusammen geflossen sind. Nein, nein! ich mag nicht die Verschwendung, aber ebenso wenig den Geiz. Der rechte Weg liegt in der Mitte, und nur Derjenige, der diesen festhält, kann mir und dem Staate dienen!"

Eine Pause trat ein, in welcher Joseph II. abermals auf und abging. Salieri berührten nur die letzten Worte; sie waren ihm genug, seine Maßregeln darnach zu nehmen. Er war daher auch froh, als der Kaiser ihn jetzt entließ.

„Ich danke Ihnen" — sagte dieser dabei dem Hof-Capellmeister — „für Ihre Aufrichtigkeit. Was wir gesprochen, bleibt unter uns. Uebrigens will ich denn doch noch immer das Beste von Mozart denken. Die Welt übertreibt und die Jugend ist unbedacht. Können Sie aber, als Freund, auf ihn günstig einwirken, so thun Sie es. Weiß Gott! ich würde diesem hervorleuchtenden Talente und wirklich liebenswürdigen Menschen mein Wohlwollen sehr ungern entziehen, und doch müßte und würde dies geschehen, wenn ich nicht bald Besseres von ihm hören sollte. Sagen Sie ihm das und leben Sie wohl!"

Und mit diesen Worten neigte der Kaiser leise das Haupt und Salieri zog sich zurück.

Geschmeidig wie ein Aal, mit dem verbindlichen Lächeln eines Hofmannes um die Lippen, und nach allen Seiten devot grüßend, schlüpfte der Hof-Capellmeister nun durch die Vorzimmer, an den Ministern, Hofräthen und besternten Herrn vorüber, die hier der Stunde eines Conseil harrten. Sobald er aber diese höchste Sphäre hinter sich hatte, veränderte sich augenblicklich der ganze Mann. Der bis dahin geneigte Kopf erhob sich jetzt kühn, die gebogene Figur richtete sich hoch und strack empor, das verbindliche Lächeln verwandelte sich in einen stolzen Ernst, und die schwarzen feurigen Augen des Italieners funkelten triumphirend, während sich das Haupt nur hie und da herablassend ein wenig neigte, wenn ein Lakai, ein Beamter oder sonst ein gewöhnlicher Mensch ehrfurchtsvoll grüßend an ihm vorbeiging. Als Salieri aber die Straße erreicht, rieb er sich vergnügt die Hände und rief:

„Victoria! die Sache geht prächtig! Des Kaisers Vertrauen wankt; er, der nichts mehr haßt als Verschwendung, ist durch meine klugen Vorkehrungen von der leichtfertigen Lebensweise des verhaßten Todfeindes durch Andere unterrichtet; — ich, von ihm zu Rathe gezogen, habe ganz fein und diplomatisch, unter dem Scheine freundschaftlicher Besorgniß, die Aussagen zu entkräften gesucht, indem ich sie gerade bestätigte, und bin gut dafür, daß der, aller Klugheit fremde Thor in seiner genialen Unschuld und seinem ächt deutschen geraden Wesen, dafür sorgt, daß

seine Majestät auf keinen anderen Gedanken kommt. Was aber das Schönste ist" — fuhr Salieri vergnügt fort — „der Kaiser zeichnet mir meine Rolle vor. Ich soll auf ihn einwirken! Nun ja, das erhält mir den Schein inniger Freundschaft, und hält ihn doch nicht ab in sein Verderben zu rennen, und verderben muß er, sonst sind wir Italiener verloren und um die Herrschaft gebracht!"

Und Salieri setzte — in tiefe Gedanken verloren — seinen Weg rasch fort. Wunderliche Gedanken gingen ihm im Kopfe herum. Sie mußten ernst, sehr ernst sein; denn oft zogen sich seine Augenbrauen so finster zusammen, funkelten seine Augen in solch' unheimlichem Lichte, daß ein feiner Beobachter sogleich erkannt hätte, daß der erbittertste Haß unter dieser Stirne arbeite.

Jetzt war das Haus erreicht, in dem Mozart wohnte. Der Capellmeister stieg die Treppen hinauf.... aber er blieb lauschend vor der Zimmerthüre des jungen Künstlers stehen. Mozart sprach — — er sprach mit sich selbst! — jetzt spielte und sang er eine Melodie....

„Herrlich! herrlich!" — flüsterte Salieri mit finsterer Stirne — „das muß gefallen — muß hinreißen .... und ..... uns verderben!"

Er lauschte weiter: „A-dur!" — sagte er dann leise — „Andante $^6/_8$tel ..... prächtige Melodie!"

Die Musik unterbrach sich. Man hörte deutlich, wie Mozart einen Pack Noten neben hinwarf und einen anderen suchte. „So" — sagte jetzt die Stimme im Zimmer

— noch einmal Belmonte's Arie ..... ich denke sie soll der im ersten Acte nicht nachstehen. Und er spielte und sang: „Ich baue ganz auf deine Stärke!“

Es war eine glänzende Musik! — — Wie viel Leidenschaft und Glück sprachen sich in diesem Gesange aus, von dem alle Sätze zur Seele Salieri's drangen und deren verschiedenartige gewaltige Eindrücke sich gar wunderlich in den Zügen des Lauschenden wiederspiegelten. Jetzt strahlte das Auge des Musikers, in dessen Ohr die zauberhafte Melodie einen unauslöschlichen Eindruck machte, und der durch die siegende Allgewalt der Töne selbst seinen tödtlichen Haß auf Augenblicke vergessen hatte, in Staunen und Entzücken. Aber wie ein Blitz zuckte dann der Haß wieder auf, die geballte Faust des Italieners machte eine wunderliche Bewegung, — fast als ob sie einen Dolch führe. Er schlug auf die Thürklinge und trat ein.

„Ha!“ — rief Mozart heiter und mit strahlendem Auge — „Salieri! Das ist schön, lieber Capellmeister, daß Sie kommen, und mich armen Gefangenen auch einmal besuchen; denn Sie sehen, die edle Musika hat mir Hände und Füße gebunden!“

Und mit diesen Worten war Mozart von seinem Instrumente aufgesprungen und Salieri mit der aufrichtigsten Herzlichkeit entgegen geeilt.

Salieri aber blieb an vertraulicher Freundlichkeit nicht zurück. Er drückte die dargereichten Hände auf das Innigste und sagte:

„Mein Herz, lieber Mozart, hat mich zu Ihnen ge-

zogen; ich hörte von ihrem angestrengten Arbeiten, und da ich, wie Sie wissen, den innigsten Antheil an Ihnen nehme, komme ich, Sie zu zanken und zu schelten."

„Und warum?" — frug jener heiter.

„Weil Sie wieder die Nächte durchschreiben."

„Wer kann dem Geiste gebieten? Lieber, vortrefflicher Salieri, Sie, der Sie so groß als Musiker dastehen, haben Sie jemals, wenn die Begeisterung Sie erfaßte, nach der Uhr gesehen?"

„Nein, gewiß nicht! Aber man muß doch seine Kräfte nicht überschätzen."

„Welche Kraft zum Schaffen der Mensch in sich trägt, weiß er gar nicht, bis ein Anlaß sie in Thätigkeit setzt. Es ist wie bei dem Wasser eines Teiches. Wer sieht es der stillen Spiegelfläche an, mit welchem Toben und Brausen ihre Wasser über die Felsen des Gebirges sprangen, oder wie hoch sie sich im glänzenden Strahle des Springbrunnen zu erheben fähig ist?"

Salieri lächelte.

„Nun" — rief Mozart — „warum lächeln Sie?"

„Weil Sie sich mit der Spiegelfläche eines ruhigen See's vergleichen! Das Bild eines schäumend dahinbrausenden Waldbaches wäre doch wohl treffender."

„Nun ja," — meinte Mozart — „wie es eben kommt! Jetzt bin ich seit Wochen zu Hause und schaffe wie ein Riese. Die Oper ist nahe vollendet."

„Ich freue mich unaussprechlich darauf!" — rief Sa-

lieri mit angenommener Begeisterung — „sie wird wundervoll!“

„Wie können Sie das wissen?“

„Haben Sie mir nicht daraus vorgespielt und vorgesungen?“

„Ich? — wann?“

„Eben.“

„Ich verstehe sie nicht!“

„Nun denn,“ — versetzte der Hof-Capellmeister lächelnd — „als ich eben kam, sangen Sie eine entzückende Arie. Gestehe ich es nur, ich war von ihrer Schönheit so hingerissen, daß ich.... ein wenig lauschte.“

„Und sie gefiel Ihnen?“

„Sie ist ein Meisterwerk!“

Mozart's Züge erstrahlten in Freude:

„Ich danke Ihnen für dieses Urtheil!“ — sagte er dann zu Salieri, indem er ihm die Hand drückte. — „Sie sind ein Mann, den ich schätze und liebe, und — ich sage es Ihnen offen — einer der Wenigen, auf deren Urtheil ich etwas gebe.“

„Sie dürfen dies auch,“ — versetzte dieser — „da Sie recht gut wissen, daß Sie keinen wärmeren Freund und keinen aufrichtigeren Verehrer als mich haben. Wenn Sie aber, wie Sie eben sagten, etwas auf mein Urtheil geben, so nehmen Sie gewiß auch meinen wohlgemeinten Rath freundlich auf.“

„Gewiß!“

„Nun.....“

„Was drückt Sie?“

„Es ist eine difficile Sache.“

„Nur heraus damit, lieber Salieri; ich liebe Offenheit und Geradheit.“

„Nun denn“ — sagte der Hof Capellmeister und warf Mozart einen fast zärtlichen Blick zu. — „Ich komme vom Kaiser.“

„Ich sehe es an dem Hofkleide; hat er Ihnen vielleicht einen Auftrag für mich gegeben?“

„Ja!“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Majestät befahl mir, Sie im tiefsten Vertrauen zu warnen.“

„Vor was?“

„Vor den Verläumdungen Ihrer Feinde, die Sie der Majestät als einen leichtsinnigen Verschwender dargestellt haben.“

„Erbärmlich!“ — rief Mozart und eine tiefe Indignation gab sich in Ton und Mienen kund. — „So ist es also doch wahr, was man mir schon von anderer Seite sagte.“

„Und was sagte man?“ — frug Salieri mit kaum vorborgenem Schreck.

„Nun, daß meine Feinde, da sie mir als Musiker nicht beikommen können, so elend sind, meinen guten Namen zu untergraben.“

„Und kennen Sie diese erbärmlichen Seelen?“

„Wie sollte ich sie kennen? Wer sich zu solchen Niederträchtigkeiten hergiebt, hüllt sich in Nacht und Dunkel.“

„So rechnen Sie auf mich!“ — rief Salieri mit dem Ausdruck innigster Theilnahme und reichte Mozart wie zum Pfande die Hand, die dieser auch treuherzig nahm und drückte. — „Ich werde suchen, die Elenden aufzufinden und zu entschleiern. Auch können Sie sich darauf verlassen, daß ich überall für Sie — meinen lieben und hochgeschätzten Freund — einstehen und Sie vertheidigen werde, wie ich dies heute bei seiner Majestät that.“

„Und glaubte der Kaiser an die alberne Lüge?“

„Er war wenigstens dazu angeregt. Da er nun wußte, wie Sie, der aufgehende Stern eines neuen Tages, mir an das Herz gewachsen sind, ließ er mich kommen, um von mir zu erfahren, was an den Gerüchten Wahres sei. Jetzt ist er wieder versöhnt und gab mir nur den Wink: Sie zur Vorsicht zu mahnen und vor Ihren Feinden zu warnen.“

Mozart war wieder ruhig geworden.

„Sie sind ein edler Mensch!“ — sagte er jetzt zu Salieri. — „Nehmen Sie meinen Dank für so viel Liebe. Um die elenden Verläumder aber kümmere ich mich den Teufel. Ich schaffe mit Freuden, ja mit Seligkeit, und — ohne zu prahlen, darf ich es sagen — es wird etwas Schönes und Großes werden. Wenn ich dann aber mich unter Freunden erholen will, so soll mich ganz Wien daran nicht hindern.“

„Und kann denn außerdem das Genie sich in die Fesseln der Alltäglichkeit zwängen?!“ — rief Salieri, und es lag etwas wahrhaft satanisches in dem Blick seines dunkelen Auges.

„Ich wenigstens werde es nicht!“ — rief Mozart. — „Ich kann es auch nicht, denn es ist gegen meine Natur. Schaffen, wirken .... aber auch leben. Frisch und fröhlich muß der Becher des Lebens schäumen, damit auch der Geist frisch und thatkräftig bleibt. Das ist aber dann noch lange nicht Verschwendung und Leichtsinn, sondern jener glückliche leichte Sinn, der den Genius mit rosigen Flügeln über die dumpfe Scholle erhebt.“

„So recht!“ — sagte Salieri. — „So lieb' ich meinen Freund Mozart. Man muß sich von Dummköpfen und Tröpfen nicht beirren lassen. Nur etwas Vorsicht empfehle ich, sie kann nie schaden. A propos! wie sieht es mit dem „Würstl“ aus, ich habe sie lange nicht dort gesehen.“

„Ich wollte nicht gern von der Arbeit gehen.“

„Und die arme Traudel sehnt sich bald zu Tode!“

„Narrenspossen!“

„Und soll das Eulenleben und Nachtarbeiten noch weiter gehen?“

„Nun“ — rief Mozart lachend — „vielleicht komme ich heute Abend.“

„Ich halte Sie beim Wort!“ — entgegnete der Hof-Capellmeister — „aber nun muß ich gehen. Ich habe Probe.“

Und er drückte Mozart noch einmal die Hand und verabschiedete sich.

„Eine treue Seele!“ — sagte Mozart. — „Zwar ein Italiener, aber eine gute Haut.“

Joseph Haydn.

Als Salieri die Treppe hinunter war, hatte Mozart schon die unangenehme Nachricht vergessen, die jener gebracht. Ein neuer musikalischer Gedanke schwebte vor seiner Seele, und so setzte er sich sofort wieder hin und schrieb und componirte auf's Neue. Eine Stunde nach der andern verging, er sah nicht von der Arbeit auf, er wußte nichts mehr von Zeit und Raum. Es schlug zwölf Uhr ..... Mozart hörte es nicht, er — componirte! Es schlug ein Uhr, Mozart hatte keine Ahnung, daß es längst Zeit zum Mittagessen sei, er — componirte. Endlich, als es auf vier Uhr ging, ward es ihm doch schwach. Er hielt erstaunt inne, und jetzt erst fühlte er, daß ihn ein gewaltiger Hunger quäle. Aber noch ein Schlußsatz war auszuführen, und so verging noch eine halbe Stunde, bis er die Feder niederlegte.

„So!“ — sagte Amadeus dabei mit innerer Genugthuung und Zufriedenheit, indem er aufstand und mit der Hand über die Stirne fuhr, die ihn von der Anstrengung schmerzte, — „das wäre für heute genug. Ich war fleißig, und — wie ich denke — glücklich. Aber jetzt auch kein Gedanke mehr an die Arbeit — jetzt geschehe dem Körper sein Recht, ich habe einen so verzweifelten Hunger, daß es mir ganz schlecht ist.“

Und er machte Anstalt, sich zum Ausgehen anzukleiden. Plötzlich indessen hielt er inne: die Thurmuhr schlug; er zählte: eins, zwei, drei, vier!

„Alle Wetter!“ — rief er dann — „ist's möglich? Vier Uhr? Da ist's freilich kein Wunder, wenn's mir im Magen knurrt. Aber wohin jetzt? In's „Würstl“ ist's noch zu früh, da kommen die Freunde den Abend erst, und sonst? ....“

Mozart überlegte einen Augenblick, dann war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach dem Wandschrank, der seine Vorrathskammer vorstellte, und hielt Revision. Aber er mußte selbst über seine Junggesellenwirthschaft lachen. Etwas Brod und eine halbe Wurst bildeten den ganzen Inhalt des Schrankes; einige leere Flaschen ausgenommen, die ihn aber ebenso trübe anblickten, als er sie.

„Schlimme Aussichten!“ — sagte er dann, das Wenige hervornehmend und auf den Tisch stellend, auf dem vor lauter Notenblättern kein Plätzchen mehr frei war. — „Bei Gott! ich muß heirathen, sonst kommt nie Ordnung in mein Leben.“

Und mit dieser Erneuerung seines Entschlusses sich niedersetzend, fing er an, das Wenige, was er vorgefunden zu verzehren. Aber während des Essens fielen seine Blicke, wie ganz natürlich, auf die rings um ihn herumliegenden Noten. Kauend brummt er jetzt die angeschaute Melodie. Dann hält er plötzlich inne: — die Augen blitzen — eine neue Melodie schwebt ihm vor, — sinnend und Alles um sich her vergessend legt er sein Brod nieder und — — die Feder ergreifend — fängt das Schreiben von Neuem an.

Wie das geht! — wie die Noten auf das Papier regnen, — wie die Feder fliegt, — die Augen leuchten, die Winkel des Mundes zucken; — wie die Stirne, von Begeisterung strahlend, sich bald in ernste Falten legt, bald in freudiger Erregung sich aufheitert. Da wirft er zum zweitenmale die Feder weg und springt mit einem „Victoria!“ auf: Das himmlische: „Mit dem Geliebten sterben“ — liegt vollendet vor ihm.

Aber jetzt war Wolfgang auch so erschöpft, daß er wirklich der Erholung bedurfte. Rasch — als fürchte er, der Componir-Dämon erfasse ihn noch einmal — schlüpfte er in seinen Rock, nahm den ziemlich abgetragenen Hut, der eben nicht von den besten Finanzen Kunde gab und eilte von dannen. Wohin wußte er vor der Hand selbst nicht, bis ihm zufällig einfiel, daß er Freund Haydn lange nicht gesehen. Dahin also richtete er jetzt seine Schritte. Ach! er wußte nicht, welche trübe Wolke eben wieder den Lebenshimmel dieses vielgeprüften Mannes verdunkelte.

Joseph Haydn, der fürstlich esterhazy'sche Capell-

meister, saß um jene Zeit in seinem höchst einfachen und schlicht eingerichteten Zimmer in trüber Stimmung vor seinem Arbeitstische. Ein Schreiben des Fürsten, das soeben der von Erregung zitternden Hand entfallen war, lag eröffnet vor ihm.

Es mußte bösen Inhalts sein, denn Thränen glänzten in des Mannes Augen, und während sich über seine milden Züge ein tiefer Kummer gelagert, hatten sich die Hände wie zum Gebete gefaltet.

Aber der Brief des Fürsten Esterhazy kündete Joseph Haydn auch einen schweren Schlag. Der Brief lautete:

Lieber Capellmeister!

Wenn es mir jemals schwer geworden ist, die Feder zu ergreifen, um Jemanden etwas Unangenehmes mitzutheilen, so ist dies heute und bei diesen Zeilen der Fall.

Sie selbst wissen, wie sehr ich Sie schätze, wie aufrichtig ich die großen Verdienste anerkenne, die Sie sich seit vielen Jahren in meinen Diensten als Dirigent meiner Capelle erworben haben. Es ist natürlich, daß Ihnen gerade dadurch diese Stelle doppelt lieb geworden ist, und dennoch sehe ich mich genöthigt, Ihnen dieselbe zu rauben. Wichtige und in mein Familienleben tief eingreifende Verhältnisse zwingen mich nämlich, meine ganze Capelle demnächst zu entlassen. In vier Wochen haben wir das letzte große Concert in meinem Palais. Es versteht sich von selbst, mein lieber Haydn, daß Sie Ihren Gehalt ungeschmälert weiter

beziehen, bis sich für Sie eine andere passende Stellung gefunden hat, auch werde ich Sie stets als einen Freund des Hauses mit Freuden in meinen Salons sehen.

Rechnen Sie vorkommenden Falls auf die Verwendung meines Einflusses und bleibe ich Ihr

wohl affectionirter

Esterhazy.

In so wohlwollenden Ausdrücken nun auch dies Schreiben abgefaßt war, so sehr es mit wahrhaft fürstlicher Munificence Haydns Existenz sicherte, — es mußte diesen, der nun schon über zwanzig Jahre der fürstlichen Capelle vorgestanden und sie zu einer der ersten der Welt herausgebildet hatte, dennoch wie ein Dolchstoß treffen. War er doch durch diese lange Thätigkeit mit seiner Stelle und ihren Functionen wie verwachsen. Für sie hatte er so viel geschrieben, durch sie seine Compositionen so herrlich ausgeführt. Die Capelle, die er dirigirte, war bis dahin der Stolz des Fürsten, der Stolz Wiens, sein Stolz gewesen. Er lebte und webte nur in ihr .... und nun sollte diese Capelle sich auflösen .... diese schöne Wirksamkeit ihr Ende finden!

Freilich kam dieses Ereigniß nicht unerwartet. Die großen Kosten, die sie verursachte, hatten — bei dem allgemein seit Joseph II. Regierungsantritt in Folge der Nacheiferung platzgreifenden Sparsysteme — schon öfters den Fürsten mit Haydn von ihrer Auflösung sprechen lassen, aber immer war es dann der Beredsamkeit des Capell=

meisters gelungen, den edeln und zu einer nobeln Freigebigkeit stets bereiten Fürsten wieder auf andere Gedanken zu bringen. Was Esterhazy in seinem Briefe von „tief eingreifenden Familienverhältnissen" sagte, war, wie Haydn recht gut wußte, nicht so wichtig. Denn hatten den Fürsten auch, durch ungeheure Verschwendungen nächster Familienglieder, enorme Verluste getroffen, so war sein Vermögen doch so kolossal, daß diese Ausfälle leicht verschmerzt werden konnten. Aber Kaiser Joseph schränkte seinen eigenen und den Staatshaushalt so bedeutend ein, und sah so sehr darauf, daß auch der hohe Adel diesem Beispiel folge! — Was war da zu thun? — Fürst Esterhazy wollte seinem Herrn und Kaiser keine Veranlassung zum Mißfallen geben, und so beschloß er denn nach langen Kämpfen mit seinem Ehrgeize, aber auch mit seiner aufrichtigen Liebe und Verehrung für die Musik, was wir bereits wissen.

Haydn war dadurch im Tiefsten erschüttert; nicht als ob er für sein ferneres Fortkommen auch nur eine Minute gebangt hätte; — dies war ja gesichert durch das Wohlwollen des Fürsten und noch weit mehr durch Haydn's großes Talent; . . . . aber es kam ihm, aus den schon oben angeführten Gründen, im Augenblicke vor, als sei mit der Auflösung seiner, ihm an's Herz gewachsenen Capelle, alles Lebensglück dahin.

Bald aber ward Haydn's gottergebenes Gemüth Herr der inneren Erregung. Hatte er sich doch in seinem prüfungsreichen Leben gewöhnt, mit stiller Demuth die Fügungen des Himmels hinzunehmen, und gar viele dieser

Prüfungen — dies erinnerte er sich auch jetzt mit kindlichem Danke — waren ja zu seinem Glücke umgeschlagen. Warum sollte dies nicht auch in seiner gegenwärtigen Lage der Fall sein können?

Und hatte er dieser Denkungsweise nicht die stille Heiterkeit und Kindlichkeit des Gemüthes zu verdanken, die ihn beglückte, und — nebst seinen Werken charakterisirte?

„Der Ausdruck eines kindlichen heiteren Gemüthes“— sagt Hoffmann in seinen köstlichen Phantasiestücken — „herrscht ja überall in Haydn's Compositionen. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein unabsehbares Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Tänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Das ist ein Leben voll Liebe, voll stiller Seligkeit, in ewiger Jugend. Kein schriller Ton eines herben Leidens, kein derber Schmerz, nur ein süßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanze des Abendrothes daherschwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet! Und — so lange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das ewige Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen!“

So hatte Haydn sich denn auch jetzt wiedergefunden. Der Schmerz brannte tief in seinem Herzen; aber mit den Worten: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit! war er ruhig geworden und wollte eben mit stiller Resignation den Brief seines fürstlichen Herrn beantworten, als Mozart eintrat.

Der junge Mann erkannte bald, trotz der herzlichen und freundlichen Aufnahme von Seiten des ältern Freundes, daß diesen etwas schmerzlich getroffen haben müsse, und Haydn nahm keinen Anstand seinem Lieblinge die Wahrheit zu sagen.

Der Antheil Wolfgangs war, wie natürlich, ein inniger; man sprach viel über den Gegenstand, und Mozart hatte dabei mehr wie je Gelegenheit die kindliche Ergebenheit Haydn's in sein Geschick zu bewundern. Als er dies aber offen aussprach, lächelte Haydn milde, indem er zugleich sagte:

„Das, mein junger, feuriger Freund, — das lernt sich von selbst, wenn einem das Leben gezogen hat, wie mich."

Da flammte ein alter Wunsch in Mozart auf:

„Ach!" — rief er, und faßte Haydn's beide Hände — „lieber Herr Capellmeister, da kommen wir auf etwas, um das ich Sie gern schon lange gebeten hätte!"

„Und das wäre?"

„Theilen Sie mir, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, die Geschichte Ihres Lebens mit. Ich habe so manch' Wunderbares darüber gehört, — Ihre Größe als Musiker, — Ihre unübertreffliche Güte als Mensch, — Ihre edle Ergebenheit als Christ, schon so oft bewundert, daß es mich doppelt interessirt, die Lebensschule kennen zu lernen, die meinen würdigen, so hoch verehrten Freund gebildet hat."

Haydn's Blicke ruhten bei diesen Worten freundlich auf Mozart's offenen Zügen, die den unverkennbaren Stempel der Wahrheit und innigsten Theilnahme trugen.

„Ja!" — sagte er dann nach einer minutenlangen Pause — „eine Lebensschule war mein Dasein bisher allerdings, und eine Schule der höheren geistigen und sittlichen Ausbildung ist wohl das Leben für Jeden. Es mag daher auch immer für Andere von Interesse sein, zu hören, wie es uns gezogen hat, und so will ich Ihrem Wunsche gern entsprechen. Sie sind ja Musiker wie ich, und werden mich daher auch verstehen, denn mein ganzes Leben ist eigentlich Musik, und oft glaubte ich schon manches in meinem Inneren geheimnißvoll Verschlossene, was keine Worte auszusprechen vermochten, durch sie zu verstehen."

„Und warum das nicht?" — rief Mozart flammenden Auges. — „Ein Ton, — ein Accord ist oft ein süßer, glühender Kuß himmlischer Wesen, — eine Offenbarung der Geheimnisse des innersten Lebens, das uns, das die ganze Welt wunderbar durchströmt. Nur der Dichter versteht wohl so recht eigentlich den Dichter, — nur der Musiker den Musiker, wie nur Derjenige die Sprache der Begeisterung zu fassen vermag, der selbst im Heiligthume der Musen die Weihe der Begeisterung empfangen hat."

„So ist es!" — rief Haydn ergriffen und seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze. — „Sie verstehen mich, hören Sie daher meine Geschichte."

Und Haydn lehnte sich auf seinem Stuhle zurück, richtete die Blicke gedankenvoll in das Weite, als suche er dort die Bilder der fernen Heimath und begann:

„Auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich liegt

ein Dörfchen mit Namen Rohrau. Dort bin ich — vor jetzt neunundvierzig Jahren — geboren worden, und zwar von recht armen aber ebenso braven Eltern.

Mein Vater war ein Wagner; liebte dabei aber, wie alle Ungarn und Böhmen, die Musik über Alles und spielte die Geige ganz annehmbar. Auch meine Mutter — Gott habe sie selig — war musikalisch und, bei einer schönen Stimme, auf der Harfe gewandt. Ihr kennt ja das Sprichwort unseres Landes in Beziehung auf den musikalischen Sinn seiner Einwohner?"

„O ja!" — sagte Mozart — „wer sollte das nicht: „In zwei Häusern drei Geigen und ein Hackbrett."

„Es ist bezeichnend genug!" — fuhr Haydn fort und ein unendlich mildes Lächeln spielte um die Winkel seines Mundes. — „Darum liebe ich aber auch die Ungarn und Böhmen so innig. Gott hat sie gar sehr durch diesen Sinn für Musik gesegnet. Wie glücklich ist doch die Mehrzahl dieses Volkes, trotz der großen Armuth! Und warum? weil die liebe, süße Musik ihnen die Bürden des Lebens tragen hilft und jede freie Stunde durch einen einfachen erhebenden Genuß vergoldet! Ja, ja! ich lasse mir's nicht nehmen, es geht nichts über Musik! Sie beglückt schon den ärmsten, einfachsten Menschen, während sie dem Geweihten selbst das ferne unbekannte Geisterreich erschließt, — jenes Zauberreich voller Herrlichkeiten, wo ein unaussprechlicher süßer Schmerz, wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt!"

Haydn schwieg einen Moment, dann fuhr er fort:

„Da es, trotz allem Fleiße, meinem guten Vater auf dem abgelegenen Dorfe oft an Arbeit und damit an dem Nöthigsten gebrach, entschloß er sich, es wie gar manch' Anderer zu machen, und an Sonn- und Feiertagen auszuziehen, um am Wege oder vor dem Wirthshause mit der Mutter zu musiciren. Der Vater spielte dann die Geige, die Mutter aber sang gar lieblich zur Harfe. Ich weiß freilich nur noch wenig davon, obgleich sie mich schon als zwei- und dreijähriges Kind mitnahmen. Zu Hause konnten sie ja den armen Wurm nicht lassen. Aber Gottes Wege sind wunderbar. So soll ich denn einmal an einem schönen Sonntage auch zu den Füßen meiner Eltern gesessen haben, als der Schulmeister aus dem nahen Städtchen Haimburg vorbeiging. Das Lied der Mutter, das Spiel des Vaters gefiel ihm gar sehr; aber noch mehr soll ich seine Aufmerksamkeit erregt haben, da ich, ein dreijähriger bausbäckiger Junge, ein Brettchen an den Hals gestemmt hatte — just wie eine Geige — und mit einer Weidenruthe lustig darauf herumfidelte. Das Drolligste aber war — der alte ehrliche Schulmeister hat es mir später gar oft erzählt — daß ich kleiner Kerl schon damals genau Tact hielt, pausirte, wenn der Vater pausirte und Mutter Solo sang, und dann mit dem Vater wieder auf ein Sechszehntel einfiel. Das aber merkte sich der gute Schulmeister, und als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, nahm er mich auf in Haus und Schule und hielt mich wie seinen Sohn. Auch im Gesang, auf der Geige und den Pauken erhielt ich Unterricht."

„Alter, ehrlicher Freund!“ — rief hier Haydn mit sichtlicher Rührung — „du bist längst todt und zu Asche verfallen, aber in meinem dankbaren Herzen lebst du fort und fort, bis es zu schlagen aufhört!“

Er schwieg abermals eine kleine Zeit, bis Mozart ihn mit den Worten:

„Und wie ging es Ihnen nun weiter?“ — aus seinen Erinnerungen aufschreckte und in die Gegenwart zurückführte.

„Weiter?“ — wiederholte Haydn. — „Ja so! — — Nun, es waren gerade zwei Jahre, seit ich in Haimburg war, als der kaiserliche Capellmeister von Reuter, der zugleich der Musik in der St. Stephanskirche in Wien vorstand, den Dechanten in Haimburg besuchte. Der Dechant mochte mich leiden, und da ich eine gute Kinderstimme hatte, auch die Noten sicher traf, empfahl er mich Herrn von Reuter. Ich wurde geprüft und — nach Rücksprache mit meinen Eltern — mit nach Wien genommen, um, sieben Jahre alt, als Chorknabe in der St. Stephanskirche zu singen.“

„Das wird ein schmerzlicher Abschied von den Eltern und dem guten Schulmeister gewesen sein!“ — meinte hier Mozart.

„Das können Sie sich denken, mein Lieber,“ — entgegnete Haydn — „aber es war ein „Muß“ und doch auch ein Glück für die Eltern, welchen indessen der liebe Gott ein zweites Kind, meinen Bruder Michael, geschenkt hatte. Mir that freilich der Abschied auch wehe; aber lag dafür nicht die prächtige Kaiserstadt vor mir? und sollte

ich dort nicht im großen, großen Stephansdome singen, und noch viele Instrumente lernen? — — Und das geschah denn auch; ich blieb hier, bis in mein 16. Jahr Chorsänger, lernte und studirte aber dabei fleißig die Theorie der Musik und erwarb mir die nöthigen Kenntnisse auf weiteren Instrumenten."

„Auch versuchte ich mich — zehn Jahre alt — in sechszehnstimmigen Compositionen. Wissen Sie aber was ich damals von meinen Compositionen dachte?"

„Nun?" — frug Mozart.

„Ich glaubte damals" — sagte Haydn lächelnd — „je schwärzer das Papier, desto schöner die Musik." *)

„Und ging mir es anders?" — rief Wolfgang heiter und erzählte mit wenigen Worten von seinem eigenen ersten Compositionsversuche und den Tintenklecksen, die ihn schmückten. „Aber ich habe Sie unterbrochen!" — schloß er dann, und Jener fuhr fort:

„Das war nun alles gut, bis ich im sechszehnten Jahre mit meinem Sopran auch die Stelle als Chorsänger verlor. Mit dieser Stelle waren aber auch die glücklichen Tage der Sorglosigkeit dahin, die Prüfungen des Lebens sollten beginnen. Meine Lage war äußerst drückend. Von Niemand gekannt, ohne alle und jede Mittel, allein dastehend in dem großen Wien, ohne irgend einen Beschützer, blieb mir nichts übrig als ein elendes Dachstübchen zu miethen und durch Unterricht mein Leben kümmerlich zu fristen.

---

*) Haydn's eigener Ausspruch.

Und doch, mein lieber Mozart gab es Stunden, in welchen ich glücklich, recht glücklich war. An meinem von Würmern zernagten Claviere, beneidete ich nicht das Schicksal der Könige!*) Seht" — fuhr hier der große Meister der Töne fort — „so ist, was Ihr selbst vorhin sagtet, das Leben eine Hoheschule für uns; und wißt Ihr, was es mich in jener Zeit lehrte?"

„O ja!" — rief mit hoher Verehrung Mozart — „zwei Tugenden, die Sie vor Allem schmücken: Zufriedenheit und jene wunderbare Bescheidenheit, die Ihren Charakter so liebenswürdig macht!"

„Ja!" — sagte Haydn und nickte bestätigend mit dem Haupte: — „Zufriedenheit, Bescheidenheit und Gottvertrauen hat mich jene Zeit gelehrt, und ich danke daher noch heute meinem Schöpfer für die mir damals auferlegten Prüfungen; denn durch jene drei Himmelsschwestern ward mir Frieden und Heiterkeit der Seele. Aber Gott gab mir auch in all' meiner damaligen Bedrängniß Freude! So fielen mir um jene Zeit unter Anderem die sechs ersten Sonaten von unserem herrlichen Emanuel Bach in die Hände. Welch' ein Schatz für mich! Ich stand nicht eher vom Claviere auf, bis sie von vorn bis hinten durchgespielt waren, und wer mich kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen Styl

---

*) Haydn's eigene Worte.

gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir einst ein Compliment darüber!" *)

„Da sprach Bach die Wahrheit!" — sagte Mozart — „dies beweisen ja Ihre wunderbar-schönen Streich-quartette und vor allen Dingen Ihre Symphonien!"

„Lassen wir das!" — versetzte Haydn freundlich abwehrend. — „Sunt mala mixta bonis; wohl und übel gerathene Kinder! **) Kommen wir lieber zu meiner Erzählung zurück."

„Und wie kamen Sie nun zu Esterhazy?"

„Auf Wegen, die mir jetzt wie ein Fingerzeig Gottes, wie die Führung eines liebenden Vaters erscheinen, wenn es mir auch in jenen Tagen nicht immer so bedünken wollte."

„Nun?"

„Dem armen, verlassenen und alleinstehenden Jüngling ward endlich das Glück in einer seiner Schülerinnen, dem Fräulein von Martinez, eine Beschützerin zu finden. Sie war eine Freundin Metastasio's und lebte bei ihm. Ich unterrichtete sie in Gesang und Clavier, und erhielt dafür bei Metastasio Wohnung und freien Tisch."

„Nun!" — rief Mozart freudig — „da waren sie ja geborgen. Metastasio ist reich, der Poeta Cesareo, mit der Gunst des Hofes beehrt, prachtvoll wohnend......"

„Das" — versetzte Haydn, milde lächelnd — „be-

---

*) Haydn's eigene Worte.

**) Haydn's eigener Ausspruch.

durfte ich nicht. Ich danke es aber dem alten Herrn noch heute, daß er mir ein Stübchen im fünften Stocke einräumen ließ und ein warmes Bett gab; denn da ich für mein Orgelspiel bei den barmherzigen Brüdern nur sechszig Gulden jährlich und für meinen Unterricht bei meist unbemittelten Leuten, so wie für mein Mitspielen in verschiedenen Orchestern gar wenig bekam, so mußte ich die Wintertage, aus Mangel an Holz, im Bette zubringen, in welchem ich freilich fleißig componirte." *)

„Aber diese Compositionen" — rief Mozart bewegt — „die brachten Ihnen gewiß doch Geld ein?"

„O ja!" — sagte Haydn lächelnd — „ich erhielt für jede vollstimmige Menuett von den Tanzwirthen der Leopoldstadt zwei Gulden Conv. Münze, für einen Ländler anderthalb Gulden...."

„Aber, mein Gott!" — rief Mozart in immer größerem Staunen — „warum ließen Sie denn diese wunderschönen Tänze, die jetzt in den Sälen der Fürsten und Könige, wegen ihrer Leichtigkeit, ihrer Anmuth und Jugendfrische Alles bezaubern, nicht stechen?"

„Weil ich keinen Verleger fand!" — entgegnete Haydn ruhig. — „Ich hatte ja damals noch keinen Namen, — kannte Niemanden, dem ich meine Compositionen widmen konnte. Man lachte mich, den damals noch ganz unbekannten, armen Musikanten daher auch aus, als ich von Verlegen sprach."

---

*) Historisch.

Mozart seufzte tief auf, Haydn aber fuhr ruhig fort: „Jedenfalls hatte ich durch Metastasio's Umgang den großen Vortheil, Italienisch auf leichte Weise lernen zu können und so manches von der Aesthetik der Musik zu hören, was mir später sehr nützlich war. Auch lernte ich dort meinen unvergeßlichen alten Porpora kennen. Indeß.... Fräulein von Martinez verließ Wien. Ich verlor abermals Tisch und Wohnung — und.... — wäre dem alten Elend verfallen gewesen, wenn mir nicht der Himmel — wie durch ein Wunder — in der Leopoldstadt, wohin ich mich zurückgezogen, auf's Neue einen edlen Mann entgegengeführt hätte. Sie kennen ihn und haben unstreitig schon von ihm, als meinem Schwiegervater, gehört. Zwar war es nur ein Friseur, aber unter seinem einfachen Kleide schlug ein menschenfreundliches Herz. Er nahm mich auf, wie seinen Sohn, gab mir Kost und Wohnung und besorgte selbst, da er weit praktischer war, als ich, den Verkauf meiner Compositionen. So war ich 18 Jahre alt, als ich mein erstes Quartett componirte, das, ich darf es wohl ohne Eitelkeit sagen, reichen Beifall erntete."

„Und ihn verdiente!" — fügte Mozart mit dem Ausdruck warmer Verehrung bei.

„Dieser Beifall aber feuerte meinen Eifer zu ähnlichen Arbeiten an. Zwar fielen sogleich die Kritiker und die Pedanten über meinen armen Namen her; aber ich kümmerte mich nicht viel darum; meine innerste Ueberzeugung sagte mir: daß ein Werk durch zu strenge und zu eigensinnige Befolgung der Kunstregeln an Geschmack und Ausdruck

verliere. Ich ging daher meinen eigenen Weg, folgte der inneren Stimme und dem Drang der Seele,.... und..... that gut daran. Jetzt war ich froh und glücklich. Ich lebte und webte in der Musik, und wenn ich auch gar oft hungrig zu Bette ging, da mir selbst manchmal das liebe Brod fehlte — ich hatte ja von meinem kleinen Einkommen auch meine guten Eltern zu unterstützen — so dankte ich doch dem lieben Gott mit frohem Herzen für die schönen Gaben, die er mir hinsichtlich der Musik verliehen, und die mein Leben doch immer in einen rosigen Schimmer hüllten. Ich gab Unterricht, schrieb Tänze, spielte nach wie vor die Orgel und Abends durchzog ich mit einigen Freunden und Kunstgenossen die Straßen, um meine Compositionen aufzuführen. Eines Abends nun sangen wir eine Serenade zu Ehren der Gattin des damals so allgemein beliebten komischen Schauspielers Kurz, bekannt unter dem Namen Bernarden. Sie gefiel sehr und Kurz hatte kaum erfahren, daß dieselbe von mir sei, als er zu mir kam und mich bestürmte, ihm eine Oper in Musik zu setzen. O je! wie sträubte ich mich damals vor dieser Aufgabe, nicht aus Mangel an Lust und Kenntnissen, wohl aber aus Furcht, in einem noch so unreifen Alter — ich war damals neunzehn Jahre alt — etwas Tüchtiges leisten zu können. Aber Kurz und mein späterer Schwiegervater ließen nicht nach, und so kam meine erste Oper: „Der hinkende Teufel" zur Welt."

„Die auch Ihr Glück machte!" — sagte Mozart.

„Allerdings!" — versetzte Haydn. — „Zwar durfte

sie, ihrer satyrischen Tendenz wegen, nur dreimal gegeben werden; aber.... sie machte den edlen und wohlwollenden Fürsten Esterhazy auf mich aufmerksam, der mich denn auch bald an die Spitze seiner Capelle stellte."

„Und für den Sie, in dieser Stellung, die wunderschönen, von aller Welt mit Begeisterung aufgenommenen Symphonien, und die herrlichen Quartette schrieben, die ein Schatz der deutschen Musik sind!" — rief hier Mozart mit flammenden Blicken, — „während Sie zugleich, seit den mehr als zwanzig Jahren ihrer Anstellung als Dirigent der fürstlich esterhazyschen Capelle, diese zu einem europäischen Rufe erhoben."

„Um...." — fügte Haydn traurig hinzu — „jetzt von ihr scheiden zu müssen."

„Ich kann es nicht glauben!" — sagte Mozart tief bewegt. — „Fürst Esterhazy....."

„Hier ist sein Brief!" — fiel Haydn ein. — „Sein Entschluß steht fest; denn — wie ich ihn kenne — hätte er sonst diese Zeilen nicht geschrieben. Aber warum soll ich auch murren? Hat der liebe Gott mich nicht immer in meinem Leben wunderbar-herrlich geführt? Auch diese Trennung von meiner jetzigen Stellung, die mir allerdings sehr, sehr schwer wird, hat er in seinem weisen Rathe beschlossen; wer kann wissen, wohin er mich führen will? Ich füge mich willig und werde — mit dem innigsten Danke gegen ihn und den edlen Fürsten Estherhazy, dem ich unendlich viel Gutes verdanke — meine Stelle niederlegen."

Haydn hatte dies ruhig und milde gesagt; aber ein leises Schwanken seiner Stimme verrieth den tiefen Schmerz seiner Seele. Und Mozart?... Er ehrte diesen Schmerz zu sehr, um ihn in irgend einer Weise durch künstliche oder erzwungene Mittel heben zu wollen. Ein so tiefes und reiches Gemüth, wie das des edlen Joseph Haydn, trug in sich selbst die beste Kraft zu seiner Bewältigung. Wolfgang Amadeus schied daher bald.

Haydn aber saß noch lange still und unbeweglich da, und schaute mit trüben Blicken vor sich hin. Er sah das schöne Werk zerfallen, das er mit so unendlich vieler Mühe gestiftet, mit so großer Ausdauer so lange erhalten hatte. Jetzt sollte es in Stücke gehen! In die Welt hinaus sollten alle die vielen wackeren Künstler ziehen, die seine Capelle gebildet, — Einer nach dem Anderen dahin, dorthin .....

Aber was ist das? — Warum flammen plötzlich Haydn's Augen? — Warum ist er aufgesprungen und steht nun, wie verklärt, hoch aufgerichtet da? — Hat sich dem Auge seines Geistes eine höhere Welt erschlossen? Rauscht über ihm mit ausgebreiteten Adlerflügeln der Genius der Tonkunst dahin? — Ja! ja!.... er ist es, der ihn in diesem Momente erfaßt hat und mit der Allgewalt des Göttlichen hoch über den Schmerz und die Sorgen des Lebens hebt. Er ist es, der Genius der Tonkunst, der ihm zuruft: Haydn, hier ist zu große Nachgiebigkeit Schwäche. Erhebe Dich, Du, den ich meiner Liebe gewürdigt, trete mit der Tonkunst für die Tonkunst ein. Auf!

lasse sie noch einmal mit der vollen Kraft ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit sprechen, und — — Du wirst siegen!“

Und Haydn rief: „Ja es sei! — Einer nach dem Andern! — Eines nach dem Andern! — — Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe!“

Das letzte Licht

Vier Wochen waren seit jenem Tage verstrichen. Heute sollte das letzte Concert sein, welches Fürst Esterhazy durch seine Capelle unter der Direction Joseph Haydn's zu geben gedachte.

Der ganze hohe Adel Wien's war dazu eingeladen; denn wer nur je die Räume des Esterhazyschen Palais betreten, hatte mit Schmerz und Leidwesen den Entschluß des Fürsten vernommen, diese unübertreffliche Capelle aufzulösen, und wollte nun wenigstens den letzten Genuß, den sie bot, nicht versäumen. Außer dem hohen Adel aber, waren nur noch wenige hervorragende Größen der Künstlerwelt geladen, und unter diesen befanden sich Metastasio, Ritter von Gluck und Mozart.

Der Abend kam, und je tiefer sich Wien in das Dunkel der allmälich hereinbrechenden Nacht hüllte, desto heller

und strahlender trat der Esterhazysche Palast hervor, bis er, aus allen seinen Fenstern ein Meer von Licht ergießend, wie das Schloß einer Fee erglänzte. Prachtvoll namentlich gestaltete sich das Hauptportal, das, in einen Wald von Sträuchern, Bäumen und Blumen umgewandelt, gar Manchem von den vielen Hunderten, die sich da draußen staunend drängten, wie der Eingang zu einem Paradiese erschien.

Aber strahlender noch wie nach Außen, war der Palast Esterhazy heute nach Innen. Alle diese Säle, Empfangs-, Spiel- und Vorzimmer glänzten in fürstlicher Pracht; und was noch mehr heißen will, die Pracht ging mit einem auserlesenen Geschmack Hand in Hand.

Dennoch herrschte ein gewisser Ernst, man könnte fast sagen, eine Mißstimmung unter den Anwesenden, da die beabsichtigte Auflösung der Capelle — die gewissermaßen durch das heutige Concert ihren Abschied erhielt — allgemeine Mißbilligung fand. Auch sprach man überall in vereinzelten Gruppen von diesem Verluste; denn die überaus glänzende Gesellschaft war bis jetzt noch nicht in den Concertsaal eingetreten, sondern nahm, in die weiten Prachträume des Palais nach Lust und Liebe vertheilt — die feinen und köstlichen Erfrischungen ein, die reichgallonirte Diener auf und in silbernen Gefäßen darboten. Daß der Name Haydn in diesen Gesprächen vielfach genannt wurde, versteht sich wohl von selbst. Namentlich geschah dies eben jetzt zwischen zwei stattlichen Herren. Der eine von ihnen, mit Orden bedeckt, gehörte augenscheinlich der

hohen Aristokratie an. Aber wenn auch der andere — nur den päpstlichen Orden des goldnen Sporn tragend — einer weniger exclusiven Stellung sich erfreuen mochte, so verkündete doch der Ausdruck seines geistreichen Gesichtes, die stolze Haltung seines Hauptes, die feine Art und Weise, wie er sich bewegte, daß er sich in solchen Kreisen zu Hause fand, und wohl einen Adel trug, der höher begründet war, als dies durch Brief und Siegel — und wären diese von Kaisern und Königen — geschehen könnte. Ersterer war Graf Zichy, letzterer Ritter von Gluck.

„Es ist unrecht, — bei Gott, es ist unrecht!" — sagte jetzt Graf Zichy. — „Wenn ich der Fürst wäre, ich würde mich nicht von dieser trefflichen Capelle, aber noch weit weniger von Haydn trennen. Er ist einer unserer größten Männer!"

„O das ist gewiß," — entgegnete Gluck, mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung. — „Groß im Kleinen und noch größer im Großen — die Ehre unseres Zeitalters."

„Immer reich und unerschöpflich!" — fuhr Zichy fort. — „Und dabei neu und überraschend!"

„Erhaben selbst, wenn er zu lächeln scheint!" — sagte Gluck. — „Hat er doch unseren Instrumentalstücken, namentlich den Quadros und Symphonien eine Vollendung gegeben, die vor ihm Niemand ahnte."

„Und spricht nicht Alles, wenn er sein Orchester in Bewegung setzt?!" — fiel Graf Zichy ein.

„So ist's!', — entgegnete Gluck. — „Jede, sonst unbedeutende Füllstimme in den Werken anderer Componisten

wird oft bei ihm zur entscheidenden Hauptparthie. Jede harmonische Künstelei, sei sie selbst aus dem Zeitalter der grauen Contrapunktisten, steht ihm zu Gebote. Aber sie nimmt statt ihres ehemaligen steifen Wesens, eine gefällige Gestalt an, so bald Haydn sie für unser Ohr benutzt."

„Und doch glaubt man mit allen seinen Sachen schon vertraut zu sein, auch wenn man sie zum erstenmale hört!"— meinte der Graf.

Gluck lächelte: — „Das ist, weil er die große Kunst besitzt, in seinen Sätzen bekannt zu scheinen. Dadurch wird er, trotz aller contrapunktischen Bedeutsamkeit, dennoch populär und jedem Liebhaber angenehm, während er andererseits immer Originalität behauptet."

„Und seine Symphonien! — Wir werden heute zum Abschiede eine neue hören?"

„Ich glaube!"

„Sie sind herrlich."

„Ja, kindlich-heiter, geistvoll und sehr fließend!" — versetzte Gluck. — „Eine nie erschöpfte Gedankenquelle, gepaart mit Sicherheit und Gewandtheit, führen das Ohr unvermuthet in Wildnisse und Tiefen, wohin es einer so graziösen Leitung gerne folgt."

„Und" — rief Zichy — „immer reich belohnt wird."

„Sie sprechen von Haydn, Excellenz!" — sagte in diesem Augenblicke die Baronesse Waldstetten, indem sie, leicht grüßend, hinzutrat.

„Zu dienen, meine Hochverehrte!“ — entgegnete Graf Zichy, indem er und Gluck die würdige Dame ehrfurchtsvoll begrüßten.

„Nun“ — fuhr diese fort — „ich habe die letzten Worte Ihres Gespräches gehört. Darf ich Ihnen sagen, wie mir Haydn vorkommt.?“

„Bitte, ja!“

„Haydn macht es wie ein schlauer Redner, der, wenn er uns zu etwas überreden will, von einem allgemein als wahr anerkannten Satze ausgeht, den Jeder einsieht, Jeder begreifen muß.“

„Vortrefflich!“ — rief Gluck.

„Seine Musik“ — fuhr die Baronesse fort — „geht dadurch dem Gehör glatt ein, weil wir wähnen, etwas Leichtfaßliches, schon Vernommenes zu hören; allein bald finden wir, daß es nicht das wird, nicht das ist, was wir glaubten, daß es sei, — daß es werden sollte. Wir hören etwas ganz Neues und staunen über den Meister, der so schlau Unerhörtes uns unter dem Anstrich des Allbekannten zu bieten wußte.“

„Ich bewundere Ew. Gnaden!“ — rief hier Gluck. — „Ein treffenderes Urtheil über Haydn habe ich noch nicht gehört.“

„Sie stimmen mir also bei?“

„Vollkommen! Und diese liebenswürdige Popularität gibt seinen Compositionen bei aller Fülle von Harmonieaufwand und Instrumentation eine so unendliche Klarheit und Verständlichkeit, daß sie alle Welt mit Leichtigkeit

faßt. Ich erwarte mir noch Großes, sehr Großes von Haydn!“

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren des Concertsaales geöffnet, und die funkelnde blitzende, rauschende Menge strebte nach den Sitzen. Fürst Esterhazy führte die alte Fürstin Colloredo; Mozart stand hinter dem Sessel seiner Schülerin, der Gräfin Rombeck, die an der Seite der Baronesse Waldstetten Platz genommen hatte. Auch der Baron van Swieten und Gluck fanden sich hier ein.

Das Concert begann. Es war in seiner ersten Abtheilung ausgezeichnet, wie immer, bot aber nichts Auffallendes; nur war nicht zu verkennen, daß etwas Trübes und Gedrücktes im Orchester wie bei den Zuhörern vorherrschte. Selbst die Wahl der Stücke beförderte diese Stimmung, die anfing peinlich zu werden. Mozart hatte eine Thräne im Auge; Fürst Esterhazy aber biß sich so stark auf die Lippen, daß sie fast bluteten. Niemand ahnte, was ihn der Entschluß, seine geliebte Capelle zu entlassen, kostete — zumal in dieser Stunde.

Jetzt aber wuchs die Spannung allgemein. Man wußte, daß Joseph Haydn für die zweite Abtheilung dieses Abschieds-Concertes eine neue Symphonie componirt hatte, und erwartete sich daher Großes. Groß und imponirend mußte der große Mann doch scheiden.

Endlich gab der Fürst ein Zeichen und Haydn, der sich bis dahin mit Colloredo unterhalten hatte, trat zu seinem Pulte. Er war blaß, — blässer sogar als gewöhn-

lich und der unsichere Schein des vor ihm brennenden, mit einem grünen Schirme bedeckten Lichtes, gab ihm fast etwas Geisterhaftes. Unverkennbar war dabei der Ernst, welcher in seinen Zügen lag, und der doch jenen milden Ausdruck nicht verwischen konnte, der Haydn als Mensch und Musiker charakterisirte.

Jetzt fiel der Tactstock des Capellmeisters — die Symphonie begann — — alle Herzen schlugen höher!

Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht des Erdenlebens, und die Lichtstrahlen waren Töne. Melodien rauschten auf und nieder und auf dem tönenden Strome wiegten sich Engel, spielend in stillem Entzücken. Wer aber den Meister näher kannte, der hörte, wie diese Töne sagten: Wenn auch Alles wankt und uns verläßt, du, ewiger Genius der Musik, du verläßt den nicht, der dich liebt, und sich dir hingegeben hat. Der treueste Freund, — die höchste, heiligste Geliebte ist die Kunst! Wo fänd' ich Trost, wenn ich sie nicht hätte? — Preis und Dank daher, dir, du ewiges Wesen, daß du sie den Kindern der Erde, — daß du sie auch mir zur Begleiterin durch's Leben gabst!"

So fühlten zwar gerade nicht Viele der Anwesenden mit, aber Alle ergriff doch diese einfache, kindliche Musik — die gleichsam ein Blick in das Paradies war — die die Herzen freudig erhob und doch mit tiefem Schmerz den Verlust gerade jetzt doppelt fühlen ließ, der Allen bevorstand, wenn ihr Meister schied und diese herrliche Capelle zu sein aufhörte.

Auch Fürst Esterhazy bewegten solche Gedanken. Fast kam etwas wie Reue über ihn. Schon sein Stolz hatte durch den unseligen Entschluß viel gelitten, seine Eitelkeit nicht minder, und nun sprach auch noch seine Liebe zur Kunst gar beredt zu ihm, — oder vielmehr thaten dies in ihrem Namen die Töne, die der Meister und durch ihn das Orchester, wie feurige Pfeile nach seinem Herzen sandten. Esterhazy hatte die ganze Selbstbeherrschung eines Welt- und Staatsmannes nöthig, um nicht wankend in seinem Entschlusse zu werden und die Bewegung seines Inneren nicht zu verrathen.

Doch was ist das? — Die Pauken schweigen. Der junge Mann, der sie geschlagen, packt leise ein, löscht sein Licht und — geht.

Unerhört! Das war in einer fürstlichen Capelle noch nie vorgekommen.

Aber die Musik tönt weiter; man achtet nicht auf den Gehenden.

Doch wie? Auch die Trompeten packen sachte ein, löschen ihre Lichter — und — verschwinden?

Eine leise Bewegung gibt sich im Saale kund.

Und ein Blasinstrument nach dem andern verstummt, — löscht sein Licht — und zieht sich zurück.

Aber die Musik geht fort und fort, — nur leiser und leiser! — Und immer weniger Instrumente, — und

immer mehr Lichter, die erlöschen, — und immer düsterer und einsamer im Orchester!

Ein leichter Schauer durchrieselt hie und da die spannenden Hörer, wenn auch ein Lächeln das Ungewöhnliche begleitet. Des Fürsten Esterhazy Augen aber feuchten sich: „Haydn!“ — murmelt er leise — „warum mich so quälen!“

Und die Bässe verstummen und — ihre Lichter löschend — verschwinden auch sie. Die beiden Cello folgen — die Bratsche ..... und jetzt klagt in dem dunkel gewordenen Orchester nur noch die erste Violine in sanften schmachtenden Tönen, — in leisen Seufzern ihr Leid. Es ist der Schwanengesang der Capelle — das Lebewohl des Meisters — die wehmüthig süße Erinnerung an eine schöne Zeit, — an schöne Abende, an herrliche Kunstgenüsse. Alles ist ja vergänglich, warum sollte es die edle, großherzige Gunst eines edlen Fürsten gegen die Musik nicht auch sein? — Alles ist ja vergänglich auf dieser Welt, warum nicht das schöne Band, das hier so viele wackere Künstler zu großen und herrlichen Leistungen aneinanderknüpfte? — Lebt wohl, ihr Brüder und Freunde; wie die Instrumente hier einzeln abfallen und gehen, so zieht auch ihr einzeln in die Welt — einer nach dem Andern — und ein Licht der Freude, stillen Glücks nach dem andern erlöscht! Lebt wohl ihr Alle! — Leb' wohl, du edler Fürst, der du bis dahin so viel für die Kunst gethan, — lebe wohl — und nimm unseren heißen, innigen Dank!“

So rief, in wundervollen, unendlich zarten Tönen, die

allein übrig gebliebene erste Violine — dann verstummte auch sie, — das Licht erlosch, — der Künstler ging.

Jetzt war nur er noch da, der Meister.

Todtenstille herrschte rings umher. Die Herzen konnte man schlagen hören. — —

Und Haydn legte den Stab, den er so würdig, so tüchtig über zwanzig Jahre lang geführt, still nieder, löschte ebenfalls sein Licht — verneigte sich tief .... aber in demselben Augenblicke brach ein Sturm des Beifalls los, wie ihn wohl noch kein fürstlicher Concertsaal gehört!

„Bravo! Bravo Haydn!" ertönte es aus jedem Munde und alle Hände waren Beifall spendend in Bewegung, — und in vielen, vielen Augen, die sonst nicht gewöhnt waren, sich zu feuchten, glänzten Thränen.

Fürst Esterhazy aber hatte sich rasch erhoben; alle seine Gründe waren durch die beredten Töne der „Abschiedssymphonie" widerlegt; — sein großes Herz, sein kunstliebender Sinn siegten über die kleinlichen Bedenklichkeiten — und rasch zu Haydn hineilend, faßt er die beiden Hände des tiefbewegten Mannes und rief:

„Haydn! Ihr bleibt und meine Capelle auch!"

Da donnerte ein neuer Jubel durch den Saal, und Alles drängte sich zu Haydn und zu dem Fürsten heran, beiden Glück zu wünschen.

Zuletzt gelangten auch Mozart und Gluck zu dem —

jetzt so glücklichen — Freunde. Ernst faßte der Ritter, treuherzig Mozart seine Hand, und wie nun die drei größten Musiker ihrer Zeit so vereint dastanden, da tönte es zum drittenmale wie Sturmgebrause.

Der Genius der Musik aber schwebte unsichtbar über diesem herrlichen Dreigestirne und — lächelte selig!

Die „Entführung aus dem Serail.“

Mozart's Oper: „Die Entführung aus dem Serail“ war vollendet und ging ihrer Aufführung entgegen; aber neben den freundlichen Hoffnungen des Meisters zischte — im Staube kriechend — die alte Schlange des Neides. Salieri spielte im Vereine mit den übrigen in Wien lebenden Italienern und Feinden Mozart's, in Oesterreichs Kaiserstadt gerade dieselbe Rolle, die einst Fioroni in Mailand übernommen hatte. Aber er war dabei so schlau und vorsichtig, daß Wolfgang Amadeus auch nicht die leiseste Ahnung von dieser Falschheit überkam.

Im Gegentheil hielt er Salieri nach wie vor für seinen besten Freund. Und war es ein Wunder, daß Wolfgang Amadeus Mozart eine Masse von Feinden hatte?

Außer seinem täglich wachsenden Ruhme — und die

Gerüchte von der bezaubernden Musik der „Entführung“ erfüllten schon lange vor der Aufführung die Stadt — machte man ihm auch seine etwas herb schmeckende Freimüthigkeit und seine Vorliebe für das Kritisiren, welche sich so offen wie sein ganzer Charakter war, kund gab, und welche er auch in Gesellschaft nicht zurückzuhalten vermochte, zum Vorwurfe. Sprach er sich doch gegen Jedermann ohne Unterschied ganz freimüthig aus, als ob sein ungemeines Talent nicht an und für sich schon tödtliche Beleidigung genug für alle diejenigen gewesen wäre, deren Werke und Spiel er tadelte.

Unter den italienischen Meistern aber, die damals in Wien lebten, gab es schon welche, die mit Salieri weit genug blickten, um einzusehen, daß Mozart ihr Verderben werden müsse; daß seine neue deutsche Oper, die schon jetzt so viel von sich sprechen machte, der erste Streich sei, den er gegen die Universal-Monarchie der italienischen Oper führe, und daß die Deutschen, von ihm geführt, ihnen zuletzt ebenso den musikalischen Scepter aus den Händen winden würden, wie die Vorfahren derselben Italien den Scepter der Welt geraubt hatten. Die Wunden, welche man auf diese Weise dem italienischen Nationalstolze schlug, mußten tief und unheilbar sein, zumal er sich aus seinen letzten Verschanzungen vertrieben und in seiner Eigenliebe an der verwundbarsten Stelle getroffen sah.

Was aber das Erbärmlichste war, viele deutsche Musiker, welche die einfältige Eitelkeit besaßen, auf Mozart eifersüchtig zu sein, machten mit den Italienern gemein-

schaftliche Sache. Hätten doch diese armen kleinlichen Seelen auf Gluck und Haydn gesehen, wie hätten sie sich schämen, wie eines Anderen belehrt werden müssen. Und zu all diesen Gehässigen kamen nun auch die italienischen Sänger und Sängerinnen, die natürlich ebenfalls für den Untergang der italienischen Oper, als der Quelle ihrer Existenz, bangten, und sich daher um ihre Maestri par aris et focis schaarten.*)

Alle diese Menschen zusammen, nebst ihrem Anhange, bildeten nun einen feindlichen Phalanx gegen Wolfgang Amadeus, an dessen Spitze — freilich in Unsichtbarkeit eingehüllt — Salieri stand.

Aber warum verharrte Salieri denn in dieser Verborgenheit und suchte den verhaßten Nebenbuhler nicht mit Gewalt zu vertreiben? — Warum? — Weil Salieri ein schlauer Italiener, ein feiner Weltmann war. Muß man denn immer gleich zu den äußersten Mitteln schreiten? So lange es heutigen Tages der Haß unter den sogenannten gebildeten Menschen vermeiden kann, geht er dramatischen Katastrophen aus dem Wege. Man ergeht sich vielleicht im Geheimen mit stiller Befriedigung an dem Gedanken: wie angenehm es sei, den verhaßten Feind vergiften zu können, ohne daß es die Welt merke; aber man hütet sich doch eine solche That zu begehen; — einmal, weil es immer gefährlich bleibt, und dann — weil es eigentlich in unseren aufgeklärten Zeiten gar nicht nöthig

*) Oulibicheff: I. 191. 192. 193.

ist, so viel zu wagen. Die Feinde grüßen sich, sprechen miteinander, drücken sich herzlich die Hände und flüstern einander in die Ohren; .... es sind gute Bekannte, Zunftgenossen, Mitbrüder in Apollo, selbst Freunde.

Man sieht sich und besucht sich gegenseitig, wie Mozart Salieri sah und besuchte, der ihn stets auf die herzlichste Art empfing. Der Teufel verliert aber bei diesem Verfahren doch nichts gegen das frühere, wo Dolch und Gift noch mehr Mode waren. Denn .... statt den Menschen physisch zu morden, wird er jetzt moralisch um's Leben gebracht!

Diese Kunst aber verstanden, wie wir bereits wissen, Mozart's Feinde vortrefflich, und sie gingen, von Salieri geführt in ihren Machinationen mit so vieler strategischer Kunst zu Werke, daß unser Freund nur die Folgen davon empfand, ohne daß es ihm gelang, den geheimen Umtrieben recht auf die Spur zu kommen.

Bis jetzt freilich waren nur erst die Mienen gelegt. Mozart schrieb im Auftrage des Kaisers, — Joseph II. verehrte sein Talent und liebte seine Person, — Wien war begeistert für ihn! Da war ein entschiedenes Auftreten noch nicht zu wagen. Fuhr man aber consequent in den Verläumdungen fort, mit welchen man begonnen, und zu welchen Mozart's unbefangenes und unvorsichtiges Wesen so viel Veranlassung gab, so konnte man sicher sein, ihm bald den Boden der kaiserlichen und der Volksgunst unter den Füßen hinweggezogen zu haben.

Die neue Oper: „Belmonte und Constanze"

oder „Die Entführung aus dem Serail“ kam also nach Hindernissen verschiedener Art endlich zur Aufführung,*) und wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen. Man war entzückt von dieser herrlichen Musik, der Jubel wollte nicht enden und die meisten Stücke mußten da capo gesungen werden. **) Eine ziemlich verzweigte Cabale war übrigens doch schon diesmal zu bemerken, nur konnte sie es nicht wagen, ihre Mißtöne durch die allgemein erschallenden Applause und Bravo's hören zu lassen. Die Ueberzahl der Gutgesinnten war zu bedeutend, als daß man ihr ungestraft hätte entgegentreten können. Die Neider trösteten sich aber mit der Hoffnung ein andermal eher durchzudringen.***)

Unter ungeheuerem Zudrange wurde nun die neue Oper schon in den ersten vierzehn Tagen viermal gegeben. Wer war glücklicher als Amadeus?! Entzückt schrieb er an seinen alten Vater; — innig flehte er diesen an, ihm nun auch die Einwilligung zu seiner Verheirathung mit seiner geliebten Constanze zu geben, da es ihm ja nun nicht mehr fehlen könne. Und siehe! der alte gute Vater willigte ein. Aber — o Schmerz und Verzweiflung! — — Constanzens Mutter blieb auch jetzt bei ihrem Entschlusse: Mozart — so sehr sie ihn schätzte und so sehr sie selbst

*) Es war den 12. Juli des Jahres 1782.

**) Oulibicheff I. 189. Nissen: 459. u. f. Jahn III. Thl. S. 69. S. Niemtscheck u. s. w.

***) Oulibicheff I. 189.

diese Liebe freute — doch nur dann die Hand der Tochter zu bewilligen, wenn er in der That eine feste Anstellung, die ihn und eine Familie zu ernähren vermöge, aufzuweisen habe.

Mozart war außer sich! — Auch er hoffte ja sicher auf eine Anstellung bei dem neu zu errichtenden deutschen Theater — — aber — — — wie lange konnte diese noch auf sich warten lassen. Kaiser Joseph II. hatte wenigstens bis jetzt noch kein Wort darüber geäußert. Und konnte diese Oper — konnte „die Entführung aus dem Serail," die so voll süßer Gefühle, voll schmachtender Liebe war, das Herz der Mutter nicht rühren, — was dann!

Wolfgang Amadeus war eben voll Verzweiflung aus dem „Auge Gottes," — dem Hause, in welchem Weber's wohnten, — getreten. Die Mutter hatte mit Milde, aber auch mit ebensoviel Entschiedenheit ihr letztes Wort gesprochen; Constanze, in Thränen schwimmend, sich von Amadeus getrennt.

Es war schon spät am Abend, der aber nach der drückenden Hitze des Tages, kaum eine Spur von Labung brachte.

Mozart war es unerträglich. Seine schönsten Hoffnungen lagen abermals zertreten vor seinen Füßen... Er hätte die Welt zertrümmern können! Und zu dem Aerger über der Mutter Eigensinn und der daraus entspringenden namenlosen inneren Unbehaglichkeit, kam nun auch noch die äußere hinzu. Moralisch und physisch war die

Atmosphäre, die ihn umgab, niederdrückend und kaum zu athmen.

Es war dies einer jener Momente, in welchem man sich, wenn man poetisch denkt, Jupiters Blitz wünscht, um die ganze Welt zu zerschmettern; oder auch irgend Jemand zum Durchprügeln; — oder einen Kometen, der in demselben Augenblicke auf unsere Erde losführe und sie in tausend Stücke sprengte!

Wolfang Amadeus wünschte dies alles auf einmal. Er wußte in der That nicht wohinein, wohinaus? Freilich war Constanze dadurch noch nicht für immer für ihn verloren, aber doch für jetzt! Und er wollte, er konnte nicht mehr länger ohne die Geliebte sein!

Aerger, Zorn und Hitze trieben den Schweiß in dicken Tropfen auf seine Stirne. Er lechzte nach Kühlung — nach irgend etwas Wildem .... nach irgend einem Exceß, als Blitzableiter des inneren Aufruhrs. Er hätte ein paar Flaschen Champagner hinunterstürzen können, um sich mit Willen zu berauschen und den Aerger hinabzuspühlen und zu vergessen. Aber seine Stimmung war nicht darnach, die Freunde aufzusuchen. Er stürmte daher fort .... hinaus! .... wohin, wußte er selbst nicht!

Endlich blieb er vor einem Volksgarten stehen, der feenhaft illuminirt war, und aus dem Lachen und Jubel ihm entgegenschallte. Aber nicht diese hatten seine Füße plötzlich wie mit Zauber umstrickt, sondern die Töne einer fernen Musik. Es war ein ganz neuer reizender Ländler, den man dort spielte.

„Der ist von Haydn!“ — rief Mozart nach einigen Minuten — „oder ich will meinen Kopf verlieren!“

Und jetzt trat eine wirklich nette Scene ein. Das Mährchen von dem Magnetberge erzählt, daß, wenn sich jenem Berge ein Schiff nähere, alles was daran von Eisen sei, durch die Gewalt des Magnetes so stark angezogen werde, daß es, trotz aller widerstrebenden Banden, nach dem Berge hinfliegen müsse. So ging es jetzt mit Mozart. Es war hm in diesem Augenblicke gewiß nichts verhaßter als Lachen, Jubel, vergnügte Menschen und Illumination und doch kam er — die Hand lauschend an das Ohr haltend — immer einige Schritte näher. Haydn's Musik übte eine magische Anziehungskraft auf ihn. Alles andere vergessend und nur Ohr für diese lieblichen Töne, näherte er sich langsam, Schritt vor Schritt, durch einen dunkelen Nebengang, dem Mittelpunkte des Gartens, an welchem sich, unter einem chinesischen Pavillon, das Orchester befand. Jetzt stand er vor ihm. Daß neben ihm die vergnügungssüchtigen Wiener und Wienerinnen lustig zechten, schmausten, scherzten und lachten, bemerkte er nicht. Mozart hörte nur, und wiegte, in glücklichem Vergessen alles Unangenehmen, beifällig den Kopf nach dem Takte. Erst als die Musik schwieg und er tüchtig mit applaudirt hatte, bemerkte er, wo er war.

„Verwünscht!“ — murmelte er mit finster zusammengezogenen Augenbrauen — „wo bin ich da hingekommen!“

Und eben wollte er sich umdrehen und den Ort verlassen, der so gar nicht zu seiner jetzigen Gemüthsstimmung paßte,

als dicht neben ihm ein Champagnerpfropf mit lautem Knalle aufflog. Unwillkührlich wandte sich Amadeus um — — — aber er glaubte der Schlag müsse ihn treffen, er stand vor Lange, der mit einem lustigen und überraschten: Mozart! von seinem Tische auffuhr und Wolfgang entgegeneilte.

Es giebt Tage im Leben, wo einem Alles verkehrt geht, und Unangenehmes sich auf Unangenehmes häuft; — Unglückstage an welchen, legte man sich in's Bett, um ja jedem weiteren Unfall zu entgehen, sicher die Decke einfallen und einem todtschlagen oder doch verletzen würde.

Ein solcher Tag schien heute für Mozart im Kalender zu stehen. Unangenehmeres hätte ihm ja gar nicht begegnen können, als jetzt Lange — den er in München glaubte — hier zu treffen: Lange, der ihm seiner Zeit Aloysia's Liebe entzogen, der diese unglücklich gemacht und gerade dadurch Schuld daran war, daß Constanzens Mutter ihm die Hand der Geliebten vorenthielt, bis er eine solide Anstellung habe.

Mozart machte daher zu der Bewillkommnung auch eine so sauer süße und grämliche Miene, daß Lange lachend frug: ob er Leibschmerzen habe?

Amadeus, ohnedem ärgerlich und gereizt, sagte ihm hierauf kurz und bündig die Wahrheit, und daß das Unglück, welches er über Aloysia gebracht, nun auch sein Lebensglück zu zerstören drohe.

Aber Lange verlor seinen Humor nicht. Er nöthigte Mozart niederzusitzen, was dieser — um nicht auffällig

zu werden — annehmen mußte. Schenkte ihm ein Glas des perlenden Schaumweines ein und sagte dann:

„Das ist vortrefflich!“

„Wie so?“ — entgegnete Wolfgang finster. — „Was ist vortrefflich? Etwa Ihr Benehmen gegen meine Schwägerin? oder mein Unglück, das Sie verschuldet?“

„Einmal, daß ich Sie treffe, mein lieber Schwager in spe!“ — sagte Lange mit dem Ausdruck so wahrer Freude, daß Mozart's Aerger bedeutend nachließ. — „Ich bleibe nämlich nur wenige Tage hier und hätte Sie sonst wohl schwer getroffen. Zweitens: daß ich Ihnen selbst meinen Glückwunsch zu dem glänzenden Siege darbringen kann, den Sie mit Ihrer „Entführung“ gefeiert, — und endlich, daß mir der Zufall vielleicht gerade günstig ist, Ihnen zu vergelten, was Sie einst in Mannheim für mich gethan.“

„Lassen wir das.“

„Nicht doch! Gedenken Sie noch unseres Zusammentreffens in Neckarau?“

„Warum nicht. Es war für mich ein Tag, wie der heutige.“

„Wie so?“

„Meine schönsten Hoffnungen waren zertreten. Ich hatte auf meine Bewerbung um eine Stelle am Churfürstlichen Hofe eine abschlägige Antwort erhalten, und war voll Verdruß nach Neckarau gelaufen, wie heute hieher.“

„Wie das klappt!“ — rief Lange. — „Kellner noch eine Flasche Champagner,.... aber von demselben!“

„Ich trinke nicht mehr!“ — sagte Mozart.

„Was?“ — entgegnete Lange in seinem bekannten komischen Pathos in dem er so hinreißend sein konnte: — „sagt Hamlet nicht:

„Der König bringt die Nacht am Schenktisch hin,
„Trinkt zu, und windge Hofgunstpilze taumeln;
„Und wie er Züge Rheinweins niederschlürft,
„Verkündet im Triumph Trompet und Pauke
„Den ausgebrachten Trunk.“

„Ihr seid der Töne König, Mozart! — Dies Glas dem Genius Eurer edlen Kunst!“

Lange hatte dies so launig gesagt und Amadeus so freundlich dabei angeblickt, daß dieser lächelnd anstieß.

Als beide die Gläser ausgeschlürft, frug der Erstere:

„Und was gedenken Sie nun, in Beziehung auf Constanze, zu thun?“

Mozart zuckte die Achseln: „Ich weiß es wahrlich nicht.“

„Wie?“ — rief Lange, indem er seine Hand auf Mozart's Arm legte und diesem so fragend in das Antlitz schaute, als habe er etwas ganz Unglaubliches gesagt: — „Sie wissen wirklich nicht, was Sie jetzt thun sollen? Sie.... der „Constanze und Belmonte“ oder „die Entführung aus dem Serail“ componirt hat.... Sie wissen dies nicht?“

„Was hat meine Oper damit zu schaffen?“

„Was sie damit zu schaffen hat? Sie sollen sie selbst aufführen...... praktisch.... im Leben! Belmonte

Mozart sein, und Ihre Constanze statt aus dem Serail, aus dem „Auge Gottes" entführen."

„Tollheit!" — rief Mozart, nahm sein Glas und trank es aus.

„Natürlich nicht in die weite Welt!" — sagte Lange lächelnd. — „Zu irgend einer bekannten Familie, dort lassen Sie sich trauen und damit ist die Sache abgemacht. Ich kenne meine Schwiegermama. Sie ist unerbittlich, so lange Sie bitten .... und so gefügig wie ein guter Diplomat bei einem fait accompli."

Mozart schüttelte den Kopf:

„Das hieße Constanze compromittiren. Außerdem ist die Mutter in der letzten Zeit sehr fest geworden."

„Das heißt eigensinnig."

„Sie könnens auch so nennen; aber sie meint es doch immer gut dabei. Nein! ich mag sie nicht kränken."

„Und dann?"

„Muß ich wohl auf eine Anstellung warten."

„Ich gratulire!" — rief Lange hier lachend. — „Wissen Sie wie Morton im „Fürstenknecht" sagt:

„Warten macht Scharten,
„Warten macht alt,
„Ueber das Warten
„Manch' Herz wird kalt."

„Wir lieben uns aufrichtig und treu."

„Zweifle nicht im Mindesten. Wie lange aber — darf ich wohl fragen — warten Sie nun schon auf eine Anstellung?"

Wolfgang Amadeus biß sich auf die Lippen. Dann sagte er:

„Ich habe meine Oper im Namen des Kaisers geschrieben und Joseph II. hat mir versprochen ....“

Aber Lange füllte die Gläser und summte durch die Lippen:

„In der Jugend da hatt' ich ein lieb, lieb Lieb,
„O mich däuchte das Liebeln genehm:
„So die Zeit zu verbringen, o wie ich es trieb,
„O mich dünkt, wohl war es bequem.
„Nun hat mich das Alter, der schleichende Dieb,
„Mit den knöchernen Klauen umspannt,
„Bald hat er mich von der Erde geschifft,
„Als hätt' ich sie nimmer gekannt.“

„Lassen Sie Hamlets Todtengräber sein Liedchen“ — sagte jetzt Mozart. — „Ich bin noch jung und Kaiser Joseph wird Wort halten.“

Aber Lange fuhrt in seiner Weise fort:

„Wort halten? — schlimmes Ding!
„Ist Wort doch Wind, ist Laut, ist Schall,
„Ist Münz aus Luft geprägt —
„Ein Hauch — ein Nichts im All!“

Mozart ließ jetzt, da es ihm peinlich war, sich von Lange regaliren zu lassen, auch eine Flasche Champagner kommen, obgleich ihm der, im Aerger und in der Aufregung getrunkene Wein, heiß zu machen begann. Zugleich suchte er ein anderes Gespräch anzuknüpfen, aber Lange unterbrach ihn und sagte:

„Lieber Mozart, ich muß noch einmal auf meinen

Vorschlag zurückkommen. Ich bin gränzenlos leichtsinnig, das ist wahr, — aber ich bin deßhalb nicht undankbar. Glauben Sie mir dies?"

„Ja!"

„Nun haben Sie mir aber nicht nur seiner Zeit in Mannheim große Freundschaft erwiesen, — ich habe auch manches Unrecht bei Ihnen gut zu machen, namentlich die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die durch mich zwischen Sie und Constanze geschoben sind."

„Das wird unmöglich sein."

„Nichts in der Welt ist unmöglich!" — rief Lange heiter — „wenn man nur Muth, List und Keckheit besitzt. Sie erinnern sich vielleicht des Spruches, der mein Leben regiert: „Man muß nicht sich den Sachen, sondern die Sachen sich unterwerfen." Das heißt also auf Ihre Lage angewandt: Sie müssen nicht so thöricht sein, mit Ihrem Liebesglück warten zu wollen, bis es dem Schicksal beliebt, Ihnen die Heirath fein bürgerlich möglich zu machen; — nein, den Teufel auch! ein so genialer Kerl wie Sie, der heirathet und nimmt sich sein Liebes- und Lebensglück mit kecker Hand selbst, und dann muß Mama „Ja!" sagen, auch wenn's dem eigensinnigen Schicksal gefällt, die Anstellung noch etwas warten zu lassen!"

Mozart's Kopf schwindelte. Er stürzte auf's Neue ein Glas Champagner hinab, dann rief er:

„Bei Gott! Sie haben nicht Unrecht!"

„Nun sehen Sie!" — fuhr Lange fort — „da will

ich denn mein Unrecht gut machen. Vertrauen Sie mir und in wenig Tagen ist Constanze Ihr liebes Weibchen."

„Topp!" — rief jetzt Mozart und die Gläser klangen — „auf eine glückliche Entführung aus dem Auge Gottes!"

Die Entführung aus dem Auge Gottes.

„Ich begreife von allen den Geschichten nichts!" — sagte Frau Weber kopfschüttelnd — „wo soll ich denn hin? warum mich so putzen? — und wo steckt denn nur Constanze?"

Diese Frage war an ihre jüngste Tochter Sophie gerichtet und mit einiger Ungeduld ausgestoßen, da Frau Weber heute schon zu wiederholtenmalen Constanzen vermißt hatte und in der gewöhnlich so geregelten Haushaltung auf allerlei Dinge gestoßen war, die sonst nicht vorkamen.

Gewöhnlich pflegte Constanze schon in der Frühe Meubles und Hausgeräthe abzustauben; heute saß — was dem scharfen Auge der ordnungsliebenden Mutter nicht entging — der Staub dick auf Stühlen und Tischen. Sonst kam fast nie eine Klage über das Mittagsessen vor; heute

wurde es eine halbe Stunde später als gewöhnlich fertig, die Suppe war versalzen, das Gemüse nicht recht geschmälzt und der Braten angebrannt. Nachmittags pflegte Constanze, neben der Mutter sitzend, häusliche Handarbeiten vorzunehmen; heute kam sie gar nicht von ihrem Zimmer und auch die letzten acht Tage schloß sie sich oft dort ein.

Frau Weber hatte das alles wohl bemerkt; aber sie schrieb es der abschlägigen Antwort zu, die sie jüngst Mozart gegeben. Sie dachte: das wird sich schon wieder machen, schwieg und schüttelte nur hie und da bedenklich mit dem Kopfe. Jetzt aber war sie doch ungeduldig geworden und verlangte ernstlich von Sophie Auskunft.

„Aber, liebe Mutter," — sagte diese daher — „von was für Geschichten sprichst du denn?"

„Von all' den Unordnungen, die seit einigen Tagen und namentlich heute in der Haushaltung vorkommen!" — entgegnete die Mutter streng. — „Da ist nichts abgestaubt, das Essen nicht zur rechten Zeit auf dem Tische, alles verdorben, versalzen und verbrannt! Ich begreife gar nicht, was da vorgeht!"

„Aber, lieb Mütterchen!" — fuhr Sophie fort und hing sich schmeichelnd an Frau Weber, — „kann einem denn nicht so etwas einmal passiren? Bedenke doch nur welchen Kummer Constanze im Herzen trägt; da steht einem der Kopf oft nach ganz anderen Dingen."

„So?" — frug die Mutter, und trotz ihrem Unwillen stahl sich doch ein Lächeln in ihre Züge. — „Du sprichst wohl aus Erfahrung, Jungfer Altklug; ist fünfzehn Jahre

alt und will wissen, daß einem bei solchen Sachen der Kopf nach anderen Dinge stehe!"

„Ach!" — rief jetzt Sophie tief erröthend — „ich habe mir das ja nur so gedacht."

„Es ist gut!" — sagte die Mutter etwas milder — „meine gute Constanze dauert mich ebenso sehr, als Amadeus. Aber — Gott weiß es — ich kann und darf nicht anders. Mozart ist ein vortrefflicher Mensch..... aber über alle Maßen unpraktisch, wie alle Genies. Hat er einmal einen festen Gehalt, nun schön, dann kann man sich darnach richten; aber so?"

„Er verdient ja aber doch so viel?"

„Und giebt noch mehr aus! Ich kenne das. Amadeus hat auch nicht den leisesten Begriff, weder von dem Werth des Geldes, noch von den Bedürfnissen einer Haushaltung, und ist außerdem so herzensgut, daß er — nur um seine Frau zu beglücken — im Stande wäre, Summen für die nichtssagendsten Dinge zu verschwenden und hinterher fehlte auf Monate das Brod im Hause."

„Sie sind zu streng, Mütterchen!"

„Ich bin streng, weil ich das Wohl meines Kindes im Herzen trage. Ich habe mit der armen Aloysia, die jetzt noch, ihrer Gesundheit halber, in Nizza weilt, genug erlebt. Aber wo ist denn Constanze?"

„Auf ihrem Zimmer!"

„Und was macht sie?"

„Ich weiß es nicht; sie hat sich eingeschlossen."

„Ich kann das geheimnißvolle Wesen nicht leiden, das

sich seit acht Tagen bei ihr eingeschlichen!“ — versetzte die Mutter. — „Constanze war sonst so offen.“

„Sie wird weinen!“ — sagte Sophie bewegt.

Aber diese wenigen Worte trafen das Mutterherz so tief, daß Frau Weber sich nach der Seite wenden und mit etwas anderem beschäftigen mußte, um Sophien nicht zu zeigen, was in ihr vorging. Aber die schlaue Sophie hatte es wohl bemerkt. Innig küßte sie jetzt die Wangen der Mutter und sagte mit schmeichelndem Tone:

„Wirst du uns jetzt aber auch die Freude machen, dich in deinen besten Putz zu stecken.“

„Aber wozu denn?“

„Du sollst's schon erfahren.“

„Also wieder ein Geheimniß?“

„Denke es wäre Weihnachten, und deine Kinder wollten dich mit etwas überraschen.“

„Kind, Kind!“ — rief Frau Weber jetzt kopfschüttelnd — „das sind Possen! Ich bin zu alt geworden für dergleichen.“

„Mütterchen!“ — schmeichelte Sophie — „hast du mich lieb?“

„Sage mir wohin es geht.“

„Ich kann es nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil man ein Geheimniß nicht ausplaudern darf. Aber wenn du einen Funken Liebe für deine Kinder hast....“ Und die kleine Schmeichlerin herzte und küßte und streichelte die Mutter so lange, bis die gute Frau lächelnd nachgab.

„So mag es sein!“ — sagte sie endlich. — „Aber du mußt mir beim Ankleiden helfen.“

Und beide gingen nach dem Schlafzimmer der Frau Weber.

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Untergange. Ein schweres Gewitter, das den Mittag sich zu entladen gedroht, war glücklich vorübergezogen und nur einzelne gewaltige Wolken lagerten jetzt noch wie riesige Gebirgsmassen im Westen. Prachtvoll vergoldete die Sonne ihre Ränder, die wie flüssiges Feuer leuchteten, während sich jene, wie ein Phönix immer tiefer in die Gluthen senkte.

„Ein herrlicher Sonnenuntergang!“ — sagte jetzt Mozart, der aus dem Fenster seines Zimmers das großartige Naturschauspiel beobachtete. — „Das Gewitter zog vorüber, wir bekommen einen göttlich schönen Abend!“

„Ein gutes Omen!“ — entgegnete Lange, der im Reiseanzug neben Amadeus stand, und daher um so mehr von jenem abstach, als Mozart sich in seinem besten Festkleide befand. Er war geschmückt wie ein Bräutigam und seine Züge strahlten doppelt, einmal von dem Wiederschein der untergehenden Sonne und dann vor innerer Seligkeit.

„Ein gutes Omen!“ — wiederholte Mozart, — „Gott gebe, daß es so sei, und daß das Gewitter, das mich und meine gute Constanze heute noch bedroht, ebenso glücklich vorüberziehe, wie jenes.“

„Fällt dem Herrn schon wieder das Herz in die Schuhe?“ — frug Lange spöttelnd.

„Das nicht!“ — entgegnete Mozart — „aber wenn nun die Mutter nicht einwilligt!“

„Sie wird es!“ — tröstete Lange. — „Gott! ich kenne die Weiber, die alten und die jungen! Glauben Sie, daß sie Ihren gemeinsamen Bitten widerstehe und jenen einer so vornehmen Fürsprecherin, wie die Baronesse Waldstetten ist? Alles wird sie imponiren, ihr Herz fassen und erweichen, die hohe Berührung ihrer Eitelkeit schmeicheln...“

„Gerade diese Dinge drücken mich!“ — sagte Mozart. — „'S ist immer kein ehrlicher, offener Weg!“

„O Belmonte-Mozart!“ — rief hier Lange laut auflachend — „so ist Ihre ganze „Entführung aus dem Serail“ erlogen! und er intonirte: „O wie ängstlich, o wie feurig schlägt mein liebevolles Herz!“ — Hat wahre, ehrliche Liebe nicht immer Recht gegenüber dem Pascha-Despotismus eigensinniger Eltern? Wollen Sie etwas anderes, als sich und Constanze — mithin auch ihre Mutter, die ihr Kind wirklich liebt — glücklich wissen?“

„Gewiß nicht!“

„Nun — so sein Sie auch so kein Gewissenskrämer! Muthig, Belmonte-Mozart — jedenfalls heißt es hier nicht: Erst geköpft und dann gehangen!“

„Es fehlt auch nicht an Muth!“ — sagte Mozart — „aber ich bin in dem Gedanken, meine Constanze heute noch als mein liebes Weib in meine Arme zu schließen, so namenlos glücklich .... daß ich zittre, wenn ich an die Möglichkeit einer Vereitlung dieser Hoffnung denke.“

„Wer vor der Schlacht an die Möglichkeit, sie zu ver-

lieren, denkt, wird sie freilich nicht gewinnen!" — sagte Lange achselzuckend.

In diesem Augenblicke fuhren zwei prächtige Wagen am Hause vor.

„Die Equipagen der Frau Baronin!" — rief Mozart und drückte die Hand gegen das Herz, so heftig schlug es.

„Also an's Werk!" — sagte Lange und griff nach seinem Hute. — „Ich habe nichts mehr dabei zu thun, als den Ausgang abzuwarten. Um Mitternacht reise ich ab."

„Und wie soll ich Ihnen danken, Lange?" — rief Mozart, ihm beide Hände entgegenstreckend.

„Für was?" — frug Lange heiter. — „Ich habe bei der ganzen Geschichte nichts gethan, als den Gedanken gegeben, den Plan ausgeheckt: und — allenfalls einige Scrupel in dem allzuehrlichen Kopfe eines gewissen Herrn Mozart vertrieben."

„In der That...."

„Nur keine Worte!" — rief Lange. — „Wenn Sie glücklich mit Ihrem Weibchen sind, hat der Leichtfuß Lange doch wenigstens die Beruhigung, seinem edlen Freunde Mozart Gutes mit Gutem vergolten zu haben. Und nun mit unserem göttlichen Shakespeare:

„Der König — — Bettler, nun vorbei das Spiel,
„Das End' ist gut, wenn es nur so ausfiel,
„Daß ihr zufrieden, was vergelten mag
„Der Fleiß, euch zu gefallen, Tag für Tag.
„Daß stets uns euer mildes Urtheil bliebe!
„Weiht eure Hände uns, nehmt unsre Liebe!"

Und mit einem pathetischen Gruße, als ob er ein König sei, verschwand Lange.

Mozart eilte zu den Wagen. — — —

Auf dem Landgute der Baronin von Waldstetten herrschte heute ein ungemein reges Leben. Der Haupteingang, die Treppe, die Corridors, der Salon und mehrere Nebenzimmer waren mit Blumen und Guirlanden gar freundlich geschmückt. In dem Saale erwartete eine mit wahrhaft fürstlicher Pracht gedeckte Tafel eine kleine Gesellschaft von nur neun Personen zu einem köstlichen Soupé, in einem der Zimmer aber war sogar ein kleiner allerliebster Hausaltar errichtet, der aus Blumen hervorwuchs, Bibel und Crucifix trug, und von vierzehn auf schweren silbernen Girandolen brennenden Wachskerzen erhellt wurde. In demselben Zimmer befand sich ferner ein katholischer Priester im Ornate, in ein tiefes Gespräch mit der Herrin des Hauses verloren, die ihm so eben ein kaiserliches Handbillet übergeben, worauf derselbe den übrigen Anwesenden — unter welchen sich der Landrath von Zetto und die Herren von Thorwart und van Swieten befanden — erklärte, daß die Sache geordnet sei. In demselben Augenblicke fuhr der Staatswagen der Baronesse vor, die Diener flogen herbei und aus demselben stieg Mozart und seine Braut.

Aber wie zitterte die arme Constanze, — wie bleich war sie heute, — wie ängstlich schmiegte sie sich an den

geliebten Mann, der sie eben aus dem „Auge Gottes“ entführt hatte.

Freilich war dies mit Constanzens Wissen und Willen geschehen; aber erst nach langem Bitten und Flehen, nach vielen Besprechungen und einer Zusammenkunft mit der würdigen Baronin von Waldstetten, der mütterlichen Freundin Mozart's. Nur eines hatte sich Constanze vorbehalten: Vor der Trauung mußte das „Ja!“ der Mutter erwirkt werden können. Jetzt lag sie — vor Erregung, Freude und Angst leise weinend — der Baronin in den Armen.

Unterdessen hatte aber auch die zweite Equipage Frau Weber und die kleine Sophie abgeholt, ohne daß die erstere ahnte, wohin es gehe und was es geben sollte. Vergebens bestürmte sie ihre Tochter auf dem ganzen Wege mit Fragen. Freundlich — aber unerbittlich wich diese aus. Im Stillen schmeichelte es indessen doch der guten Frau, in einem so eleganten Wagen mit so prächtiger Livree zu fahren. Sie ward nach und nach stille und schüttelte nur noch den Kopf. Unwillkürlich mußte sie dabei an die Märchen von Tausend und eine Nacht denken. Aber ihr Staunen wuchs, als sie plötzlich auf einem schönen Landsitze ankamen, Diener mit silbernen Leuchtern herbeisprangen, und sie die blumengeschmückten Treppen hinaufführten. Wohlgerüche drangen ihr hier aus den Zimmern entgegen und eine sanfte, liebliche Musik schlug an ihr Ohr.

Frau Weber hatte keine Worte, sie schüttelte nur immer in Verwunderung das Haupt und strich sich mit der

Hand über die Stirne, als ob sie sich überzeugen wolle: ob sie wache oder träume. Plötzlich nahm die Musik einen kirchlichen Charakter an; aber die Weise war so fromm, so innig, so kindlich flehend, daß es der guten Frau ganz warm um's Herz ward. Da sprang eine Flügelthüre auf,— sie stand geblendet.

Eine Fülle des Lichtes strömte von dem gegenüber liegenden Altare aus, vor dem der Priester stand. Und die Lichtstrahlen vermählten sich mit den frommen Tönen und auf ihren Wellen schienen Engel des Himmels herabzuschweben.

Aber du mein Gott, was ist denn das?! Ist jenes bleiche zitternde Mädchen in dem einfachen weißen Kleide, den Myrthenkranz im Haare, denn nicht Constanze? — Constanze, die sich, einer Ohnmacht nahe, an Amadeus schmiegt?

Frau Weber wischt sich die Augen. Es kann ja nicht sein, — Constanze ist zu Hause, in ihrem Zimmer eingeschlossen. Wie sollte sie auch hieher kommen? was hier thun? was sollte dieser Anzug?

Aber das alles ist ja nur ein Moment, da liegen Constanze und Amadeus zu der Mutter Füßen und flehen:

„Mutter! geliebte theuere Mutter, gib uns deinen Segen! Laß uns durch Gottes heiligen Priester Mann und Frau werden; wir lieben ja einander so innig und können nicht mehr ohne einander sein!“

Da wird Frau Weber klar, was geschehen: — „Eine Entführung!“ — lispelte sie — „man will mich zwingen?“

Aber ehe sie noch weiter sprechen kann, tritt die edle Hausfrau hinzu, gibt sich zu erkennen und erklärt der überraschten Mutter alles. Wie ihr Amadeus, den sie fast wie einen Sohn betrachtet, sein Leid geklagt, — wie sie mit seiner treuen, aufrichtigen Liebe Mitleid empfunden; — wie sie gesehen, daß er sich in dieser Liebe verzehre und wie sie daher seinen Bitten, ihm bei der beabsichtigten Entführung beizustehen, nachgegeben habe; doch sei alles — auf Constanzens bestimmtes Verlangen — so angeordnet worden, daß im letzten Augenblicke die Einwilligung der Mutter noch eingeholt werden könne. Und zu der Baronin beredten Vorstellungen und der Kinder Bitten, gesellte sich jetzt auch noch die Zusprache Herrn von Thorwarts, der, als Vormund der Weber'schen Kinder, der Mutter rechte Hand war, und als endlich auch noch der Priester hinzutrat und mit mildem Ernste an die Worte erinnerte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht trennen!“ — da konnte Frau Weber nicht mehr widerstehen:

„In Gottes Namen denn!“ — rief sie aus — „so gehört euch einander an. Ich war nur, das wißt ihr Beide, aus mütterlicher Sorge und Vorsicht bis jetzt dagegen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Gott gebe euch seinen Segen und mache euch glücklich!“

Und mit diesen Worten legte sie ihre Hände auf die Häupter der in seligem Entzücken vor ihr knieenden Kinder. Und als nun auch der Priester sein Amt verrichtete, und das gegenseitige „Ja!“ laut und mit gerührtem Herzen ertönte, und die holde Braut in Thränen der Wonne aus-

brach, da wurden alle Augen feucht, selbst die des Geistlichen, und Alle wehte es an wie ein Hauch aus einer verklärten seligen Welt.*)

Aber welch' ein Jubel folgte nun der heiligen Handlung. Mozart war ausgelassen vor Lust und erstickte fast mit seinen Küssen Constanze, die Mutter, Sophie, ja selbst die alte, würdige Herrin des Hauses!

Ein wahrhaft fürstliches Soupé folgte nun der Festlichkeit. Plötzlich aber überraschte den glücklichen Maestro auch noch die gediegene Aufführung einer sechszehnstimmigen Harmonie von seiner Composition.

Ach! wer war da glücklicher als Mozart. Seine geliebte Constanze — jetzt sein herziges, süßes treues Weib — im Arme, fühlte er sich ein Krösus im Reiche der Liebe, — ein **König im Reiche der Töne!**

Bis spät in die Nacht blieben die glücklichen Menschen bei einander; dann kehrten die Herren, — nachdem sie noch einmal auf „die Entführung aus dem Auge Gottes" und das Glück der Neuvermählten angestoßen — in den Wagen der Baronesse nach Wien zurück; der Mutter aber und Sophien waren auf dem einen, — dem jungen glücklichen Ehepärchen auf dem anderen Flügel des Landhauses reizende Zimmer angewiesen.

Welch' ein Gefühl für Amadeus, als er nun mit Constanze allein war. Er hielt sie in seinen Armen, —

---

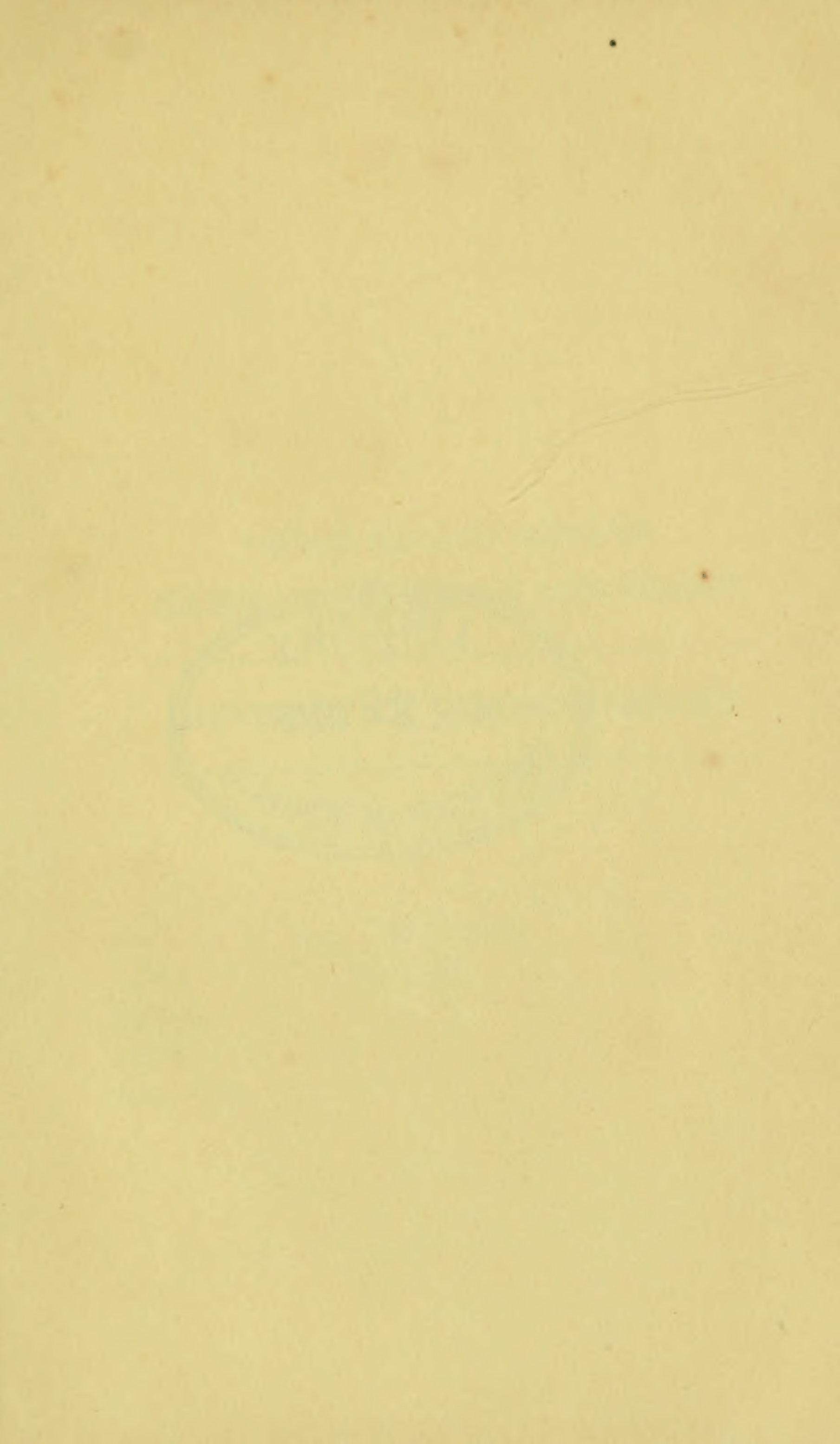
*) Mozarts eigener Brief an seinen Vater. Wien d. 7. Aug. 1782.

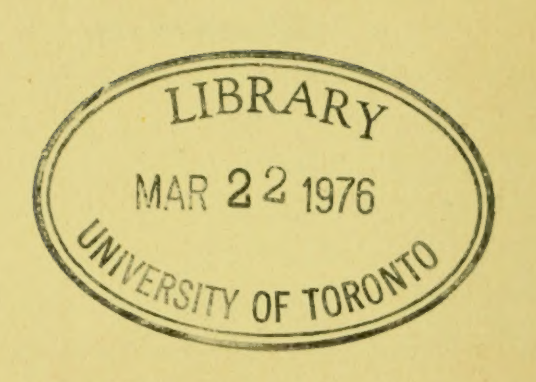
aber es schwindelte ihm bei dem Gedanken: „Sie ist nun ganz dein!“ Da ertönte noch einmal von ferne die Musik. Es war das Rondo von Belmonte: „Wenn der Freude Thränen!“ Und weinend vor Seligkeit hielten sich Beide fest und innig umschlossen.

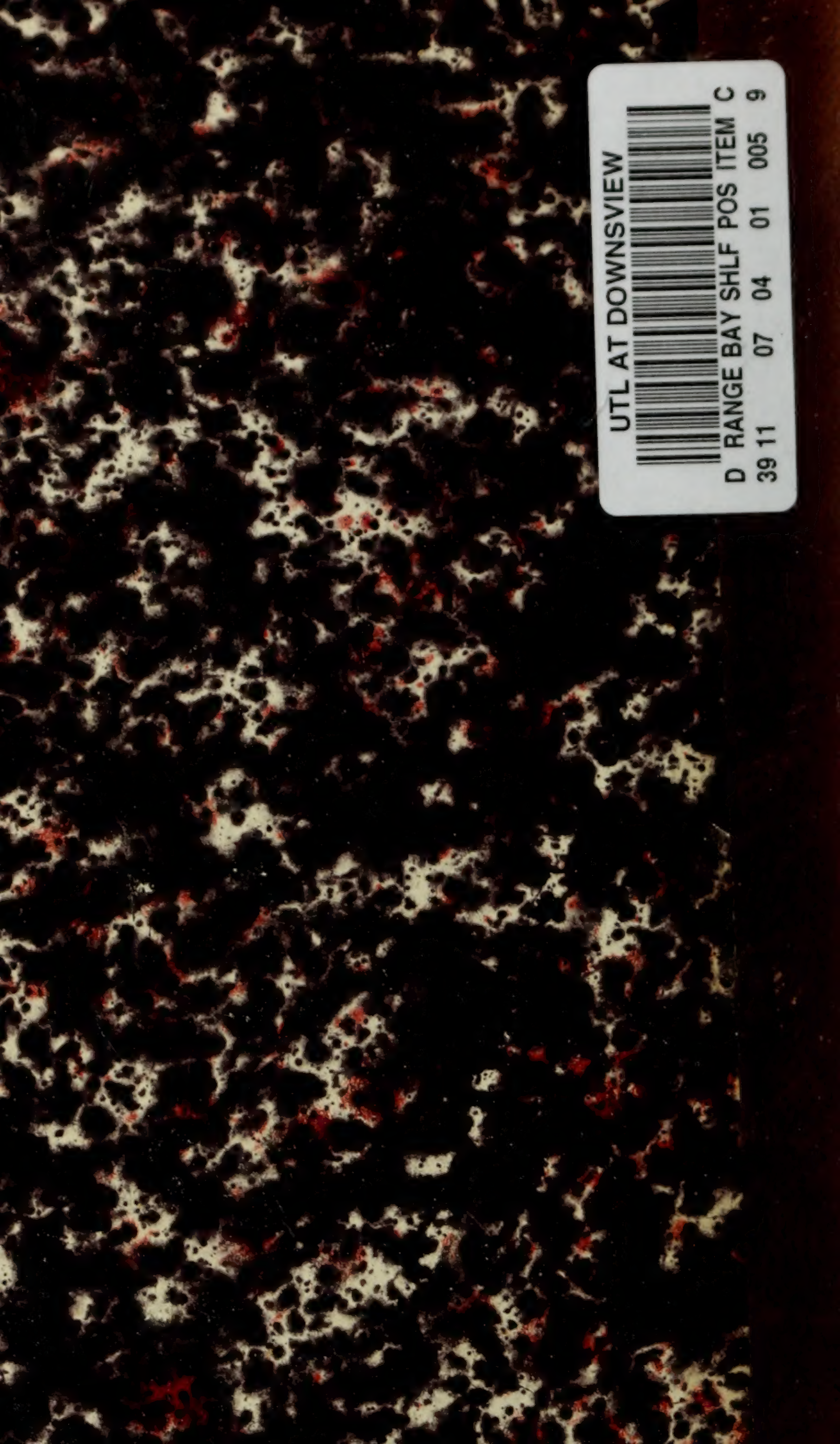
O du edler, du großer König der Töne — es war der schönste Moment in deinem Leben!

Ende des vierten Theils.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 01 005 9